

SHLOMO GRABER



DENN
LIEBE
IST STÄRKER ALS
HASS

Sie vernichteten meine ganze Familie,
aber meinen Glauben an das Gute
konnten sie mir nicht nehmen.

Riverfield

Ein Jahrhundertleben: spannender als ein Roman –
lehrreicher als mancher Ratgeber. Es ist die
Lebensgeschichte eines Mannes, die so bewegend
und faszinierend ist, dass man förmlich in sie
eintaucht und mitgerissen wird.

Shlomo Graber überlebte als Jugendlicher drei
Konzentrationslager und verlor seine ganze
Familie. Aber mit unbeugsamem Lebensmut baute
er sich eine neue Existenz auf, und das sogar
mehrmals. Sein Credo könnte aktueller nicht sein:
»Die Liebe wird immer über den Hass siegen.«



ISBN 978-3-9524463-0-0

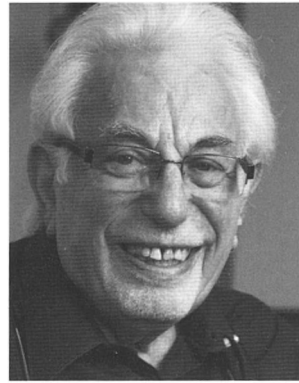


Shlomo Grabers Autobiografie *Denn Liebe ist stärker als Hass* ist die Lebensgeschichte eines Mannes, der die Hölle des Holocaust am eigenen Leib miterlebt und dennoch bewiesen hat, dass Hass niemals die Antwort auf Hass sein kann.

Während des Zweiten Weltkriegs wurden Shlomos Familie und er selbst zweimal deportiert. In Auschwitz ermordeten die Nazis fast seine ganze Familie. Doch wie durch ein Wunder und mit einem unglaublichen Lebenswillen, überlebte er nicht nur die unfassbaren Qualen von drei Konzentrationslagern, sondern auch den berüchtigten Görlitzer Todesmarsch.

Bei seiner Befreiung, am 8. Mai 1945 war Shlomo 18 Jahre alt und begann ein neues Leben: Er wanderte nach Israel aus, wo er eine Familie gründete. Vor über 25 Jahren lernte er seine jetzige Frau kennen. Seither lebt und arbeitet er in Basel.

Shlomo Graber blickt weder im Zorn noch mit Verbitterung auf sein Leben zurück. Gewalt und Fanatismus lehnt der Holocaust-Überlebende kategorisch ab und verurteilt sie entschieden. Trotz seines hohen Alters hält er regelmäßig Vorträge an Schulen und in Gemeinden, um der Jugend Werte wie Toleranz, Respekt und Liebe zu vermitteln. Seine Motivation, seine Lebensfreude und sein einzigartiger Humor – sie überzeugen und beeindrucken.



Shlomo Graber wurde 1926 in Majdan, in den Karpaten der Tschechoslowakei geboren. 1931 siedelte er nach Ungarn, in das Städtchen Nyírbátor um, wo er aufwuchs. Während des Zweiten Weltkriegs wurde er zweimal deportiert und überlebte drei Konzentrationslager. Am 8. Mai 1945 wurde er befreit und siedelte 1948 nach Israel über, wo er fast 40 Jahre lang lebte. Seit 1989 lebt Shlomo Graber mit seiner zweiten Frau Myrtha in Basel, wo er als Kunstmaler und Referent tätig ist.

Adrian Suter, machte seine ersten Schritte als Verleger und Autor schon mit achtzehn Jahren. Während sieben Jahren führte er eine eigene Druckerei. Seit 2006 arbeitet Suter hauptberuflich als Schriftsteller, Autor und Verleger in Zürich.

Alfonso Pecorelli, hat schon mehrere Romane, Novellen und Ratgeber geschrieben. Hauptberuflich ist er heute Verleger und Geschäftsführer des *Riverfield Verlags* in Basel.

Umschlaggestaltung:
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung von Fotos aus dem Privatbesitz
des Autors

Shlomo Graber

DENN LIEBE IST STÄRKER ALS HASS

Autobiografie

Impressum

© Riverfield Verlag, Basel 2015

4010 Basel, www.riverfield-verlag.ch

Fotos: Das Porträt des Autors auf dem Umschlag sowie Fotos im Innenteil hat Christoph Läser, Basel, aufgenommen. Die übrigen Fotos und die Bilder im Buch stammen aus dem Privatarchiv Shlomo Grabers.

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie, Zürich

Druck & Bindung: CPI Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-9524463-0-0

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

«Dort wo man Bücher verbrennt,
verbrennt man am Ende auch Menschen.»

Heinrich Heine

*... oder dort, wo man ganze Auflagen von
wissenschaftlichen Publikationen verbrennt...*

<https://altcensored.com/watch?v=DA9w-YvTKhs>

Inhalt

Vorwort: Shlomo Graber – der Mensch.....	9
Meine erste Erinnerung.....	15
Erste Risse	19
Kindheit	25
Wie ich meinen Vater kennenlernte.....	35
Schatten des Unheils.....	51
Eine schlechte Entscheidung.....	61
Dunkle Wolken am Horizont.....	79
Jahre der Verdrängung.....	95
Der Weg in die Finsternis	107
Auschwitz – das Tor zur Hölle	117
. Im Herzen der Finsternis.....	131
Gottes Ansprache.....	137
Im Beton versenkt.....	143
Schweine im Glück.....	161
Das Gespenst	167
Der Todesmarsch	183
Ein geschenktes Leben.....	197
Rückkehr nach Hause	221

Geisterstadt	229
Hachschara	239
Haim Gouri	269
Tschechoslowakei – Rekrutenschule	275
Abschied	287
Venedig.....	293
Das gelobte Land	301
Zivilleben.....	331
Der Bildhauer	347
Myrtha	355
Epilog	371
Nachwort	381

Vorwort:

Shlomo Graber – der Mensch

Shlomo Graber ist einer der wenigen noch lebenden Zeugen des Holocaust. Er ist wahrscheinlich einer der Letzten, die gleich zweimal deportiert wurden und drei Konzentrationslager – darunter auch Auschwitz, wo fast seine ganze Familie getötet wurde – überlebt haben. Zudem hat Shlomo Graber den berüchtigten Todesmarsch von Görlitz überlebt und ist nach heutigem Wissensstand der letzte Überlebende des KZ Görlitz, aus dem er und sein Vater Mozes am 8. Mai 1945, also genau am Tag des Kriegsendes in Europa, befreit wurden.

Shlomo und sein Vater Mozes waren die einzigen Überlebenden der einst 34 Familienmitglieder väterlicherseits, mütterlicherseits überlebten nur zehn von 55 Angehörigen.

Wie begegnet man einem Menschen, der diesen Weg durch die Hölle gegangen ist? Ist er heute, siebzig Jahre später, ein gebrochener Mann? Hat er auch, wie man aus vielen Schilderungen überlebender KZ-Opfer weiss, diesen Horror nie ganz überwunden? ‚Was für eine Frage!‘, ist man versucht, sich selbst zur inneren Ordnung zu rufen. Wie könnte ein Mensch je das überwinden, was in der Hölle dieser Vernichtungsmaschinerie der Nazis mit und an Menschen angestellt wurde?

Es existieren unzählige Dokumentationen und Filme über die Verbrechen der Nazis an den Menschen, die wir alle schon im

Fernsehen gesehen haben. Bilder, die kaum fassbar sind, und nicht nachvollziehbar bleibt, zu welchen Gräueltaten Menschen fähig sind. Aber diese Bilder und Berichte erzählen von Geschehnissen, die in der Regel uns Unbekannte betreffen. Wenn wir über den Genozid an Millionen Menschen lesen oder Aufzeichnungen darüber sehen, sind wir empört, schockiert und fassungslos. Aber wir sind meistens nicht besonders berührt, weil keine Beziehung zu den Opfern besteht. Es waren einfach zu viele, um all ihren Schmerz in unseren Herzen zu fühlen. Wir erfassen das Unsägliche abstrakt und pauschal, denn kein Verstand ist in der Lage, den gesamten Umfang solcher Barbarei auch nur annähernd zu begreifen.

Wie also begegnet man einem Menschen, dem unvorstellbares Leid zugefügt wurde und dessen Familie auf grausamste Art und Weise vernichtet wurde? Zudem fragt man sich an dieser Stelle, wie man es anstellen soll, eine Autobiografie seines ganzen Lebens – und nicht nur der ersten achtzehn Jahre bis zu Shlomo Grabers Befreiung am 8. Mai 1945 – in die Form eines Buchs zu bringen, ohne damit abzuschrecken oder dieses Jahrhundertleben gar als unglaubwürdig erscheinen zu lassen.

Wenn man Shlomo Graber das erste Mal begegnet, ist man erst einmal verblüfft. Der bald 89-Jährige ist ein stattlicher, gross gewachsener Mann mit vollem weissen Haar, strahlend blauen Augen, aus denen Wärme und zugleich Schalk sprechen. Die Frage nach dem Du stellt sich bei ihm nie, denn er begrüsst alle seine Gäste immer mit einem verschmitzten «Ich bin Shlomo». Sein einnehmendes Lachen versprüht Lebensfreude und Energie, um

die ihn manch Jüngerer wohl beneiden würde. Man kann an ihm nichts Verhärmtes, Gebrochenes ausmachen – ganz im Gegenteil. Unweigerlich drängt sich einem die Wendung auf: «Wer an seinem Leid nicht zerbricht, der wird gestärkt daraus hervorgehen.» Denn nur so scheint einem das stets positive Befinden und die unbändige Lebensfreude dieses aussergewöhnlichen Menschen erklärbar.

Das geräumige Apartment in Basel, das er mit seiner Frau Myrtha seit mehr als 25 Jahren bewohnt, erinnert an ein kleines Kunstmuseum. An den Wänden ist kaum ein freies Fleckchen auszumachen. Die vielen Gemälde, die dicht an dicht hängen, lassen einem den Mund offen stehen – eine solche Anzahl an Bildern würde man in einer normalen Wohnung niemals erwarten. 1995 habe er erst richtig mit dem Malen begonnen, erklärt Shlomo seinen Besuchern und fügt mit einem schelmischen Augenzwinkern hinzu: «Die Liebe zu meiner Frau hat mich wohl inspiriert.»

Die meisten Bilder an den Wänden sind abstrakt, aber alle strahlen das aus, was Shlomo Graber zu einer solch beeindruckenden Persönlichkeit macht: Lebensfreude pur!

Obwohl Shlomo nur sechs Jahre die Schule besucht hatte, weil er danach arbeiten und zum Einkommen der Familie beitragen musste, eignete er sich später viele Fähigkeiten an, zum Beispiel in der Elektrobranche oder im Handelswesen. Sieben Sprachen beherrsche er und habe sich diese, wie fast alles in seinem Leben, autodidaktisch angeeignet.

Die vorliegende Autobiografie basiert auf unzähligen Gesprächen, die wir mit Shlomo Graber vom Oktober 2014 bis zum Ja-

nuar 2015 führten und in denen er uns teils aus seiner Erinnerung, teils mittels unzähliger Notizen aus den Jahren 1948 bis 1998 sein Leben erzählte. Zudem wurden seine Erinnerungen ergänzt durch einen ausführlichen Text, den Shlomo Graber in hebräischer Sprache in den Jahren 2000-2003 verfasste und der 2004 auf Deutsch unter dem Titel «Schlajme» (ISBN 978-3-896497-57-4) und im Jahre 2005 auf Ungarisch unter dem Titel «Slajme» (ISBN 963-7-088-07-5) veröffentlicht wurde.

Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen die belegbaren und dokumentierten historischen Fakten geprüft. Einige Episoden und Begebenheiten aus Shlomo Grabers Leben, die er uns erzählte und die in die vorliegende Autobiografie eingeflossen sind, konnten von uns, aus verständlichen Gründen, jedoch weder untersucht noch gewichtet werden. Denn die Erlebnisse und Begebenheiten, die sich in Shlomo Grabers Leben ereignet haben (im Besonderen die in den Konzentrationslagern), kann nur er selbst inhaltlich bestätigen.

Ganz bewusst haben wir zudem einen belletristischen Erzählstil dieses wahrhaft unglaublichen Lebens Shlomo Grabers gewählt: um dem ebenso unglaublichen Menschen gerecht zu werden, der dieses Leben gelebt hat.

Adrian Suter (*Co-Autor*)
Alfonso Pecorelli (*Verleger*)
im März 2015

TEIL 1

Meine erste Erinnerung

Die Wand war makellos weiss. So hell wie die Sonne, wenn man direkt in sie hineinschaut. Es blendete mich so sehr, dass ich meine Augen im ersten Moment zu winzigen Schlitzen zusammenzog.

Nach einer Weile hatten sie sich an den gleissend hellen Schein gewöhnt, und als ich einen kleinen Schritt nähertrat, den kleinen Ast in meiner rechten Hand sanft im Takt einer Melodie, die nur ich hören konnte, gegen mein Bein schlagend, sah ich ihn – den Riss!

Ja, es war ein winzig kleiner Riss in der sonst so makellos und perfekt weissen Wand, der mir zunächst überhaupt nicht aufgefallen war.

Mein Oberkörper beugte sich noch etwas weiter vor, sodass meine Stupsnase fast den Putz der Wand berührte, und jetzt schien mir dieser Riss in der Wand gar nicht mehr so klein zu sein. Und je länger ich diesen Riss betrachtete, je näher ich meine Augen an die Wand heftete, desto mehr erinnerte mich der Riss an einen mikroskopisch kleinen Fluss, der sich durch die Berge und Täler des Wandputzes schlängelte, um vielleicht der Wand – wie ein Fluss in der Wüste – neues Leben einzuhauchen.

Ich hob den dünnen Ast – vielleicht war es auch bloss ein Holzsplitter, so genau kann ich mich nicht daran erinnern – und begann, dem Fluss (oder besser dem Riss) seinen Weg zu bahnen. Denn wenn der Riss in der Wand ein Fluss wäre, der Leben in die Wand bringen sollte, so wie Wasser Leben in eine Wüste bringt, wollte ich mithelfen, dies zu tun. Und siehe da; Als sei ich

fen, dies zu tun. Und siehe da: Als sei ich Gott selbst, der mit einem mächtigen Stab Leben auf die Erde und in die Menschen zaubert, vergrößerte sich, mittels meiner Hilfe und des Schabens und Scharrens meines Holzstückes, der Riss in der Tat sehr schnell. Bald schwebten Teile des Putzes unter meinem traktierenden Stock, der sich immer weiter an dem Riss zu schaffen machte, wie Schneeflocken an einem kalten Wintertag zu Boden.

Plötzlich verspürte ich einen Klaps auf meinem Po.

Ich erschrak so sehr, dass mir der kleine Stock aus den Händen glitt, und bevor ich mich umdrehen konnte, hörte ich die sonore Stimme meines Grossvaters Itzhak, die sagte: «So was macht man nicht, mein Junge.»

Ich drehte mich um, die eine Hand wie zum Schutz gegen einen weiteren Klaps auf meinen Po an denselben haltend und die andere schuldbewusst über den Riss an der weissen Wand, während Grossvater seinen Finger hob und weitersprach: «Risse sind wie beginnender Hass, mein Junge: Man vergrößert sie nicht – man repariert sie.»

Wir schrieben das Jahr 1929. Ich war drei Jahre alt und dies ist meine erste und vielleicht auch wichtigste Erinnerung, an die ich mich bewusst und bis heute zu entsinnen vermag.

Ich verstand damals die Bedeutung dessen, was mein Grossvater soeben gesagt hatte, noch nicht wirklich. Doch diese Worte, die Weisheit, die aus denselben sprach, sollten mich das ganze Leben hindurch begleiten und mir als Leitfaden dienen. Denn wenn ich mein ganzes Leben in einem einzigen Satz zusammenfassen müsste, wenn ich einen einzigen Satz, einen letz-

ten und finalen Satz sagen müsste, was das Fazit all meiner Erkenntnisse ist – dann wäre dies folgender Satz: *Wie gross der Hass auch immer sein möge, den du erfährst, die Antwort kann nie Rache und Vergeltung sein – denn Liebe ist stärker als Hass!*

Jetzt, da ich diese Zeilen zu Papier bringe, schreiben wir das Jahr 2015. Erlauben Sie mir, Ihnen ein wenig aus meinem Leben zu erzählen.

Erste Risse

Mein Name ist Shlomo Graber. Geboren bin ich am 13. Juli 1926 in einem Städtchen, das Majdan (heute: Maidan) heisst. Es liegt ca. 75 km östlich von Uschhorod in der heutigen Ukraine, im damaligen Bezirk Mährmaros.

Meine Erinnerung an jenen Ort ist relativ vage, denn meine Familie verliess diesen bereits, als ich fünf Jahre alt war. Soviel mir gesagt wurde, wohnten im Jahr 1830 in Majdan eine Handvoll Juden, welche die erste jüdische Gemeinde am Ort gründeten und in den darauf folgenden Jahren auch die erste Synagoge bauten. Zuvor hatten sie, so wurde mir erzählt, in einer einfachen Holzhütte gebetet. Die Ortssprache war Ukrainisch, aber die Juden sprachen untereinander hauptsächlich Tschechisch und Jiddisch, was jedoch kaum ein Problem darstellte, da viele der nicht-jüdischen Einwohner auch Jiddisch verstehen konnten.

Die ganze Gegend hatte immer schon eine sehr bewegte Geschichte. So gehörte sie bis nach dem Ersten Weltkrieg zu Österreich-Ungarn, danach wurde sie, durch den Frieden von Trianon, der Tschechoslowakei zugeschlagen, bis sie 1939 von den Ungarn erobert wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Region der Sowjetunion angegliedert, um dann, nach deren Zerfall, der heutigen Ukraine zugeschlagen zu werden.

Meinen Namen erhielt ich im Gedenken an meinen Urgrossvater.

Dieser Name, *Shlomo* oder *Salomo*, sollte noch aus weit anderen Gründen zu mir und meinem Leben passen, denn erst sehr viel später wurde mir die historische Bedeutung meines Vornamens bewusst. Erstens lehrt uns die Onomastik, die Namensforschung also, dass Shlomo oder eben Salomo nichts anderes als *friedliebend* oder *friedfertig* bedeutet (was sehr gut zu meiner Person passt, wie ich schon an dieser Stelle verraten darf), und zweitens trug einer der herausragendsten Könige des Altertums diesen Namen: König Salomo, der laut dem *Buch der Könige* im 10. Jahrhundert vor Christus herrschte und als erster Herrscher des vereinigten Königreichs Israel gilt.

Nicht dass ich mich – trotz meiner jüdisch-orthodoxen Erziehung – als tief religiös bezeichnen würde, das Gegenteil trifft eher zu. Dennoch habe ich in meinem späteren Leben die historischen Hintergründe meines berühmten «Namensvetters» mit grosser Faszination studiert und bin, wie viele vor mir, zu dem Schluss gekommen, dass König Salomo in der Tat einer der weisesten und gerechtesten Herrscher gewesen sein muss. Die Überlieferung besagt, er sei nicht primär darauf bedacht gewesen, sein Königreich zu vergrössern, sondern dass ihm ein friedliches Zusammensein mit anderen Völkern und Religionen sehr viel wichtiger gewesen sei. Diese Toleranz gegenüber anderen Kulturen soll ihm sehr grosses Ansehen verliehen haben, und spätere Generationen sprachen gar teilweise von einer Epoche der «salomonischen Aufklärung». Der weise Charakter des Herrschers wird durch eine Legende charakterisiert, die sich zu Beginn seiner Herrschaft ereignet haben soll: Gott, der Salomo einen Wunsch erfüllen wollte, sei über Salomos Wunsch erstaunt gewesen, le-

diglich Weisheit erhalten zu wollen, auf dass er sein Volk gerecht regieren könne. Von Salomos Bescheidenheit angetan, gewährte Gott ihm nicht nur Weisheit, sondern auch ein langes Leben, Macht und Reichtum.

Bis zum heutigen Tag kennen wir das geflügelte Wort vom «salomonischen Urteil», das besagt, wenn in einem Streitfall eine Lösung gefunden worden ist, die alle Beteiligten zufriedenstellt und die ausgewogen, klug und weise ist – dann sei ein «salomonisches» Urteil gefällt worden.

Wie es dazu kam, erzählt die folgende Geschichte oder vielleicht auch Legende, die sich während König Salomos Regentschaft ereignet haben soll:

Eines Tages kamen zwei Dirnen in den Palast und traten vor König Salomo. Sie hatten, nacheinander im gleichen Haus, je einen Sohn geboren, wovon einer während des Schlafs unbeabsichtigt erdrückt wurde und starb.

Beide Mütter wandten nun alle Tricks an, um König Salomo zu überzeugen, dass sie selbst die Mutter des überlebenden Kindes seien. Sie beschuldigten sich gegenseitig, zankten und keiften einander an. Der König hörte den beiden Dirnen geduldig zu, ohne selbst etwas zu sagen. Doch nach einer Weile gebot er den beiden Einhalt und beschloss, den Streit auf seine Weise zu beenden, indem er ein Schwert bestellte und folgendes Urteil fällte: «Teilt das lebendige Kind in zwei Teile und gebt jeder der beiden Mütter die Hälfte.»

Der Sinn dieses Halbierungsbefehls, der glücklicherweise nicht zur Ausführung kam, war die Beobachtung der Reaktionen der beiden Mütter, denn damit würden sie ihre wirklichen Beziehungen zum Kind entlarven, wie der König vermutete.

Die wirkliche Mutter, deren Herz für ihren Sohn in Liebe entbrannte, sagte: «Ach, mein Herr, gebt ihr das Kind lebendig und tötet es nicht.» Für die echte Mutter des Kindes stand somit nur das Überleben des Kleinkindes im Vordergrund.

Die falsche Mutter ihrerseits hatte da weniger Skrupel: Das Kind «sei weder mein noch dein; lasst es teilen».

Der König wusste nun genau, welches die leibliche Mutter war, und sprach es dieser zu.

Ganz Israel hörte von dem Urteil, das der König gefällt hatte, und alle schauten mit Ehrfurcht zu ihm auf, denn sie erkannten, dass die Weisheit Gottes in ihm war, wenn er Recht sprach.

Oft denke ich, dass es wünschenswert wäre, auf dieser Erde wieder mehr «salomonische Urteile» zu sehen.

*

Meine ersten drei Lebensjahre sind, wie die fast jedes Menschen, erinnerungslos. Dennoch prägt diese Zeit, gemäss psychologischen Erkenntnissen, einen Menschen sehr stark.

Da ich der Erstgeborene war, wurde ich von meiner Mutter mit Liebe nur so überschüttet, was wohl auch einen Teil meiner späteren Persönlichkeit ausmachte.

Während ich also in meinen Babyjahren gehegt und gepflegt, genährt und geliebt wurde, zeichnete sich der Aufstieg eines Mannes ab, der die Geschichte der Welt bis zum heutigen Tag verändern sollte.

Jener Mann war in meinem Geburtsjahr gerade mal 37 Jahre alt. Er war Vorsitzender der von ihm mitgegründeten *Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei* (NSDAP) und er beanspruchte die alleinige, kompromisslose Führung innerhalb der Partei, die er letztlich auch vollständig erhielt. Des Weiteren machte er im Jahr meiner Geburt, also 1926, den ausgestreckten Arm als Gruss zum zentralen Merkmal seiner Partei. Und im gleichen Jahr, am 11. Dezember, als ich erst sechs Monate alt war, gab dieser Mann den zweiten Teil seines berühmten Buches heraus.

Im Jahr darauf begann das Unheil seinen Lauf zu nehmen, denn das Redeverbot, das er in ganz Deutschland bis zu jenem Zeitpunkt hatte, wurde Schritt für Schritt aufgehoben. Und dieser Mann nutzte jene Fehlentscheidung und begann, seine Saat des Bösen unter den Menschen auszubreiten.

Er hielt unzählige öffentliche Reden im ganzen Land. Seine Parolen waren eindeutig und unmissverständlich. So sagte er in einer Rede im Monat März 1927 in Ansbach: *«Macht brauchen wir, um unser Sklavendasein abzuschütteln. Macht, um mehr Grund und Boden zu erobern. Macht, um Brot und Arbeit zu sichern und um nicht verhungern zu müssen. Wer aber Macht erlangen will, der muss kämpfen. Wir stehen auf der Erkenntnis der Rasse. Die Menschen sind nicht alle gleich.»*

Im Jahre 1928 sprach er im Dezember in Schweinfurt über das Thema *«Andersrassige, Juden und Neger»*.

Im Januar 1929 ernannte er Heinrich Himmler zum *Reichsführer-SS*, und jener Himmler machte sich umgehend an die Arbeit und baute die neue Organisation zu einer Elitegruppe aus. 1930

ernannte der Mann Joseph Goebbels zum *Reichspropaganda-*
leiter der NSDAP.

Im Oktober desselben Jahres begegnete dieser Mann erstmals
der damals erst 17-jährigen Eva Braun in München – sie sollte
seine grosse Liebe werden.

Falls er je fähig gewesen ist, wirklich zu lieben.

Kindheit

Ich wuchs bis zum fünften Lebensjahr bei meinem Grossvater Itzhak Silber auf. Bis dahin hatte ich meinen leiblichen Vater nie zu Gesicht bekommen, ja, vielmehr noch – ich wusste von dessen Existenz überhaupt nichts. Demzufolge war mir mein Grossvater gleichsam auch mein Vater.

Grossvater Silber war mehr unter seinem Kosenamen «Reb Itze» bekannt, was im Jiddischen eine Ehrerbietung ist, jedoch nichts anderes als «Herr Itze» heisst.

Er wurde 1859 in Berzan (Galizien / Habsburgermonarchie) geboren. Schon mit acht Jahren verwaist, wuchs er beim Rabbi seines Geburtsorts auf. Im Lauf der Zeit gelang es ihm, das Wohlwollen der Anhänger des Rabbis zu gewinnen; er widmete sich intensiv dem Talmudstudium, was damals sehr angesehen war. Ausserdem studierte er die Feinheiten der heiligen Sprache. Obwohl seine Muttersprache Jiddisch war, korrespondierte er hauptsächlich auf Hebräisch. Als Jüngling schlief er nachts auf einer Sitzbank und stand in aller Frühe auf, um am Unterricht des Rabbis teilzunehmen.

Schon in seiner Jugend achtete und ehrte man Grossvater wegen seiner Gelehrtheit. In weltlichen Fächern war er Autodidakt, wobei er je länger desto mehr einen Hang zu den Künsten und den Fremdsprachen entwickelte.

Mein Grossvater war zudem ein äusserst stattlicher Mann. Ich erinnere mich an ihn als Siebzigjährigen. Mit seiner eindrucksvollen

vollen Erscheinung faszinierte er seine Umgebung, einschliesslich der nicht-jüdischen Einwohner. Sein gepflegter weisser Bart verlieh seinem Gesicht besondere Würde. Die blauen Augen zeugten von Wohlwollen und Güte. Er war hoch angesehen und beliebt in den jüdischen Gemeinden der umliegenden Städtchen. Grossvater kleidete sich nach Art der «Chassiden», einer ausgesprochen frommen Auslegung des Judentums also. So trug er einen breitrempigen schwarzen Samthut, unter dem der Rand seines schwarzen Käppchens hervorlugte, einen schwarzen Kaftan mit dem Schaufäden-Leibchen darunter und Hosen, deren Enden er in die weissen Strümpfe steckte. Er achtete stets penibel auf saubere und ordentliche Kleidung.

Als ich viele Jahrzehnte später «Herr der Ringe» von J.R.R. Tolkien las, schien es mir, als habe Tolkien meinen Grossvater vor Augen gehabt, als er die Gestalt des Zauberers Gandalf erfand – denn genau so habe ich Grossvater in Erinnerung.

*

Als der Rabbi von Majdan in den Zwanzigerjahren verstarb, holte die Gemeinde keinen Ersatzmann von ausserhalb, da man einfach keinen brauchte, denn mein Grossvater war für diese Aufgabe bestens geeignet und fungierte zudem auch als Schächter, Fleischbeschauer und Beschneider für Majdan und Umgebung.

Immer wenn er zum Koscherschlachten in ein Dorf der Umgebung gerufen wurde, legte er den Weg zu Pferd zurück. Das Messeretui steckte er immer in den Stiefelschaft, was ihn in mei-

ner Erinnerung erst recht als einen noblen Ritter hoch zu Pferde erscheinen liess. An kalten Wintertagen trug er zudem einen Pelzmantel und einen ebensolchen Hut.

Grossvater stand im Ruf, ein vielseitiger und begabter Mann zu sein. So mischte er zum Beispiel Arzneien auf pflanzlicher Basis und fertigte ein Pulver zum Stillen von Blutungen an, das er bei Beschneidungen benutzte. Im Ersten Weltkrieg kam dieses Pulver dann auch bei der Behandlung verwundeter Soldaten zum Einsatz. Man hat mir erzählt, dass, wenn er durch die Strassen der Stadt ging, Juden wie Nichtjuden ihn respektvoll grüssten.

Unter osteuropäischen Juden war es Sitte, zu einem kranken Kind nicht gleich einen Arzt zu rufen, sondern zunächst einen hochgeehrten Mann – einen Thoragelehrten, Rabbinatsrichter oder Schächter der Gemeinde – beizuziehen, damit er durch Beschwörungen den *bösen Blick* abwende. Meist wurde mein Grossvater auch zu diesem Zweck geholt. Er setzte sich dann ans Krankenbett und gab glühende Kohlen in ein Wasserglas. Schwammen die Kohlen oben, bedeutete es, dass das Kind nicht unter dem bösen Blick litt. Sanken sie jedoch auf den Boden, war es mit dem bösen Blick behaftet.

Die Menschen versuchten mit allen Mitteln, ihre Kinder vor dem bösen Blick zu schützen. Bei jedem Ausdruck der Bewunderung und jedem Kompliment fügten sie hastig die Formel «ohne bösen Blick» hinzu.

Grossvater hatte eine Tasche ähnlich den Instrumententaschen, die Ärzte zu Hausbesuchen mitnehmen. Sie enthielt eine Reihe Schröpfgläser und andere Utensilien. Die Schröpfgläser setzte er Patienten auf den Rücken, die an Erkältung oder Rückenschmerzen litten. Merkwürdigerweise glaubten die Juden of-

fensichtlich jedoch nicht an die heilende Wirkung dieser Methode, denn es gab ein Sprichwort unter den Juden, das besagte: «Es wird helfen wie Schröpfgläser bei einem Toten.»

Noch merkwürdiger allerdings schien mir die Tatsache, dass Grossvater bei den Nichtjuden in dieser Hinsicht als Wunderheiler galt, der ihren Kranken als Einziger helfen konnte.

Zudem, so hatte man es mir zumindest anhand nachfolgender Episode erzählt, war Grossvater ein grosszügiger und gleichsam bescheidener Mann: Eines Tages erschien im Hause meines Grossvaters ein Bauer in Begleitung seiner Tochter. Das junge Mädchen schluchzte und stöhnte vor Schmerzen, konnte kaum auf den Beinen stehen. Der Bauer bat meinen Grossvater um Hilfe. Der Grossvater verwies ihn an den Arzt des Städtchens. Doch der Bauer meinte stur, nur mein Grossvater solle sie behandeln. Als Grossvater merkte, dass er die beiden nicht ohne Weiteres loswerden konnte, bat er das Mädchen, sich auf eine Holzbank zu legen, und diagnostizierte sofort einen verrenkten Fuss. Um sie abzulenken, nahm er erst den gesunden Fuss, drehte ihn hin und her, fragte ständig: «Tut es weh? Tut es weh?», packte dann im Nu den schmerzenden Fuss, drehte ihn und hörte es knacken. Das Mädchen hörte auf zu weinen. Mein Grossvater riet ihr, eine Woche zu ruhen, und versprach ihr, dass alles wieder gut werden würde. Der Bauer wollte sich für die Behandlung erkenntlich zeigen, aber mein Grossvater weigerte sich, jedwede Gegenleistung anzunehmen. Am nächsten Tag kam die Frau des Bauern mit einem Korb voller Lebensmittel und stellte ihn mei-

nem Grossvater vor die Haustür, wohl wissend, dass er die Gabe nicht annehmen würde, wenn sie anklopfte und diese hineinbrächte.

Grossvater war auch ein begnadeter Künstler mit ausgeprägter Zeichenbegabung. Zu seinen zahlreichen Werken zählte eine Landkarte auf Pergament, welche die Eroberung des Landes Israel durch Josua darstellte. Er hatte sie 1883 im Alter von 24 Jahren gezeichnet. Auf der einen Seite der Karte waren die 108 Ortsbezeichnungen, von der Wüste Zin bis Jafo, aufgeführt. Die andere Seite verzeichnete das Gebiet eines jeden biblischen Stammes mit einer anderen Farbe. Die Farben hatte er selbst aus natürlichen Stoffen hergestellt.

Als er noch die Religionsschule für Jugendliche und Erwachsene besuchte und früh aufstehen musste, baute er sich selber einen Wecker. Er schnitzte die Bestandteile des «Uhrwerks» aus Holz, fügte den Weckmechanismus ein und befestigte zwei Bänder daran. Das eine verband er mit dem Uhrengewicht, das andere knotete er sich ums Handgelenk. Zur geplanten Weckzeit fiel das Gewicht und das andere Band zerrte ihn am Arm, sodass er aufwachte. Ich nehme an, dass es eine recht primitive Uhr gewesen sein muss, aber scheinbar erfüllte diese ihren Zweck als Wecker vollauf.

Der Schulleiter wusste die Begabungen seines Schülers zu schätzen. Eines Tages sagte er, er wolle Grossvater etwas zeigen. Er führte ihn in sein Zimmer, zeigte ihm ein Weizenkorn, auf dem winzige Buchstaben standen, und erzählte ihm, ein jüdischer Reisender von weither sei zu ihm gekommen und habe ihm statt eines Zettels dieses Körnchen überreicht. Es ist Brauch, dass ein

Jude, der einen Rabbi aufsucht, diesem einen Zettel mit seinen Bitten übergibt und eine bescheidene Spende beilegt.

Der Rabbi also fragte meinen Grossvater: «Itzele, kannst du auch so ein wunderbares Werk anfertigen?»

Dieser schwieg. Aber eine Woche später überreichte er ihm ein Weizenkorn mit noch viel kleineren Buchstaben als auf dem Korn, das der Gast mitgebracht hatte.

Jahre vergingen nach der Geschichte mit dem Weizenkorn. Mein Grossvater fungierte mittlerweile als Schächter von Majdan. Bei der Lektüre eines Buches traf er zufällig auf eine interessante religionsgesetzliche Frage. Dazu muss man wissen, dass das Pessach eine der wichtigsten jüdischen Feierlichkeiten darstellt, denn Pessach ist das Gedenkfest der Befreiung der Israeliten aus der ägyptischen Sklaverei. Die Frage, die Grossvater beschäftigte, war folgende: Darf man während der Pessach-Woche ein Weizenkorn als Ziergegenstand im Haus aufbewahren, ohne damit gegen das Verbot zu verstossen, Gesäuertes in Besitz zu haben? Zwar war solch ein Weizenkorn nicht zum Verzehr geeignet, aber da fiel ihm plötzlich das Weizenkorn ein, das er in seiner Jugend beschriftet hatte. Ob er die Vorschrift, kein Gesäuertes während des Pessachfestes im Haus haben zu dürfen, damit umgehen wollte, indem er das Korn beschrieb, weiss ich nicht, aber auf jeden Fall beschloss er, wie damals in seiner Jugend, ein ähnliches Korn anzufertigen und schrieb darauf die hebräischen Namen der sieben Wochentage, der zwölf Stämme, der drei Erzväter und seine Unterschrift – insgesamt 114 Buchstaben. Dieses Werk bewahrte er in einem Glaskästchen auf.

Später, im Ersten Weltkrieg, wurde Majdan von russischen Truppen besetzt. Die Soldaten durchsuchten Haus für Haus nach Lebensmittelvorräten. Fanden sie solch ein Versteck, beschlagnahmten sie den gesamten Inhalt. Sie kamen auch zum Haus meines Grossvaters. Der Offizier, der den Suchtrupp leitete, entdeckte eine Klappe im Fussboden und fragte meinen Grossvater, was sich darunter verberge.

«Alte Bücher», antwortete Grossvater ruhig.

Der Offizier befahl den Soldaten, das Versteck auszuräumen, obschon die Soldaten mit den Büchern, die Grossvater in seinem Versteck hatte, wenig anfangen konnten. Doch dabei entdeckten sie das Glaskästchen mit dem Weizenkorn.

Der Offizier erkannte sofort, welch seltenes Kunstwerk ihm da in den Schoss gefallen war. Er nahm das Kästchen an sich und schnarrte beim Hinausgehen: «Das wird dem Museum in Kiew übergeben.»

*

Grossvater war zweimal verheiratet gewesen. Folgendes hatte sich zugetragen: Im Ersten Weltkrieg diente Grossvaters Sohn im österreichisch-ungarischen Heer Seiner Majestät Kaiser Franz Josephs. Er kämpfte an der Front und wurde sogar mit einem Frontkämpfer-Orden ausgezeichnet.

Als man einmal lange Zeit nichts von ihm hörte, befürchtete Grossvater, er sei in Gefangenschaft geraten. Schliesslich traf jedoch ein Telegramm von seinem Sohn ein, in dem er mitteilte,

dass er einen kurzen Urlaub erhalten habe, aber nicht nach Majdan kommen dürfe, weil die Front dort näher rücke. Allerdings hatte man ihm gestattet, die ungarische Stadt Sátoraljaújhely aufzusuchen, in der sein Bruder Alter wohnte.

Mein Grossvater beschloss, nach Sátoraljaújhely zu fahren, um seinen Sohn zu besuchen. Grossmutter äusserte den Wunsch, ihn zu begleiten, denn sie hätte schliesslich auch ein Recht, ihren Sohn zu sehen. Doch mein Grossvater lehnte dies zunächst ab, denn in jenem Jahr war der Winter besonders streng. Die Schneemassen türmten sich höher denn je. Ausserdem war ihr jüngstes Kind, ihre Tochter Rivka, noch im Säuglingsalter, sodass man sie ebenfalls hätte mitnehmen müssen. Und zudem läge die nächste Bahnstation rund 40 Kilometer von Majdan entfernt, argumentierte Grossvater eindringlich.

Aber alle Argumente seitens Grossvaters halfen nichts: Grossmutter war eine resolute Frau und liess sich nichts vorschreiben. Und so kam es, dass sie und ihre kleine Tochter Rivka mit auf die Reise gingen. Das einzig mögliche Verkehrsmittel war damals der Pferdeschlitten und so mietete Grossvater einen Zweispänner. Auf dessen Boden legte man heisse Backsteine, in Stoff eingewickelt, um die Füsse zu wärmen.

Gegen Abend erreichten sie die Bahnstation des Städtchens Volová. Dort stellte sich heraus, dass im Zug keine Plätze mehr frei waren. Mithilfe einiger Bekannter, die sie auf dem Bahnhof trafen, ergatterten sie dennoch Plätze – in der ersten Klasse sogar.

Die Juden unter den Insassen des Waggons versammelten sich zum Abendgebet. Meine Grossmutter nutzte die Gelegenheit, um

die kleine Rivka zu stillen. Vor dem Gebet ging Grossvater auf die Toilette, aber gerade in dem Augenblick, als er die Toiletten-tür öffnete, hörte er ein schrilles Pfeifen. Im nächsten Moment stiess die Bahn frontal mit dem Gegenzug zusammen. Grossvater wurde hinausgeschleudert und erlitt eine Beinverletzung. Die Schreie der Verletzten müssen markerschütternd gewesen sein.

Grossvater kroch zwischen den Hinausgeschleuderten umher, entdeckte Grossmutter's Kleid, und als er dann ihren leblosen Körper sah, begriff er, dass ihm das Schicksal seine junge Frau entrissen hatte.

Plötzlich vernahm er das wimmernde Weinen eines Babys. Er kroch durch die Trümmer und die Rauchschwaden in die Richtung, aus der er das Weinen vermutete. Und siehe da – einem Wunder gleich fand er seine kleine Tochter Rivka. Und sie war unversehrt, denn Grossmutter hatte das Baby in ein Stekkissen verpackt, sodass es auf der Reise nicht frieren musste – und das rettete der Kleinen das Leben.

So also wurde Grossvater zum alleinerziehenden Witwer.

Doch das blieb nicht lange so, denn unter gesetzestreuen Juden war es nicht gern gesehen, wenn ein hoch angesehener Mann, wie Grossvater es damals war, lange Zeit allein und ohne Frau lebte. Nach drei Jahren des Witwerdaseins vermittelte man ihm die Ehe mit Chaja-Etja Prisant, geborene Eisner, einer Kriegerwitwe und Mutter von sechs Kindern. Kurz vor der Hochzeit versammelte Grossvater seine Familie und erklärte, er werde nun wieder hei-

raten, und bat seine Kinder, der neuen Frau freundlich zu begegnen und sie «Mime», was so viel wie Tante bedeutet, zu nennen.

*

Grossvater starb im Alter von 74 Jahren und ich werde ihn nie vergessen. Im Rückblick kann ich beim besten Willen nicht sagen, ob alles, was man mir über meinen Grossvater erzählt hat, tatsächlich der Wahrheit entspricht und wie viel davon verklärte Ausschmückungen waren. Ich war noch ein kleiner Junge, erst sieben Jahre alt, als Grossvater starb. Möglicherweise mag das eine oder andere, was ich über ihn gehört habe, etwas überzeichnet, vielleicht gar idealisiert sein. Das, was ich jedoch mit Gewissheit und ohne Zweifel weiss, ist, dass mir Grossvater das wahrscheinlich «unbezahlbarste» Geschenk machte, das ein Mensch erhalten kann. Denn das, was er mir damals, als ich noch ein Dreikäsehoch war, mittels eines Klapses auf meinen Po über Risse beibrachte, dass man diese nicht vergrössern, sondern reparieren solle, seine Metapher «Risse seien wie beginnender Hass», die ein erst Dreijähriger, wie ich es war, nicht verstand, aber später als Credo und Leitlinie nutzen sollte – dieses Geschenk ist wahrlich und auch im Rückblick vielleicht das Wertvollste, das man erhalten kann.

Und wer weiss, möglicherweise ist genau dieser Glaubensgrundsatz, dem ich folgte, der Grund dafür, dass ich immer noch lebe und Ihnen meine Geschichte erzählen kann.

Wie ich meinen Vater kennenlernte

Im Jahr 1931 wurde die Wirtschaftskrise in Deutschland immer schlimmer. Die Arbeitslosigkeit betraf im Januar schon knapp 4,5 Millionen Menschen. Die Mitgliederzahl der NSDAP lag bereits bei über 390'000. Bei den Landtagswahlen in Oldenburg im Mai wurde die NSDAP erstmalig die stärkste Fraktion in einem Landtag. Ende des Jahres lag die Arbeitslosenzahl schon über 5 Millionen Menschen.

*

Ich war fünf Jahre alt und hatte von all dem, was in Deutschland geschah, nicht die leiseste Ahnung. Was ich jedoch wusste, war, dass Malka, Mutters hübsche jüngere Schwester, kurz vor der Hochzeit mit ihrem Auserkorenen stand. Dieser stammte aus dem Städtchen Volovä bei Majdan.

Die Hochzeit fand in der kalten, verschneiten Jahreszeit am Wohnort des Bräutigams statt. Ich erinnere mich noch an jene Hochzeit, vor allem an die Kälte, die damals herrschte.

Man suchte einen Festsaal, der eine Trennung der beiden Geschlechter zuliess, aber doch alle Hochzeitsgäste aufnehmen konnte, und löste das Problem dadurch, dass man für die Frauen ein Zelt neben dem Gemeindehaus aufstellte.

Aus Majdan reiste fast die ganze Gemeinde zur Hochzeit an. Es war ganz natürlich, dass alle mitfeiern wollten, wenn Herrn Itzes Tochter heiratete. Auch aus Volovä waren viele Leute gekommen. Die Feiern dauerten sieben Tage, entsprechend den sieben Segenssprüchen. Meine Mutter half viel bei der Bewirtung, und ich hielt ihr einen Platz im Zelt frei. Wegen des Mangels an Stühlen war jeder einzelne sehr begehrt. Ich klammerte mich an Mutters Stuhl wie ein Ertrinkender an einen Rettungsring und liess ihn selbst dann nicht los, als man ihn mir mit Gewalt entringen wollte, sondern kämpfte wie ein Löwe darum.

Aber aus einem ganz anderen Grund wurde diese Hochzeit für mich ein Wendepunkt im Leben. Bis zu jenem Fest hatte ich nichts von der Existenz meines Vaters gewusst. Und nun war er mit Mutters beiden Brüdern gekommen! Er hatte wohl Mutters Brüder davon überzeugt, ihm bei seinem Vorhaben zu helfen, sich mit meiner Mutter zu versöhnen.

Was ich jedoch erst sehr viel später erfuhr, war die Tatsache, dass es just diese zwei Brüder, also meine Onkel, gewesen waren, die meinen Vater zu dieser Hochzeit eingeladen hatten – ja, noch viel mehr: *Sie* waren es gewesen, die meinem Vater überhaupt erst mitgeteilt hatten, er habe einen Sohn! Denn wie ich auch erst später von einem der beiden Onkel erfuhr, hatten meine Eltern sich bald nach ihrer Hochzeit getrennt. Den Grund dafür nannte er mir damals allerdings nicht. Wohl weil ich noch ein Kind war und zu jung in seinen Augen, um die ganze Wahrheit zu erfahren. Erst sehr viel später und nach unsäglichem Drängen

meinerseits erzählte mir Vater, was sich damals zwischen ihm und meiner Mutter zugetragen hatte: dass meine Mutter es gewesen sei, die ihn verlassen habe. Und dass er, mein Vater, keine Ahnung hatte, dass Mutter mit mir schwanger gewesen war. Und dass er auch später, als ich geboren war, nichts von meiner Existenz erfahren hatte, denn die Familie habe es ihm jahrelang verheimlicht.

Was er mir allerdings damals nicht beichtete und ich erst noch später aus ganz anderer Quelle erfuhr, war, dass er, mein Vater also, Mutter kurz nach der Hochzeit mit einer anderen Frau betrogen hatte! Und es sollte nicht das einzige Mal bleiben.

Dies war also der Grund dafür gewesen, dass Mutter sich von meinem Vater trennte und in ihr Vaterhaus zurückkehrte, und nur deshalb wurde ich in Majdan geboren und wuchs die ersten fünf Jahre meines Lebens bei meinem Grossvater auf. Wenn ich auf diesen Umstand, der mir damals als eine Tragödie erschien, zurückblicke, dann will ich heute dem Schicksal danken, dass es sich so zugetragen hat. Denn hätte Mutter damals Vater nicht verlassen – ich hätte meine Kindheit wohl kaum mit Grossvater verbringen dürfen und ... wer weiss; vielleicht wäre ich ein ganz anderer Mensch geworden.

Zurück zu besagter Hochzeit von Mutters jüngerer Schwester: Es gelang Vater, meine Mutter umzustimmen. Wie er das geschafft hat, weiss ich bis zum heutigen Tag nicht so genau, aber sie versöhnten sich. Und so kam es, dass wir nach dieser Hochzeit alle zusammen nach Ungarn in das Städtchen Nyírbátor, wo Vaters Familie wohnte, zogen.

*

Die nächsten zehn Jahre meines Lebens sollten fast normal verlaufen. So, wie man sich eine Kindheit eben vorstellt – beinahe zumindest.

Das Städtchen Nyírbátor liegt im Nordosten Ungarns, rund 30 Kilometer von der rumänischen Grenze entfernt. Die erste jüdische Gemeinde wurde 1816 von Schimon Mandel gegründet, der einer Adelsfamilie entstammte. Die Mandels setzten Massstäbe für den wirtschaftlichen Fortschritt von Stadt und Umgebung, als sie dort das erste Industrieunternehmen gründeten. Das Werk sollte den Ertrag der örtlichen Bauern aufnehmen und zu Brot, Spirituosen, Tabakwaren und weiteren Produkten verarbeiten. Die jüdische Gemeinde wuchs zusehends und gewann erheblichen Einfluss auf die Wirtschaft Nyírbátors.

In der ersten Zeit nach unserer Übersiedlung nach Nyírbátor litt ich stark an Heimweh, konnte mich nur schwer eingewöhnen. Ich konnte kein Ungarisch, und selbst das dortige Jiddisch verstand ich nur mit Mühe, weil es von dem in Majdan gesprochenen abwich.

Zuerst bezogen wir eine Mietwohnung bei einem assimilierten Juden namens Fon, der eine Druckerei betrieb. Die Fons wohnten am Eingang des Hofes. Daran reihten sich die Wohnungen der vier weiteren jüdischen Familien wie Eisenbahnwagen. Wir waren die Letzten in der Reihe. Die Nachbarfamilien hiessen Kraus, Ellenbogen und Reich.

Unmittelbar neben uns wohnten die Reichs. Sie hatten eine hübsche, junge Tochter namens Leah. Später erfuhr ich, dass mein Vater und Leah intime Beziehungen unterhielten. Sie fuhr mit ihm nach Budapest, um den Augen und Ohren der Umgebung fern zu sein. In Nyírbátor kamen Gerüchte auf, Leah habe

meinem Vater einen Sohn geboren, und in der Schule ärgerten mich die Kinder und spotteten: «Du hast einen Bastard zum Bruder!» Die Geschichte machte im gesamten Städtchen die Runde. Meine Mutter litt sehr darunter. Sie schloss sich im Haus ein und weinte dauernd. Aus dem Schlafzimmer drangen lautes Schreien und Schluchzen, wenn meine Mutter von meinem Vater Erklärung forderte.

Schliesslich zogen wir in eine andere Strasse, um nicht mehr neben den Reichs zu leben.

Wir zogen bei einem Bauern namens Hathäzi ein. Zunächst in eine kleine Wohnung im Hof, neben dem Schafspferch und dem Kuhstall und mit einem Abort draussen. Die Wohnung hatte zwei Zimmer, und wir waren mittlerweile fünf Personen. Mein jüngerer Bruder und ich schliefen in einem Bett in der Küche, ins Elternschlafzimmer wurde das Bett fürs Baby gestellt. Die Küche war nicht gefliest. Vor dem Schabbat glätteten wir den Boden mit Lehm. Wir hatten keinen elektrischen Strom. Als Beleuchtung diente eine Petroleumlampe, die von der Decke hing. Der Küchenherd wurde mit Holz beheizt und diente zum Kochen und als Wärmofen. Das Feuerholz lagerte in einem Schuppen im Hof, der uns auch als «Laubhütte» für das Laubhüttenfest, eine Art jüdisches Erntedankfest, diente.

Meine Mutter wurde jetzt, da wir in Nyírbátor lebten und ich Grossvater fast nie mehr sah, der wichtigste Mensch in meinem noch jungen Leben.

*

Mit vollem Namen hiess meine Mutter Anna Silber und wurde am 15. Dezember 1898 in Majdan in Ruthenien, auch Karpatenukraine genannt, geboren. Sie war eine grosse, schlanke Frau mit blauen Augen. Während des Ersten Weltkriegs lebte sie in Majdan. Mit 17 Jahren verlor sie, wie schon berichtet, ihre Mutter durch das erwähnte Zugunglück. Daher fiel die Last der Haushaltsführung auf ihre Schultern.

Als sie nach Nyírbátor übersiedelte, hatte sie wegen der unterschiedlichen Mentalität zunächst Eingewöhnungsschwierigkeiten. Ihr Jiddisch unterschied sich – wie auch bei mir – von dem, das in Ungarn gesprochen wurde. Nur wenige verstanden ihren galizischen Tonfall.

Aber sie akklimatisierte sich schnell. Mutter war eine gebildete Frau und sprach Russisch, Ukrainisch, Jiddisch, Deutsch, Tschechisch, Bulgarisch und Ungarisch. Gelegentlich bat man sie, beim Übersetzen zu helfen. In Nyírbátor wohnten ein paar bulgarische Gärtner, die Grüngärten angelegt hatten und darin andere als die ortsüblichen Gemüsesorten zogen. Donnerstags verkauften diese ihre Produkte auf dem Markt. Da sie kein Ungarisch verstanden, freuten sie sich sehr, wenn Mutter auftauchte und ihnen beim Dolmetschen half. Als Gegenleistung füllten sie ihr ihren Gemüsekorb gratis.

Genau wie ihr Vater, mein geliebter Grossvater, war Mutter künstlerisch sehr begabt. Einige ihrer Handarbeiten schmückten unser Haus. Im Schlafzimmer z.B. hing ein gerahmtes Bild: Auf schwarz gelacktes Glas hatte sie zwei Tauben auf einem Zweig gemalt und die Umrisse mit glänzenden Schokoladenpapierchen

in passenden Farben ausgefüllt. In Blumentöpfen prangten Kunstblumen von ihrer Hand. Stickbilder an den Wänden trugen jeweils einen Spruch in tschechischer Sprache. Ich habe noch einige dieser Sprichwörter in Erinnerung: «Roka ruku myje» («Eine Hand wäscht die andere»), «Komu se neleni, tomu se zeleni» («Faulheit macht dein Feld nicht grün»). Für das Laubhüttenfest bastelte sie bunte Papiersterne als Wandschmuck für die Laubhütte, und an deren Decke hängte sie Vögel aus Eierschalen mit Flügeln und Schwänzen aus farbenfrohen Buntpapierstreifen.

Obwohl Mutter eine religiöse Frau war, setzte sie der religiösen Bevormundung gewisse Grenzen und liess sich von niemandem etwas vorschreiben. Andere «Frömmige» versuchten, sich manchmal in unsere Erziehung einzumischen und mehr «Jiddischkeit» einzufordern. Aber in diesen Dingen wahrte Mutter ihre Unabhängigkeit – und auch die ihrer Kinder. Ihre Regeln bestimmten zum Beispiel: Schläfenlocken nicht länger als bis zu den Ohrläppchen. Normale Kleidung statt orthodox-jüdischer Aufmachung. Und auch in Bezug auf die Lektüre von Büchern liess Mutter sich keine Vorschriften machen. Sie las sogar Bücher, die in orthodoxen Kreisen verboten, verpönt und geächtet waren. Meist lieh ich die Bücher für sie in der Bibliothek aus. Mutter war stets bestrebt, uns Allgemeinwissen und eine Berufsausbildung zu verschaffen, damit wir für die Einwanderung in Israel gerüstet wären. Auch dies ein weiterer Beweis ihrer Unabhängigkeit, welche zu der Zeit ziemlich ungewöhnlich gewesen sein muss. Aber Mutter schien ihren eigenen Kopf zu haben und scherte sich nicht darum, dass es Vater (wie auch sonst irgendeinem Juden in unserem Umfeld) nie in den Sinn gekommen wäre,

nach Israel auszuwandern. Dies sollte sich später grundlegend ändern. Wer weiss, vielleicht hatte Mutter auch eine Vorahnung von dem, was kommen würde, und wollte deshalb so bald wie möglich ins «Heilige Land» auswandern.

Ich erinnere mich, dass ich einmal mehrere Tage der Schule fernbleiben musste, weil ich krank war. Mutter schrieb dem Lehrer eine Entschuldigung auf Jiddisch, während Frauen in Ungarn sonst fast nie Jiddisch schrieben. Der Lehrer fragte mich: «Wer hat diesen Brief geschrieben?» Ich antwortete, dass Mutter es getan habe. Darauf riss er die Entschuldigung wütend in Fetzen und schrie mich an: «Wie kann eine Frau es wagen, einem Lehrer zu schreiben!»

Als ich später nach Hause kam und den Vorfall in der Schule schilderte, zuckte meine Mutter nur verächtlich mit den Schultern und sagte mit einem spitzbübischen Lächeln auf den Lippen: «Gott hat nie gesagt, dass Frauen dümmer zu sein haben als Männer.»

*

Die meisten Strassen von Nyírbátor waren ungepflastert. Ausnahmen bildeten nur der zentral gelegene Marktplatz und ein paar Strassen, die von ihm abgingen. Das war auch das Handelszentrum der Stadt. Die meisten Geschäfte lagen am Marktplatz und fast alle befanden sich in jüdischem Besitz. Deshalb ruhte der Handel am Schabbat und an den jüdischen Feiertagen. Bauernmärkte, Handwerksbetriebe und Kleinindustrie waren überwiegend am Stadtrand angesiedelt.

Das Rathaus war das grösste und stattlichste Gebäude der Innenstadt. Es hatte einen hohen Turm mit einer Uhr an jeder Seite, die man von allen Enden der Stadt sehen konnte. Der Turm hatte einen breiten, umlaufenden Balkon, von dem aus die Feuerwehr über den gesamten Stadtbereich wachte. Brach irgendwo Feuer aus, läutete der Wächter die Glocke über seinem Kopf und signalisierte mit einer roten Fahne die Richtung des Brandherds.

Auf dem Marktplatz, vor dem Rathaus, befand sich in einer kleinen Gartenanlage ein Heldendenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs. Eine Marmortafel verzeichnete die Namen der Söhne Nyírbátors, die im Krieg gefallen waren, darunter 14 Juden. Auf der anderen Seite des Platzes stand das zweitgrösste Gebäude der Stadt, die einzige Handelsbank der ganzen Umgebung. Sie gehörte einem Juden namens Elek.

Jeden Donnerstag war normalerweise Wochenmarkt auf dem Marktplatz. Und jeden Herbst gab es einen Jahrmarkt, auf dem die Bauern ihre Erzeugnisse selbst verkaufen konnten. Dann wurden auf dem Marktplatz reihenweise Zelte mit breiten Wegen dazwischen aufgestellt, damit die Besucher die Auslagen zu beiden Seiten begutachten konnten. Die meisten Handwerker, die ihre Erzeugnisse auf dem Markt feilboten, waren Juden, vor allem in den Branchen Bekleidung, Schuhwerk, Möbel und Kurzwaren. Am Rand des Marktplatzes verkauften Bauern Hühner, Gänse und Feuerholz.

Die Handwerker arbeiteten monatelang, um ein ausreichend grosses Angebot für den Jahrmarkt anzufertigen. Uns Kinder beschäftigten sie bei den Zelten, damit wir Wache hielten. Auch ich

wachte, und zwar beim Zelt eines Schneiders. Ich sollte besonders ein Auge auf die «Zigeuner» haben, die auf den Markt kämen, um zu stehlen, wie man mir erklärte.

Viel Geld habe ich bei dieser Arbeit nicht verdient, aber ich bin um viele Erlebnisse und Erfahrungen reicher geworden.

Den Verkauf der Waren übernahmen geübte Verkäufer. Natürlich Juden, die das Wesen der Bauern kannten, ihren Dialekt sprachen und jeden zweiten Satz mit jiddischen Worten, saftigen Flüchen und versteckten Witzen würzten. Diese Verkäufer waren echte Schlitzohren und nutzten, nebst ihrer Überzeugungskunst, so machen «Trick», um die Waren loszuwerden.

Zum Beispiel kauften sie alte Uhren, die meist gar nicht mehr funktionierten, öffneten diese und platzierten ein paar Stücke Blei oder ähnlich schweres Metall in die Gehäuse. Zu jener Zeit war eine Uhr erst dann wirklich wertvoll, wenn sie auch schwer genug in der Hand lag. Dann steckten die Verkäufer bei Mänteln und Jacken jeweils eine Uhr in die rechte Tasche. Wenn ein Bauer ein Kleidungsstück anprobierte, steckte er gern die Hände in die Taschen, und sobald er die Uhr in der Tasche fühlte, fragte er prompt nach dem Preis, ohne den Mantel oder die Jacke nochmals ausziehen, denn die meisten nahmen wohl an, dass jemand eine teure Uhr in diesem Kleidungsstück vergessen habe.

Ich war noch ein kleiner Junge, aber etwas hatte ich daraus gelernt: Schlitzohrigkeit und unredliche Menschen sind überall zu finden.

Den Gipfel an Dreistigkeit jedoch erlebte ich bei folgender Episode auf dem Jahrmarkt: Ein Schneider war lange auf einem

fehlerhaften dreiviertellangen Mantel mit schrägen Taschen sitzengeblieben. Sein Lehrling hatte eine Tasche versehentlich in der umgekehrten Schräge genäht, sodass man mit der Hand nicht hineinkam. Der Schneider bat einen Verkäufer namens Patyi, ihm zu helfen, diesen Mantel loszuwerden, den er schon eine ganze Weile von Jahrmarkt zu Jahrmarkt schleppte. «Verkauf ihn unter Preis, Hauptsache, du wirst ihn los!», bat der Schneider den geübten Verkäufer.

Dieser zögerte nicht lange, und als er einen Bauern mit einer Peitsche in der Hand auf das Zelt zukommen sah, begrüßte er diesen, als würde er ihn seit eh und je kennen: «János Bácsi (Onkel Janosch), hast du schon den neuen Mantel gesehen? Das ist ein amerikanisches Patent und noch streng geheim.»

Ehe der Bauer noch eine Silbe hervorbringen konnte, hatte Patyi ihm im Nu den alten Mantel aus- und den neuen angezogen. Dann stellte er den Bauern vor den Spiegel, der im Zelt hing, raffte mit einer Hand hinten den Stoff zusammen, ohne dass der Bauer dies bemerkte, sodass es vorn und im Spiegel so aussah, als sei der Mantel genau nach Mass des potenziellen Käufers geschnitten. Dann nahm Patyi des Bauern rechten Arm, führte diesen über Kreuz und über den Bauch – und steckte dessen Hand in die falsch geneigte Tasche. Dann schob er dem ziemlich verdutzt blickenden Bauern dessen Peitsche unter den, über den Bauch verlaufenden Arm und sagte in triumphierendem Tonfall: «Siehst du? Wenn du im Winter auf dem Wagen sitzt, kannst du nicht nur die Peitsche halten, sondern hast auch gleich noch die Hand in der Tasche und spürst die Kälte nicht!»

Bevor der überrumpelte Bauer auch nur ein Wort erwidern konnte, sprach Patyi auch schon weiter: «Der Preis? Nicht teurer als ...», sagte er. Er nannte eine Summe, die um einiges höher war als der Neupreis eines makellosen Mantels, und doppelte noch nach, indem er dem immer noch sprachlosen Bauern mit einem verschwörerischen Flüstern in dessen Ohr raunte: «Du darfst aber nicht verraten, woher du diesen Mantel hast, Onkel Bacsí, denn erst im nächsten Monat wird eine neue Sendung aus Amerika eintreffen und offiziell zu einem viel höheren Preis in den Handel kommen.»

So kam es, dass der Schneider fortan Mäntel mit falschen Taschen eine ganze Weile serienweise herstellte und diese sich auch bestens verkauften.

Nach einiger Zeit konnten wir bei den Hatházis ausziehen und in eine bessere und grössere Wohnung übersiedeln, die nicht mehr neben den Stallungen lag.

Einige Wochen später, am Neujahrsfest, wurde ich krank. Der Arzt, Dr. Balog, stellte Diphtherie fest. Seinerzeit war diese ansteckende Krankheit sehr gefährlich. Meine Mutter verliess tief besorgt die Synagoge und eilte nach Hause. Auf Betreiben des städtischen Gesundheitsamts wurde eine rote Bekanntmachung an die Eingangstür geheftet, mit dem Wortlaut: «Wegen ansteckender Krankheit Zutritt verboten!» Mein Zustand verschlechterte sich von Stunde zu Stunde, ich war dem Ersticken nahe. Der Arzt liess eilig ein neues Medikament aus Debrecen kommen, das in der Apotheke in Nyírbátor noch nicht vorrätig war.

Er bat Mutter, dafür zu beten, dass das Medikament noch rechtzeitig einträfe. Tatsächlich kam es in letzter Minute.

Kurze Zeit nachdem er mir das Mittel gespritzt hatte, besserte sich mein Befinden, und ich war ausser Lebensgefahr. Dr. Balog, der kein Jude war, weigerte sich, Honorar für die Behandlung anzunehmen. «Von armen Familien nehme ich kein Geld», brummte er bloss.

*

Ein paar Wochen später brach im Bankgebäude von Nyírbátor Feuer aus. Das Gebäude brannte lichterloh. Die Sommerhitze hatte das Dach des Gebäudes so ausgetrocknet, dass die Schieferplatten, mit denen das Dach gedeckt war, durch die Luft flogen wie ein Schwarm Kometen. Manche flogen Dutzende (wenn nicht mehr) Meter weit, brennend und mit fauchenden Schweifen wie Feuerwerksraketen durch die Luft und schienen die ganze Stadt unter Beschuss zu nehmen.

Wir Kinder sassen in der Schule und schauten fasziniert und zugleich ängstlich diesem ungewohnten Schauspiel zu. Der Lehrer schien genauso ängstlich wie wir, denn er schaute mit aufgerissenen Augen bloss aus den Fenstern, wie wir alle, und schien nicht so genau zu wissen, was er tun oder sagen sollte, während die Schindeln wie feurige Drachen das Blau des Himmels fauchend durchtrennten.

Ich war damals knapp sechs Jahre alt und der Anblick, der sich meinen kindlichen Augen bot, war nicht erschreckend, sondern äusserst faszinierend, denn nie zuvor in meinem Leben hatte ich bis zu jenem Zeitpunkt ein Feuerwerk gesehen. Dass die durch die Luft fliegenden, brennenden Schindeln eine Gefahr für die

Schule und für uns alle darstellten – daran dachte ich keine Sekunde lang.

Plötzlich fühlte ich etwas, das mich von hinten packte. Ich schaute erschrocken über meine Schulter – es war Mutter, die hinter mir stand. Bevor ich richtig begriff, warum Mutter überhaupt hier war, hüllte sie mich in eine mitgebrachte Decke ein, schrie unserem Lehrer und meinen Mitschülern etwas zu – was genau es war, weiss ich nicht mehr –, packte mich mit hartem Griff, hob mich hoch auf ihre Arme ... Und schon waren wir durch die Tür des Klassenzimmers, auf dem Flur und im Freien. Alles geschah so schnell – ich wähnte mich auf einem Karussell.

Erst ein paar Jahre später begann ich zu begreifen, was Mutter an jenem Tag für mich getan hatte: Sie hatte das Feuer in dem Bankgebäude bemerkt, als sie vom Markt auf dem Nachhauseweg war. Geistesgegenwärtig hatte sie unvermittelt begriffen, welche Gefahr die durch die Luft sausenden Schindeln für die anderen Häuser darstellten. Ohne lange zu überlegen, hatte sie auch verstanden, dass unsere Schule jeden Augenblick von einem der feurigen Geschosse getroffen werden könnte und wir alle, auch ich, in der Schule verbrennen könnten. Mutter war nicht nur eine liebende Mutter, sondern auch eine intelligente Frau, und so rannte sie nicht kopflos drauflos und in die Schule, sondern zuerst nach Hause, packte eine Decke aus Wolle, tränkte diese mit Wasser, um erst danach, unter grosser Gefahr wegen der brennenden Schindeln, die immer noch durch die Luft flogen, die Strasse hinunter und zur Schule zu rennen. Im Klassenzimmer angekommen, packte sie mich – wie geschildert – in die Decke, schrie unserem Lehrer und auch meinen Klassenkamera-

den zu, dass sie schleunigst ins Freie eilen sollten, und brachte mich in Sicherheit.

Ob das Ganze wirklich so dramatisch war, wie man mir Jahre später erzählte, weiss ich nicht. Aber eines weiss ich mit Gewissheit: Dieses Bild, wie Mutter mich in der nassen Wolldecke durch die fauchenden und brennenden Schindeln, die durch die Luft heulten, nach draussen und nach Hause brachte – dieses Bild hat sich mir bis zum heutigen Tag tief in mein Inneres eingepägt. Und ich werde es nie vergessen.



Unvergessen sind mir auch die winterlichen Dämmerstunden meiner Kindheit. Mutter sass dann mit uns auf dem Bett, das in der Küche stand. Um uns die Furcht vor der Dunkelheit zu nehmen, erzählte sie uns auf Jiddisch Märchen und Legenden oder Begebenheiten aus ihrer eigenen Kindheit und sang uns jiddische Lieder, wie «Margeriten», «Im Tempel» oder «In dem Ofen brennt ein Feuer», vor. Wir liebten diese gemütlichen Stunden und waren traurig, wenn sie vorüber waren. Vor dem «Trennsegen» sprach sie ein Gebet, das Frauen am Ausgang des Schabbats auf Jiddisch zu sagen pflegten. Darin bat sie den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, das Volk Israel nun, da durch sein Walten der Schabbat zu Ende ging, vor allem Übel zu beschützen und in treuem Glauben allen eine gute Woche, einen guten Monat und ein gutes Jahr zu bescheren.

Mutter sorgte mit Hingabe für uns Kinder. Mich als Erstgeborenen hätschelte sie ganz besonders, denn sie wollte mich schnell

erwachsen werden sehen. All ihr Hoffen und Streben richtete sich darauf, eine grosse, weitverzweigte Familie entstehen zu sehen, um sich dereinst in Israel an ihren Enkeln zu erfreuen.

Schatten des Unheils

1933 war ein dunkles Jahr für die Weltgeschichte: Am 27. Februar 1933 kommt es zu einer Brandstiftung im Reichstagsgebäude in Berlin. Obgleich von einem Einzeltäter durchgeführt, spricht die NSDAP von einem «kommunistischen Komplott». Reichspräsident Paul von Hindenburg erlässt einen Tag später die «Verordnung zum Schutz von Volk und Staat». Dadurch wird Deutschland in einen permanenten Ausnahmezustand versetzt. Viele Grundrechte der Weimarer Verfassung sind ausser Kraft gesetzt. Verdächtige Personen können von nun an ohne Beweise und Anklage verhaftet werden. Dazu kommt, dass die Pressefreiheit nicht mehr existiert.

Am 23. März desselben Jahres stimmt der Reichstag dem «Ermächtigungsgesetz» zu. Dadurch wird das Prinzip der Gewaltenteilung aufgehoben. Das Ermächtigungsgesetz etabliert die nationalsozialistische Diktatur und öffnet den Weg zur Gleichschaltung von Staat und Gesellschaft.

Bereits im März wird in Dachau bei München eines der ersten Konzentrationslager errichtet. In erster Linie werden Mitglieder und Funktionäre der kommunistischen und sozialdemokratischen Parteien eingesperrt. Ab dem ersten April gibt es erste Boykottaktionen gegen Juden. Am 10. Mai finden in Berlin und anderen Städten in Deutschland grosse Bücherverbrennungen statt. Tausende Bücher, die nicht dem nationalsozialistischen Gedankengut entsprechen, werden verbrannt. Ab Mai sind in Deutschland alle Gewerkschaften verboten. Im Juli erlässt die

Regierung das «Gesetz gegen die Neubildung von Parteien» – die NSDAP wird zur einzigen zugelassenen Partei Deutschlands.

Bereits vorher, am 7. April, werden alle jüdischen Beamten (mit einigen wenigen Ausnahmen) entlassen. Im selben Monat ergeht ein Zulassungsverbot für jüdische Ärzte und ein paar Monate später werden Juden aus allen kulturellen Berufen verbannt.

Die Stunde des kleinen Mannes mit dem kleinen Schnauzer war gekommen.

*

Ein paar Häuser von uns entfernt wohnte der alte Herr Molnar. Sein Haus stand an der Strassenecke. Als er in den Ruhestand getreten war, hatte er seine Getreidemühle seinen beiden Söhnen übereignet. Der alte Molnar, «Molnar Bäcsi» (Onkel Molnar), wie wir ihn nannten, war klein, glatzköpfig und hatte immer eine Zigarre im Mund. Meist sass er auf der Holzbank vor seiner Tür, stets in Anzug mit Weste, über der die Uhrkette baumelte. Er grüsste die Vorübergehenden mit breitem Lächeln und vergnügte sich mit den Kindern der Umgebung. Mich beeindruckten vor allem sein Feuerzeug und die Taschenuhr. Einmal bat ich ihn, mir diese beiden Dinge zu vermachen, wenn er stürbe. Zur Antwort schüttelte er schmunzelnd den Kopf. Wenn ich an ihm vorüberkam, fragte ich ihn manchmal: «Na, Molnar Bäcsi, sind Sie noch nicht gestorben?» Darauf lächelte er nur.

In der nächsten Strasse stand die Molnar'sche Mühle, und im weiteren Verlauf kam ein Wäldchen, in das sich junge Pärchen

zu «romantischem Tun» zurückzogen. Der alte Molnar musterte jedes Paar bei der Rückkehr aus dem Wäldchen und erklärte: «Die haben was gemacht.» Oder: «Die nicht.» Seine Logik erklärte er folgendermassen: Ging bei der Rückkehr aus dem Wäldchen der Mann vorn, war das Ergebnis positiv, ging die Frau vorn, war es negativ, das heisst, es war nichts geschehen.

*

In Nyírbátor gab es getrennte Schulen für die einzelnen Glaubensgemeinschaften, darunter auch eine jüdische Schule sowie eine allgemeine gemischte Schule für alle.

Als ich in die erste Klasse der jüdischen Schule kam, gab es dort einen Lehrerwechsel. Herr Szilvási Armin beendete in jenem Jahr einen langen Lebensabschnitt und ging in Pension. Er gehörte zu den Gründern dieser Schule und der «Status-quo-Gemeinde», einer Glaubensrichtung innerhalb der ungarischen Juden. Als ich ein Bild von Elieser Ben-Jehuda, dem Erneuerer der hebräischen Sprache, sah, erinnerte es mich an Lehrer Szilvási. Die Ähnlichkeit war frappant. Szilvási übergab das Amt seiner Tochter Marischka.

Die sieben Schulklassen hatten nur vier Lehrer. Deshalb lernten je zwei Klassen in einem Zimmer. Lehrerin Marischka unterrichtete die erste Klasse, Frau Iduschka die Klassen 2 und 3, Herr Tihanyi die Klassen 4 und 5, und die beiden obersten Klassen, 6 und 7, übernahm der Schuldirektor, Herr Gondos, der vorher Gottlieb geheissen hatte. Die 7. Klasse war erst in jenem Jahr dazugekommen.

In meiner Schulzeit hat es zwei denkwürdige Zwischenfälle gegeben. Der Erste ereignete sich bei der Lehrerin Iduschka, als ich bei ihr in der 3. Klasse war. Ich hatte sie geärgert. Den Grund weiss ich nicht mehr, aber an die Schläge erinnere ich mich umso deutlicher. Sie packte mich hart an und hieb mit dem Lineal hysterisch auf meine Fingerkuppen ein. Vor Schmerz nun meinerseits hysterisch schreiend und in dem Bemühen, mich aus ihrem Griff zu befreien, trat ich ihr in den Bauch und sprang aus dem Fenster.

Mutter sprach mit der Lehrerin und regelte das Ungemach – wie immer schon.

Der zweite Zwischenfall passierte bei Lehrer Tihanyi in der 5. Klasse. Wir kamen einfach nicht miteinander aus. Tihanyi war ein begabter Zeichner und äusserst penibel. Wir mussten seine Zeichnungen von der schwarzen Wandtafel haargenau abmalen, ohne jegliche Zusätze. Einmal zeichnete er Weinblätter, die wir kopieren sollten. Aus eigenem Antrieb fügte ich alle möglichen Details an, um das Bild wahrheitsgetreuer zu machen. Tihanyi schritt die Reihen ab, blieb bei mir stehen, blickte auf mein Werk, nahm mein Zeichenblatt, riss es in Fetzen und forderte mich auf, von vorn zu beginnen. Starrköpfig zeichnete ich wieder genau das gleiche Bild. So ging der Krieg zwischen uns weiter: Ich zeichnete, er zerriss. Wer zum Schluss siegte? Natürlich Tihanyi. Er wollte mich nicht in die 6. Klasse versetzen. Deshalb ging ich fortan in die allgemeine Schule, an der ich zu den wenigen jüdischen Schülern zählte.

*

Mein Vater wurde als Graber Mozes am 17. Dezember 1903 im ungarischen Städtchen Nyirgyulaj geboren und wuchs in Nyírbátor auf.

Er interessierte sich nicht dafür, was ich in der Schule lernte. Kindererziehung war seiner Ansicht nach Mutters Domäne. In meinen Kindheitsjahren hatte ich kein besonders inniges Verhältnis zu meinem Vater. Ich habe ihn als einen sehr pedantischen Mann in Erinnerung, der sich nicht sonderlich um mich zu kümmern schien. Zudem sah er mich, als seinen ältesten Sohn, wohl eher als eine willkommene Arbeitskraft an; ich sollte möglichst schnell gross werden, um zu arbeiten und die Familie zu unterstützen. Bildung jeglicher Art, ausser der religiösen, schien ihn zudem nicht zu interessieren, und er erachtete es offenbar nicht für wichtig, dass seine Kinder eine gute Ausbildung erhielten.

Dennoch war er ein erstaunlicher Mann: Als autoritärer, flinker und fleissiger Mensch konnte er Faulpelze nicht ausstehen. In seiner eigenen Jugend und auch als Erwachsener hielt er es offensichtlich nicht so streng mit den religiösen Geboten, wie ich später herausfinden sollte. Aber nach aussen hin gab er sich als gläubiger Jude, ging regelmässig in die Synagoge und auch immer wieder zum Rabbi. Vater war in seinem inneren Wesen genau so ambivalent wie in seinem Äusseren. Seine eher kleine Statur schien ihm keine besonderen Minderwertigkeitskomplexe zu bescheren. Ganz im Gegenteil fand er schnell Anklang bei seinen Mitmenschen. Mit seinen funkelnden, schwarzen Augen und dem gepflegten, schwarzen Bart war er eine einnehmende Erscheinung – besonders bei Frauen.

Meist trug er modische Anzüge. Zu den Hemden legte er einen harten Kragen an und band eine passende Krawatte um. Ehe er am Schabbatabend in die Synagoge ging, zupfte er sich vor dem Spiegel mit der Pinzette überflüssige Härchen aus dem Gesicht. Seine Schuhe glänzten spiegelblank. Mutter nahm immer die letzte Musterung vor.

Seine Freunde waren meist jünger als er. An Wochenenden spielten sie bei uns daheim Rommé. Dieses Kartenspiel interessierte mich sehr, und ich bat Vater, es mir beizubringen. Seine Antwort lautete: «Du bist zu dumm dafür, es hat keinen Sinn, es dir zu erklären! Ausserdem merk' dir, dass jede Beschäftigung ausser Psalmenbeten Zeitvergeudung ist.» Aus irgendeinem Grund standen Psalmen bei ihm immer an oberster Stelle, weshalb er mich ständig aufforderte, Psalmen zu beten.

Da ich also seiner Ansicht nach für Rommé unbegabt war, wollte ich unbedingt lernen, Schach zu spielen. Ich ging in den Schachklub, in dem die Spieler mehrheitlich Juden waren. Ich sah stundenlang vielen Spielen zu, bis ich die Regeln so weit verstand, dass ich selbst mitmachen konnte.

Später und bei einer passenden Gelegenheit fragte ich meinen Vater: «Bist du bereit, mit mir Schach zu spielen?»

Seine Antwort lautete: «Das spielen nur Nichtjuden.»

*

Am 20. April 1934 wird Heinrich Himmler de facto der Chef der Gestapo in Preussen und am 20. Juli wird die Schutzstaffel (SS) zu einer eigenständigen Organisation innerhalb der NSDAP und direkt dem Führer unterstellt.

Ein paar Monate später, am 2. August desselben Jahres, stirbt Reichspräsident Hindenburg. Darauf hatte der kleine Mann mit dem Schnauzer nur gewartet, nutzt diese Chance und vereinigt die Ämter von Reichspräsident und Reichskanzler in seiner Person und führt ab sofort den Titel «Führer und Reichskanzler». Zudem wird die Reichswehr, aus der ein Jahr später die Wehrmacht hervorgeht, auf ihn persönlich vereidigt.

Am 16. März 1935 wird die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt und es beginnt der Aufbau der Wehrmacht mit einer Stärke von 580'000 Mann. Damit bricht das Deutsche Reich die Verpflichtungen zur Truppenbeschränkung des Versailler Vertrags.

Das war aber längst nicht alles, denn am 10. September wird die «Rassentrennung» an allen Schulen eingeführt, und der 15. September markiert die Verabschiedung der «Nürnberger Rassengesetze». Diese besagen, dass Eheschliessungen zwischen Juden und Personen «deutschen oder artverwandten Blutes» verboten werden. Auch ausserehelicher Verkehr zwischen Juden und Personen «deutschen oder artverwandten Blutes» ist ab sofort verboten. Zudem entzieht das am selben Tag beschlossene «Reichsbürgergesetz» den Juden in Deutschland die deutschen Bürgerrechte.

Am 1. August 1936 begannen in Berlin die Olympischen Spiele. Die Welt liess sich blenden, denn diese für Deutschland höchst erfolgreichen Olympischen Spiele steigerten die Popularität des Führers im In- und Ausland.

Am 25. Oktober wurde ein geheimer Freundschaftsvertrag mit Italien geschlossen. Dieser Vertrag begründete die enge Verbin-

dung zwischen Berlin und Rom. Ein paar Tage später sprach Benito Mussolini, Italiens Diktator, erstmals öffentlich von der «Achse Berlin-Rom». Ziel des Vertrages war unter anderem die Annäherung beider Staaten hinsichtlich ihrer antikommunistischen Politik und ihrer jeweiligen Expansionsinteressen.

Am 26. Januar des folgenden Jahres wurden alle Beamten mit jüdischem Ehepartner entlassen, und noch im selben Jahr, am 5. November, enthüllte der Führer den obersten deutschen Militärs seine Kriegspläne: Er trug ihnen die von ihm beschlossenen aussenpolitischen Ziele vor und forderte, dass die Wehrmacht innerhalb der nächsten zwei Jahre für einen Angriffskrieg aufgerüstet sein müsse.

Am 4. Februar 1938 entliess der Führer seine militärische Spitze und übernahm den Oberbefehl über die Wehrmacht persönlich. Und Mitte März desselben Jahres fand der Anschluss Österreichs statt. Am 12. März marschierten deutsche Truppen ins benachbarte Geburtsland des Führers ein und stiessen dabei auf keinerlei Widerstand.

Am 9. November geschah etwas, was als «Reichskristallnacht» in die Geschichtsbücher eingegangen ist: In der Nacht vom 9. auf den 10. November überfielen Mitglieder der SA und SS in Zivil Tausende jüdische Geschäfte in ganz Deutschland und Österreich. Ausserdem wurden etwa 400 Menschen ermordet oder in den Selbstmord getrieben und über 1'400 Synagogen in Brand gesetzt. (Schreibfehler: es waren 14'000...)

Bald darauf wurden 30'000 Juden in Konzentrationslager gesteckt und nur wieder freigelassen, wenn sie einer baldigen Aus-

reise zustimmten. Zudem musste die jüdische Bevölkerung für die Schäden der Pogromnacht aufkommen.

Am 30. Januar 1939 kündigte der Führer in einer Reichstagsrede an, dass er, für den Fall eines neuen Weltkriegs, die «Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» anstrebe.

Der Führer wandte sich mit dieser Drohrede indirekt an die demokratischen Staaten in Europa, um diesen eindeutig klar zu machen, dass er und Nazideutschland keine Juden im eigenen Land mehr dulden würden und dass die umliegenden Staaten die Unerwünschten aufzunehmen hätten. Doch keiner wollte die Juden bei sich aufnehmen. Ob dieser Umstand Hitler als Rechtfertigung für seine künftigen Verbrechen dienen sollte, ist nicht nachvollziehbar.

Eine schlechte Entscheidung

Das Unheil begann mit einer schlechten Entscheidung meines Grossvaters väterlicherseits: Als die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie nach dem Ersten Weltkrieg zerfiel, sollten sich deren Einwohner die ihnen genehme Staatsbürgerschaft aussuchen. Vaters Vater beantragte die ungarische Staatsbürgerschaft für sich, seine Frau und seinen ältesten Sohn Berisch. Die beiden minderjährigen Söhne Mozes und Zwi-Herschel schloss er jedoch aus einem mir unbekanntem Grund nicht in das Einbürgerungsgesuch ein. Infolgedessen entstand eine absurde Situation: Mein in Polen geborener Grossvater väterlicherseits wurde ungarischer Staatsbürger, während seine Söhne Mozes, mein Vater also, und Zwi-Herschel, die in Ungarn geboren waren, polnische Staatsbürger wurden – zumindest nach Auslegung der damaligen ungarischen Behörden.

Als 1938 und in den folgenden Jahren antijüdische Gesetze in Ungarn erlassen wurden, waren davon zuvorderst die Juden mit fremder Staatsbürgerschaft betroffen und wurden nach und nach zu «Staatenlosen» erklärt. Aufgrund dieser Gesetze verlor Vater seinen Gewerbeschein. Er musste sein Uhrengeschäft schliessen, das er zusammen mit Mozes Fetmann geführt hatte, eröffnete aber ein neues in Partnerschaft mit einem Nichtjuden. Doch schon einige Zeit später musste er auch dieses aufgeben.

Vater war sich für keine Arbeit zu schade, um seine Familie zu ernähren, und nahm bereitwillig jede an. Zuerst machte er

beim Grosshändler Lefkowitz, dem Gemeindevorsteher der orthodoxen Gemeinde, Waren versandfertig. Danach arbeitete er bei einem Freund in dessen Bekleidungsgeschäft.

Aber die lokalen ungarischen Gendarmen machten ihm das Leben schwer. Er musste untertauchen, um die Ausweisung der Familie zu verhindern, denn die Gesetze besagten, dass Familien nur *zusammen* mit ihrem Oberhaupt auszuweisen seien. Deshalb bestand gegen Vater ab etwa 1939, wenn ich mich richtig erinnere, auch ständig ein Suchbefehl in unserer Gegend. Doch unsere Stadt lag in einer abgelegenen Region, und dies machte sich Vater zunutze: Er reiste fortan immer in andere Gegenden, um dort zu arbeiten. Da die Gendarmen bei uns nicht sehr zahlreich waren und kaum mit den anderen Städten und Gegenden kommunizierten, gelang es Vater, sie durch seine Reiserei ziemlich lange an der Nase herumzuführen und einer Gefangennahme zu entgehen.

*

An meinem dreizehnten Geburtstag im Juli 1939, zu meiner «Bar-Mizwa», wurde ich zum Mann oder besser: zum «Sohn des Gebots» erkoren.

Als Bar-Mizwa bezeichnet man im Judentum den Zeitpunkt, an dem die religiöse Mündigkeit eintritt. Knaben erreichen sie im Alter von dreizehn Jahren (Mädchen im Alter von zwölf Jahren). Dieser Übergangsritus geht mit der physiologischen Pubertät einher.

Aber in Tat und Wahrheit war ich eigentlich noch ein Kind, das an seiner Mutter hing und einfach nur eine unbeschwerte Ju-

gend zu haben wünschte. Was in der grossen weiten Welt geschah, wusste ich kaum, und ich hatte in jenem Jahr nicht den blassesten Schimmer, wer Adolf Hitler war und was im fernen Deutschland vor sich ging.

Da wir ziemlich arm waren, hatte ich kein besonderes Geschenk zu meiner Bar-Mizwa-Feier erwartet. Aber zu genau dieser Bar-Mizwa-Feier geschah in meinen damals immer noch kindlichen Augen ein Wunder: Meine beiden Onkel mütterlicherseits, Shlomo und Jakob, die zu diesem Anlass zu Besuch kamen und die ich beide zuvor nur einmal in meinem Leben gesehen hatte – an Malkas Hochzeit, als ich auch meinen Vater zum ersten Mal zu Gesicht bekam –, diese beiden Onkel schenkten mir eine Uhr. Und jeder von den beiden je eine Uhr! Ob sie vergessen hatten sich abzusprechen und ihnen deshalb dieses «Missgeschick» passierte, weiss ich nicht. Doch das war mir in jenem Augenblick auch egal, denn der eine meiner beiden Onkel schenkte mir eine Taschenuhr und der andere hatte mir eine Armbanduhr mitgebracht.

Was man dazu wissen muss, ist, dass der Wert dieser beiden Geschenke seinerzeit für mich schier unermesslich war. Ich hätte vor Begeisterung am liebsten aller Welt gezeigt, dass ich nicht nur *eine* Uhr besass, sondern gleich *zwei*

Als Vater, verspätet und als alle schon wieder gegangen waren, von einer seiner «Geschäftsreisen» zurückkehrte, rannte ich ihm freudig entgegen, um ihm die Uhren zu zeigen, die ich bekommen hatte. Vater runzelte seine Stirn, schaute mich mit einem merkwürdigen Blick an und sagte: «Diese Uhren sind wertvoll und du brauchst keine Uhr ... und schon gar nicht derer

zwei.» Er nahm mir beide Uhren aus der Hand, beugte sich über mich und blaffte: «Das Geld können wir gut gebrauchen. Ich werde sie verkaufen.»

Mutter war dagegen und forderte ihn auf, mir die Uhren wiederzugeben, aber Vater verkaufte sie trotzdem.

Ich war wütend und enttäuscht, konnte ihm die Sache nicht verzeihen. Und so schwor ich mir, eines Tages eine neue Uhr zu erwerben – eine, die mir kein Mensch je wieder wegnehmen würde!

*

Später verbrachte Vater die meiste Zeit im Zug zwischen Nyírbátor und Budapest – auf «Geschäftsreise», wie er es nannte. Mutter machte derweil täglich die Runde bei den jüdischen Kaufleuten von Nyírbátor und erhielt Einkaufsbestellungen für Budapest. Vater stieg vorsichtshalber meistens gar nicht aus dem Zug aus, sondern übergab die Pakete für die betreffenden Kaufleute direkt meiner Mutter und diese reichte Vater die neuen Bestellungen weiter. Die Eisenbahnschaffner hatte er grösstenteils bestochen und so hielten diese Ausschau. Wenn Gendarmen sich dem Zug näherten, warnten sie Vater und versteckten ihn im Schaffnerabteil. Die Gendarmen kamen auch fast jede Nacht zu uns ins Haus, um ihn zu suchen, und lauerten ihm auch am Lehrhaus auf. Die wenigen Male, da Vater sich zu jener Zeit nachts in unser Haus schlich, um zu übernachten, war er stets sehr vorsichtig, um von niemandem gesehen zu werden.

Irgendwann hatte Vater jedoch genug von der stetigen Hin- und Herfahrierei von und nach Budapest, und so nahm er eine Ar-

beit in einer Gerberei an. Diese war weit genug von unserer Stadt entfernt, sodass er sich dort sicher fühlte. Doch die Arbeit in der Gerberei war die schwerste Arbeit seines Lebens, die er nicht lange durchhielt. Jeden Abend hatte er Rückenschmerzen, wie er uns erzählte, und so beschloss er, sich abermals eine neue Einkommensquelle zu suchen. Er kaufte ein Fahrrad und verkaufte fortan Kurzwaren in den umliegenden Dörfern. Obschon er es uns nie verriet, glaube ich, dass er noch andere Einnahmequellen hatte und immer ziemlich viel Geld und wertvolle Uhren an verschiedenen Orten versteckt hatte. Meine Vermutung sollte sich später als richtig erweisen.

Zu jener Zeit war Vater, wie ich schon sagte, ein sehr gläubiger Mann. Dieser Umstand mag ihn zu einer Unvorsichtigkeit verleitet haben, denn als er von der orthodoxen Gemeinde gebeten wurde, die Wartung ihrer «Mikwe», eine Art ritueller Badeanstalt, zu übernehmen, willigte er ein. Diese Arbeit hatten bis dahin nur Nichtjuden verrichtet, aber die Gemeinde wollte fortan lieber jemanden aus dem eigenen Umfeld haben, der die Aufgabe übernehmen sollte.

Eine Weile lief auch alles bestens – doch eines Tages erwischten ihn die Gendarmen doch noch, und so wurde er umgehend zum Arbeitsdienst eingezogen. So kam es, dass ich, obschon erst dreizehn Jahre alt, seine Arbeit in der Badeanstalt übernahm.

Jetzt, da Vater beim Arbeitsdienst war, musste ich mithelfen, die Familie zu ernähren, und nebst meiner Arbeit in der Badeanstalt eine weitere suchen. Dies hatte zur Folge, dass ich die Schule verlassen musste.

Meine Mutter war zunächst nicht damit einverstanden, dass ich die Schule verlassen sollte, um stattdessen zu arbeiten. Bildung war für sie sehr wichtig und sie war aus tiefstem Herzen davon überzeugt, dass ich und auch meine Geschwister dereinst studieren sollten und zudem der eine oder andere vielleicht sogar seine künstlerische Ader, die wir alle in uns hatten, ausleben könnte.

Doch aufgrund unserer prekären finanziellen Situation willigte sie schweren Herzens ein. Aber meine Mutter wäre nicht meine Mutter gewesen, wenn sie nicht dennoch darauf beharrt hätte, dass ich zumindest ein vernünftiges Handwerk erlernen sollte.

«Wenn wir, wie ich hoffe, einmal nach Israel auswandern, wird es gut sein, wenn du einen praktischen Beruf erlernt hast, mein Junge.»

Sie meinte, das Glaserhandwerk sei eine gute und nützliche Ausbildung, und deshalb wandte sie sich an Herrn Doved Österreicher, der als Glaser und Rahmenbauer einen guten Ruf genoss, und bat ihn, mich als Lehrling anzunehmen.

Nach seiner Zustimmung wurde ein Vertrag unterzeichnet. Herr Doved Österreicher, ein grosser Mann mit langem rotem Bart, gehörte zu den orthodoxen Juden Nyírbátors, trug eine hohe Rundkappe zum Gehrock und galt als erstklassiger Handwerker und Thoragelehrter.

Beim Antritt der Lehrstelle hatten Mutter und Doved Österreicher vereinbart, dass ich am letzten Freitag des Monats einen Vorschuss erhalten sollte. Als der Zahltag kam, war ich ganz stolz und aufgeregt, dass ich zum ersten Mal selbstverdientes Geld nach Hause bringen würde. An dem betreffenden Freitag

war ich sehr fleissig, beendete alle mir aufgetragenen Arbeiten, putzte Laden und Bürgersteig und wartete ungeduldig auf den Zahltermin. Einige Minuten vor zwei Uhr stellte ich mich vor die Kasse, hinter der Herr Österreicher sass.

Er fragte mich: «Worauf wartest du?»

Ich sagte ihm, ich warte auf Geld.

Er schrie mich an: «Von was für Geld sprichst du denn?! Ich habe nichts!»

Ich zuckte zusammen wie ein verwundetes Tier und handelte jähzornig – schnappte ein Gewicht vom Tisch und schleuderte es mit aller Kraft auf das Regal, in dem ein teures Porzellanservice ausgestellt stand. Fast alles ging zu Bruch. Ich hatte erheblichen Schaden angerichtet und flüchtete sofort nach draussen.

Vor Angst und Schmach, ohne Geld nach Hause zu kommen, streunte ich in der Stadt herum. Schliesslich kam ich mit roten Augen heim, nachdem die Schabbatkerzen schon angezündet waren. Mutter beruhigte mich wie üblich, zeigte mir, dass alles für den Schabbat vorbereitet war und wir gewiss nicht verhungern würden. Sie versprach mir, die Sache am Sonntag zu regeln. Am Sonntag sah ich Doved Österreicher bei uns zu Hause sitzen und mit Mutter sprechen. Er hatte das Geld mitgebracht, das er mir hätte zahlen müssen. Ich platzte dazwischen und bat Mutter, nicht mit ihm zu reden, da ich nicht vorhätte, weiter bei ihm zu arbeiten. Aber Mutter hatte ihre Wege. Sie schaffte es, sowohl Österreicher als auch mich zu überreden.

Als ich bei Doved Österreicher zu arbeiten begann, fragte er mich nach meinem Namen. Ich antwortete: «Ich heisse Shlomo.» Als

habe er meinen Namen gar nicht verstanden, gab er mir stattdessen den Namen Samu, der sich ungarischer anhörte, wie er meinte. Natürlich wehrte ich mich gegen den neuen Namen. Jedes Mal, wenn er «Samu» rief, stellte ich mich taub und tat so, als hätte ich nichts gehört. Es interessierte mich auch wenig, dass er sich deswegen jedes Mal furchtbar aufregte und so lange «Samu, bist du taub?» durch den Laden schrie, bis ich endlich reagierte.

Eines Tages erschien eine Baronin in Begleitung mehrerer Dienstmädchen im Laden. Vor der Tür wartete ein prächtiger Vierspänner. Die Baronin hatte ein Gobelinbild zum Rahmen mitgebracht.

Ein Gobelinbild zu rahmen, war eine knifflige Aufgabe. Man musste darauf achten, dass die Linien in alle Richtungen gerade verliefen. Ich hatte mich auf diese Arbeit spezialisiert. Deshalb sollte ich mir auf Österreichers Geheiss hin das Bild ansehen und ihm einen Rahmen anpassen. Ich hörte Österreicher «Samu! Samu!» rufen, stellte mich aber wie immer taub. Als er merkte, dass ich nicht reagierte, hörte ich ihn plötzlich meinen richtigen Namen, «Shlomo», rufen. Daraufhin eilte ich herbei.

Bei ihm angekommen, nahm ich allen Mut zusammen und fragte ihn in meinem holprigen Ungarisch vor der erlauchten Dame: «Herr Österreicher, wenn Sie sich Ihres Bartes nicht schämen, warum sollte ich mich dann meines Namens schämen? Sobald Sie bereit sind, Ihren Bart abzunehmen, bin ich auch bereit, Samu statt Shlomo zu heissen!» Von da an nannte er mich stets bei meinem richtigen Namen.

Mit dem Lohn, den ich bei Österreicher erhielt, konnte ich nicht viel zur Ernährung der Familie beitragen. Deshalb musste ich mir weitere Einnahmequellen suchen. Abends half ich meiner Mutter beim Sieden von Wäscheseife, die sie an Bauern verkaufte. Ausserdem mästeten wir Gänse, deren Leber Mutter an Budapester Händler verkaufte, das Fleisch behielten wir selbst. In den Abendstunden fand ich Arbeit bei Schlosser Klein. Ich beschlug Schuhe mit Eisen und lernte auch ein paar elementare Schlosserarbeiten wie Blechnern oder Wasserpumpen zu reparieren. Als ich Pumpen reparieren konnte, bekam ich manchmal auch Privat-aufträge.

Meine anstrengendste Arbeit jedoch war die Wartung der Mikwe, der Badeanstalt. Ich stand bei Tagesanbruch auf, um die Mikwe für die Gemeindemitglieder herzurichten, die in aller Frühe kamen, um vor dem Morgengottesdienst ins Tauchbad zu gehen. Ich musste den Ankleideraum und die Badezellen putzen, rund sechzig Holzschemel scheuern und abspülen, das Wasser im Tauchbad erwärmen, den Boiler für die Wannenbäder anheizen, die Abwasserpumpen in Betrieb setzen und den Wasserbehälter auf dem Dach auffüllen, aus dem das Wasser in die Wannen floss. Die schwierigste Aufgabe war das Anheizen und Reinigen des Ofens, der mitten im Tauchbad stand. Dazu musste ich mit einem Korb Feuerholz in den Händen über einen schmalen Holzsteg balancieren wie ein Zirkusartist und dann den Ofen erst mal von Asche und Russ reinigen.

Ich richtete mir auch ein Friseur-Eckchen ein und schnitt den Badegästen am Freitag die Haare, was ich bald recht gut konnte

und was mir ein erkleckliches Einkommen bescherte.

*

Es gab 1939 einen sehr warmen Spätsommer, wenn ich mich recht entsinne. Im Rückblick war es vielleicht der letzte unbekümmerte Augenblick meiner frühen Jugend. Ich war offenbar ein recht ansehnlicher Bursche geworden: Für mein Alter war ich schon ziemlich gross, mein Teint golden von der Sommersonne, meine Schultern waren breit, meine Taille schmal und ich hatte auch schon ziemliche Muskeln von der harten Arbeit, der ich tagtäglich nachging. Und der Kontrast zwischen meinen dunklen Haaren und der braun gebrannten Haut einerseits und meinen azurblauen Augen andererseits war so frappierend, dass ich – wie ich zunächst selbst gar nicht bemerkte – eine unglaubliche Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht auszuüben schien, wie ich an den Blicken der Mädchen und auch Frauen, die ich zunächst gar nicht recht zu deuten wusste in meiner noch eher kindlichen Naivität, erahnen konnte.

Wie fast jeder Knabe, der an der Schwelle zum Jüngling steht, war ich nicht nur voller Tatendrang, sondern auch ganz andere «Gefühle» begannen sich in mir zu regen. Nun, um es direkt zu sagen: Meine Hormone begannen sich langsam, aber sicher zu melden, und dies vermochte keine Religion oder Erziehung dieser Welt, auch meine jüdische nicht, zu ändern – zum Glück ist das so, sei an dieser Stelle angemerkt.

Aber in der Zeit, in der ich ein Jüngling war, gab es weder Internet noch Mobiltelefone, das Fernsehen war zwar schon er-

funden, aber bei uns in Nyírbátor noch gänzlich unbekannt. Bis zu jenem Zeitpunkt hatte ich weder ein Bild einer erwachsenen nackten Frau noch eine solche in natura gesehen – noch nicht einmal andeutungsweise.

Doch der Drang in mir wurde immer grösser – und genauso erging es meinen gleichaltrigen oder etwas älteren Kameraden und früheren Mitschülern.

Wir liessen uns selbstverständlich von diesen inneren «Gelüsten des Fleisches» nichts anmerken – weder zu Hause noch bei der Arbeit sprach einer von uns je ein Wort über solche Dinge ... Untereinander, wenn wir Jungs alleine waren, aber schon.

Gewisse Dinge vergisst ein Mensch sein Leben lang nicht. So ergeht es mir auch mit nachfolgender Episode. Nicht, dass ich im Rückblick meine, diese sei für mein Leben extrem prägend gewesen ... aber dennoch habe ich das folgende Ereignis nie vergessen:

Eines Tages sagte mir mein Schulkumpel Ben, er war ein oder zwei Jahre älter ich, aber etwa gleich gross und mit seinem schmalen, immer etwas bleichen Gesicht und der spitzen Nase, die dauernd den Anschein machte, als ob sie die Umgebung schnüffelnd nach möglichen lauernden Gefahren abtastete – kurzum, Ben, dem man eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Nagetier nicht absprechen konnte, drehte unvermittelt seine Nase in meine Richtung und sagte: «Wenn du *es* mal ausprobieren willst, Shlomo, dann weiss ich, bei wem du das tun könntest.»

Ich glaube, wir sassen, wie so oft nach der Schule, auf einem Baumstamm nahe des Waldrands und beobachteten die arbeitenden Bauern auf den etwas weiter entfernten Feldern.

Ich schaute meinen Kumpel Ben verblüfft an und fragte: «Was ausprobieren?»

Er stiess mich mit seinem spitzen Ellenbogen grinsend seitlich in die Rippen und grientete: «Na was wohl?», und machte dabei eine etwas obszöne Geste mit seiner rechten Hand.

Jetzt hatte ich begriffen, wovon er sprach, und ohne dass ich hätte etwas dagegen tun können, spürte ich, wie mir die Schamesröte ins Gesicht schoss.

Ben grinste bloss über sein langes Gesicht und sagte nur: «Raise», was auf Jiddisch Rose bedeutet. Ich schaute ihn wohl verständnislos an, und er schien meinen Blick richtig interpretiert zu haben, denn sogleich fügte er erklärend hinzu: «Die Jüngste der drei Bäckerschwestern. Du weisst schon, die *Raise* eben!»

Jetzt erst fiel bei mir der Groschen. Ja, natürlich wusste ich, von wem Ben sprach: Rose. Die Bäckerstochter. Ich kannte sie nur flüchtig, obschon wir auf dieselbe Schule gegangen waren, denn sie war ein Jahr älter als ich, also so um die vierzehneinhalb, und lernte in einer anderen Klasse und einem anderen Schulzimmer. Zudem wohnte sie mit ihren Schwestern und Eltern am anderen Ende der Stadt, wo ihr Vater eine Bäckerei betrieb. Wie gesagt, ich wusste kaum etwas über diese Rose, einzig, dass ihr Vater ein sehr frommer Mann sein musste, denn diesen hatte ich schon oft in der Synagoge gesehen.

„Unmöglich!“, schoss es mir durch den Kopf, während mein Mund gleichzeitig vor Erstaunen und Unglauben ziemlich offen gestanden haben muss, während ich erneut und unbewusst meinen Kopf schüttelte und dachte: „Die Rose? Dieses pummelige rothaarige Mädchen, deren Sommersprossen sich so krass von

der schneeweissen Haut abhoben, dass einem diese schon von Weitem wie rostrote Flecken in die Augen stachen? Dieses dickliche Mädchen, das sich wohl, wie auch ihre Schwestern, zu sehr an den Produkten ihres Vaters gütlich tat und das ich noch nie ohne einen langen Rock und nur mit langärmeligen Blusen, die jeden Fleck Haut an ihr, sommers wie winters, verdeckten, gesehen hatte? ... Diese Rose soll.. .?'

Wieder schien Ben meine zweifeind-ungläubigen Gedanken erahnt zu haben, stiess mich erneut in meine Rippen und sagte grinsend: «Ja, genau *die*. Kaum zu glauben ist das ... aber wahr.» Er machte eine lange Kunstpause, dann lachte er, schnalzte mit der Zunge und fuhr fort: «Glaub mir, Shlomo, die macht es mit *allen!*»

Ich starrte Ben mit offenem Mund fassungslos an, dann winkte ich ab: «Ach Quatsch, Ben, das ist doch alles nur Gerede!»

Plötzlich beugte sich Ben ganz nah zu mir herüber und flüsterte mir kaum hörbar ins Ohr: «Ich selbst habe es auch schon mit ihr getan.»

Plötzlich sprang er von dem Baumstamm auf, baute sich vor mir auf, beugte sich über mich und sagte leise und mit einem verschwörerischen Tonfall: «Aber es gibt eine Regel, die du unbedingt beachten musst ...», erneut schien es ihm Freude zu bereiten, was er mir mitzuteilen hatte, möglichst lange hinauszuzögern. «... Die Raise besteht darauf, dass *es* nicht länger als fünf Minuten dauert! Hast du kapiert, Shlomo? Mach es ja nicht länger als fünf Minuten ... sonst verpetzt sie dich!»

Dann drehte er sich um, ging langsam davon. Doch nach ein paar Schritten hielt er nochmals inne, drehte sich zu mir um und

grinste wie ein Honigkuchenpferd von einem Ohr zum anderen: «Wenn du *es* mit ihr ausprobieren willst, dann findest du sie jeden Dienstag nach der Schule im alten Heuschober des verlassenen Gehöftes neben dem der Familie Zuckerberg.»

Ein paar Tage später war ich alleine zu Hause, denn Mutter war auf dem Markt und Vater unterwegs in Richtung Budapest und meine kleineren Geschwister bei der Nachbarin. Die ganze Zeit war mir das, was mir mein Kumpel Ben über Rose gesagt hatte, im Kopf rumgeschwirrt. Es war ein Dienstag und mein Körper – besser gesagt, meine Lust – hatte über meine Angst, etwas Verbotenes zu tun, gesiegt, und so hatte ich Ben ein paar Tage zuvor gebeten, mir einen «Termin» mit Rose zu verschaffen.

Ich wusch mich von Kopf bis Fuss, zog meine schönsten Sachen an und – fast hätte ich es vergessen – nahm Mutters Armbanduhr aus der Kommode im Schlafzimmer und band mir diese an mein Handgelenk. Meine eigenen beiden Uhren, die ich zur Bar-Mizwa von meinen Onkeln als Geschenk erhalten hatte, hatte Vater längst verkauft, und da mich Ben mehrmals noch ermahnte, auf keinen Fall Roses eiserne «Nicht-länger-als-fünf-Minuten-Regel» zu missachten und ich diese sehr ernst nahm, «borgte» ich mir Mutters Uhr eben kurzerhand aus. Ich würde schliesslich wieder zu Hause sein, bevor Mutter vom Markt zurückkäme, dachte ich beschwingt und erregt, als ich das Haus verliess.

Als ich am verlassenen Gehöft ankam, war es Punkt vier Uhr. Ich hatte wieder und wieder auf die Uhr geschaut, denn ich wollte

einerseits pünktlich sein und andererseits Roses «Fünf-Minuten-Regel» keinesfalls verletzen, sodass ich versuchte, mir den Zeitraum von fünf Minuten zu merken.

Die Sonne brannte immer noch heiss vom Himmel an diesem Spätsommertag des Jahres 1939, doch dies war kaum der Grund für die Schweissperlen, die mir über die Stirn liefen. Fast hätte ich rechtsum kehrt gemacht, als ich vor dem alten Heuschober stand. Kein Laut war zu hören. Meine Schritte wurden immer zögerlicher, je mehr ich mich dem grossen Scheunentor näherte, das einen Spaltbreit offenstand. Plötzlich fand ich das Ganze gar keine gute Idee mehr und dachte: ‚Bloss weg hier!‘, und drehte mich auf dem Absatz herum ... Da hörte ich ein leises, schabendes Geräusch aus dem dunklen Inneren der Scheune an mein Ohr dringen.

Um es kurz zu machen: Die Begierde hatte doch noch gesiegt an jenem Tag. Als ich in die Scheune eintrat, sah ich erstmal fast nichts, so dunkel war es darin. Nachdem sich meine Augen an das düstere Licht gewöhnt hatten, sah ich sie! Wie immer trug sie ein langes, dunkles Kleid, und wäre da nicht ihr schneeweisses Gesicht gewesen, nur etwas abgemildert durch die Sommersprossen, die wie eine Armada unzähliger Kleckse aus der weissen Haut hervorstachen; ich wäre wahrscheinlich über sie gestolpert ... denn Rose lag rücklings am Boden: Auf einem alten Jutesack lag sie und starrte mich wortlos an.

Als ich zögernd etwas nähertrat, auf sie hinabschauend meinen Mund zu einer Frage öffnen wollte, hob sie ihren schneeweissen Zeigefinger an ihre Lippen. Dann beugte sie sich, ohne ganz aufzustehen, zu mir hoch, und bevor ich begriff, was ihre Hände mit mir taten, stand ich schon halb nackt mit heruntergelassenen Ho-

sen vor ihr. Wäre es nicht so düster in dem Schuppen gewesen – mein knallrotes Gesicht hätte wohl gestrahlt wie eine Heizlampe. Und noch bevor ich auch bloss irgendetwas stammeln konnte, zog sie mich mit ihren erstaunlich kräftigen Armen zu sich und auf sie hinunter.

Unsere Gesichter waren einander so nah, dass ich ihrem Atem auf meinen Lippen fühlen konnte. Ohne dass ich es zuvor bemerkt hatte, hatte sie ihren Rock einfach über ihre Hüften hochgehoben, und erst jetzt spürte ich Fleisch auf Fleisch und gleichzeitig eine Regung, ein unbeschreibliches Gefühl zwischen meinen Lenden, betörend und – schön. Mir schien jener Augenblick eine Ewigkeit, so intensiv fühlte ich ihn.

Wie lange es wirklich war – ich weiss es ehrlich nicht. Aber plötzlich fühlte ich einen Ruck durch mich gehen, und bevor ich nur im Ansatz begriffen hatte, was geschehen war, hatte mich Rose unsanft hochgestemmt und sich unter mir weggerollt. In einer einzigen fliessenden Bewegung – sie schien Übung darin zu haben –, wie ich im Rückblick dachte, sprang sie auf ihre Beine, strich ihren Rock gerade – und ehe ich mich versah, war sie nach draussen und ins Freie gehuscht und verschwunden.

Als ich, immer noch etwas verwirrt und auch am ganzen Körper ein wenig zitternd (aus Wohlgefühl, wie ich zugeben muss), in die Sonne nach draussen trat – in diesem Augenblick war ich ein wenig stolz, ja fast schon überheblich in meinem Innern, denn ich war absolut überzeugt in jenem Moment, dass *ich* es wohl als Erster geschafft haben müsste, Rose ihre eigene und heilige Fünf-

Minuten-Regel vergessen zu lassen. Schliesslich hat das Ganze bestimmt eine Stunde, wenn nicht länger, gedauert.. .', sinnierte ich mit einem zufriedenen Lächeln auf meinen Lippen und schaute dabei, eher beiläufig, kurz auf Mutters Uhr an meinem Handgelenk: Ich traute meinen Augen erst nicht!

Im ersten Moment war ich überzeugt davon, dass die Uhr in unserem Liebstaumel in der Scheune kaputtgegangen sei... Aber weit gefehlt: Mutters Uhr lief einwandfrei und bezeugte, was mir so gar nicht in den Kopf gehen wollte: Insgesamt waren *keine* fünf Minuten vergangen!

Und die nächste Überraschung folgte sogleich, als ich bei uns zu Hause eingetreten war. Mutter war schon zurück, wie ich erschrocken feststellen musste, als ich sie am Spülbecken in der Küche sah.

Ich weiss bis heute nicht, und wir haben danach auch nie darüber gesprochen, wie sie es herausgefunden hatte, denn ohne sich vom Spülbecken umzudrehen, sagte Mutter mit verschmitzt klingender Stimme: «Und ... wie wars?»

*

So war ich also, auch im nicht-religiösen Sinne, im Spätsommer 1939 zum Mann geworden, währenddessen ein anderer Mann im fernen Deutschland im Begriff war, die Welt in Chaos und Verderben zu stürzen, denn am 1. September 1939 begann der kleine Mann mit dem kleinen Schnauzer, der Führer also, oder noch präziser, Adolf Hitler, seine Eroberungsträume umzusetzen und befahl seinen Armeen den Angriff auf Polen.

Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

Dunkle Wolken am Horizont

Erlauben Sie mir an der Stelle eine Anmerkung: Ich habe Dinge gesehen und erlebt, die jenseits jeglicher normaler menschlicher Vorstellungskraft sind. Vorkommnisse und Begebenheiten, die andere Holocaustüberlebende und Zeitzeugen in aller Härte in Aussagen, Berichten, Biografien, Romanen und Filmen wiedergegeben haben. Dinge, die so unbeschreiblich, bestialisch und abstossend sind, dass ich diese in meinem vorliegenden Buch nicht nochmals in allen Einzelheiten wiedergeben mag. Dies nicht etwa, weil ich all diese Geschehnisse verharmlosen oder gar rechtfertigen möchte – ganz im Gegenteil. Aber einerseits wurden in den letzten Jahren und Jahrzehnten all diese Bestialitäten zur Genüge dokumentiert und andererseits möchte ich Sie, verehrte Leserinnen und Leser, nicht dazu verleiten, dieses Buch aus Abscheu zuzuklappen und aus den Händen zu legen. Dennoch bitte ich um Verständnis, wenn selbst die von mir geschilderten Vorkommnisse eventuell abstossend erscheinen, doch Sie dürfen mir glauben, wenn ich sage: Die Wirklichkeit dessen, was ich erlebt habe, übertrifft meine Schilderungen um ein Vielfaches – in jeder Hinsicht!

Dennoch ist es mir wichtig, an dieser Stelle anzumerken, dass ich keinen Groll gegen die Deutschen hege, zumal die nachfolgenden Generationen nichts mehr mit den Nazis der damaligen Zeit gemein haben. Ich verabscheue bis zum heutigen Tag jede Art von Gewalt-gegen wen auch immer! Ich bin mein ganzes langes Leben lang für ein friedliches Auskommen der Menschen eingetreten – egal welcher Konfession, Hautfarbe, Rasse oder Na-

tionalität diese angehören mögen. Und ich werde für diese meine Ideale einstehen – bis zu meinem letzten Atemzug!

*

In Europa tobte der Zweite Weltkrieg. Das Volk der «Dichter und Denker», dessen Literatur bis ins Mittelalter zurückreicht und das Literaten wie Walther von der Vogelweide, Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Schiller sowie die Brüder Grimm hervorbrachte, dieses Volk der Hochkultur, das mit Heinrich Heine, Kurt Tucholsky, Bertolt Brecht, Thomas und Heinrich Mann oder Hannah Arendt – um nur einige zu nennen – die wunderbarsten Männer und Frauen gebar, die der Welt wahre Wunderwerke an geschriebenen Texten hinterlassen haben, dieselbe Nation, die einige der einflussreichsten Philosophen wie Gottfried Wilhelm Leibniz, Nikolaus von Kues, Immanuel Kant, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Arthur Schopenhauer, Martin Heidegger und Friedrich Nietzsche hervorbrachte, dieses grossartige Land, das unter vielem mehr auch einige der grössten Komponisten wie Ludwig van Beethoven, Robert Schumann und Felix Mendelssohn Bartholdy, Johannes Brahms und Richard Strauss sich zugehörig nennen durfte – dasselbe Volk, dieselbe Nation, wurde wie aus dem Nichts von einem Bazillus des Bösen angesteckt. Einer unheilbaren, hoch ansteckenden Krankheit gleich, verbreitete sich dieser «Virus der Unmenschlichkeit» unter den Töchtern und Söhnen all jener, die so wundervolle Melodien, Bücher und Gedanken hervorgebracht und die Welt für immer bereichert hat-

ten. Und als hätte es eine «Kulturnation Deutschland» nie gegeben, tauschte man die Feder mit dem Gewehr, verbrannte Bücher, anstatt diese zu lesen, und intonierte anstelle wundervoller Sonette und Symphonien die Kriegstrommeln. Aus dem Volk der «Dichter und Denker» erwuchsen nun Schläger, Schreibtischtäter und Rassisten, die gewaltbereit und gehorsam dem Hassgeschrei dieses kleinen Mannes folgten, der von einem tausendjährigen Reich träumte. Wenn ich ganz ehrlich bin, so kann ich diesen Umstand, dass Menschen sich dermassen verändern können, bis heute nicht verstehen.

Und zu Beginn schien Hitlers Traum tatsächlich in Erfüllung zu gehen, denn seine willfährigen Schergen eilten von Sieg zu Sieg, unterwarfen Nation um Nation und schienen nicht mehr aufzuhalten zu sein.

*

Von all dem bekamen wir in der Abgeschiedenheit unseres kleinen Ortes nichts mit. Vielleicht wollten wir, wie Zigtausende andere Juden in Ungarn auch, einfach nichts von alledem wissen oder wahrhaben, sodass wir uns in einer trügerischen Sicherheit wähnten. Doch diese vermeintliche Geborgenheit sollte nicht mehr lange andauern, denn was weder ich noch sonst jemand aus unserem Umfeld ahnte, war längst in Planung: die sogenannte «Endlösung».

Adolf Hitler hatte seinen Gefolgsleuten gegenüber keine Zweifel gelassen, was er unter der «Endlösung» verstand. Schon im Jahre 1922, also lange, bevor er an die Macht kam, soll er sich in einem Gespräch mit einem Journalisten folgendermassen ge-

äussert haben: *«Wenn ich einmal wirklich an der Macht bin, dann wird die Vernichtung der Juden meine erste und wichtigste Aufgabe sein. Sobald ich die Macht dazu habe, werde ich zum Beispiel in München auf dem Marienplatz Galgen neben Galgen aufstellen lassen, und zwar so viele, als es der Verkehr zulässt. Dann werden die Juden gehängt, einer wie der andere, und sie bleiben solange hängen, bis sie stinken. So lange bleiben sie hängen, wie es nach den Gesetzen der Hygiene überhaupt möglich ist. Sobald man sie abgeknüpft hat, kommen die Nächsten daran, und das geschieht so lange, bis der letzte Jude in München ausgetilgt ist. Genauso wird in den anderen Städten verfahren, bis Deutschland vom letzten Juden gereinigt ist.»*

Hitlers Drohung wurde zwei Jahrzehnte später umgesetzt. Dies vor allem und an der Spitze von einem Mann, der für viele das darstellte, was man «eine Bestie in Menschengestalt» nennen würde: Heinrich Himmler, Reichsführer der berüchtigten SS (Schutzstaffel), des SD (Sicherheitsdienstes), wie die Mördertruppen bürokratisch verharmlosend genannt wurden, und zugleich Reichsinnenminister.

Himmler hatte eine Machtposition, die nur von der Hitlers übertroffen wurde. Als willfähriger Scherge seines geliebten Führers war Heinrich Himmler einer der Hauptverantwortlichen für den Holocaust. Und er liess absolut keine Zweifel daran, wie mit den Juden, auf Geheiss seines Führers, verfahren werden sollte. Dies sprach er in einer Rede am 4. und 6. Oktober 1943 in Posen unverblümt aus. Was unter den Nazis längst kein Geheimnis mehr war und womit seine Henkertruppen der SS schon

begonnen hatten, verkündete er, anlässlich jener Rede, seinen Zuhörern: *«Mit der Endlösung meine ich jetzt, die Ausrottung des jüdischen Volkes!»*

*

Unsere und meine Welt waren jedoch immer noch in Ordnung, denn von all diesen Vorgängen wusste ich nichts. Für mich war der Sommer 1941 der eines 15-jährigen Jugendlichen, der gerade versuchte, erwachsen zu werden.

Doch das Unheil begann seinen Lauf zu nehmen, als der ungarische Premierminister Laszlo Bördossy de Bardos 1941 an die Regierung kam. Dieser liess am 2. August 1941 im Budapester Parlament Rassengesetze verabschieden, die sich weitgehend an den «Nürnberger Rassengesetzen» orientierten. Die ersten Opfer dieser Bestimmungen waren, wie schon berichtet, die Juden mit fremder Staatsangehörigkeit, die nun für heimatlos erklärt wurden – dazu zählten auch wir. Noch im selben Monat, im August 1941, wurden 16'000-18'000 Juden nach Polen deportiert, die meisten ursprünglich aus Ruthenien (der Karpatenukraine), das zwei Jahre zuvor von den ungarischen Truppen erobert worden war.

Eines Morgens standen sie vor unserer Türe. Völlig unerwartet und aus heiterem Himmel, wie es uns schien, herrschte man uns an, in aller Eile ein paar Habseligkeiten zu packen und mitzukommen. Zusammen mit einigen weiteren Familien aus Nyírbá-

tor internierte man uns erst einmal in den zu Haftzellen umfunktionierten Kellern des Rathauses, wo wir zehn Tage gefangengehalten wurden.

Das Ganze war für uns wie ein Albtraum.

Plötzlich waren wir Gefangene in dem Ort, an dem wir bis dahingelebt hatten und der für uns unser Zuhause war. Vielleicht war es dieser Schock, den ich bis heute nicht so recht bewältigt habe, weshalb ich mich an jene zehn Tage, und auch an die folgenden Geschehnisse danach, kaum noch erinnern kann.

Jedenfalls wurden wir, nachdem man uns in den Kellern des Rathauses gefangengehalten hatte und ohne dass irgendjemand uns erklärt hätte, warum dies so war, wiederum eines Morgens von ungarischen Gendarmen abgeholt und zum Bahnhof gebracht und – in Viehwagen verladen!

Ich weiss nicht mehr, wie lange diese Zugfahrt in den Viehwaggons genau dauerte – alles war so surreal, dass ich auch diese Zugfahrt, wie die Zeit im Rathauskeller, bis zum heutigen Tag wie einen schlechten Traum lückenhaft und fragmentiert in Erinnerung habe. Nur wenige Dinge sind mir in meiner Erinnerung erhalten geblieben: Die Gendarmen pferchten fünfundachtzig bis einhundert Personen in jeden Waggon! Männer, Frauen, Kinder und Babys. Auch Alte und Behinderte.

«Rein mit euch!», schrien die Wachen. «Bewegt euch! Schneller. In die Waggons! Keine Fragen, keine Fragen.» Hie und da setzte es Stockhiebe.

Die Waggons füllten sich schnell. Die, die zuerst eingestiegen waren, setzten sich an den Wänden entlang. Andere hockten sich mit angezogenen Beinen in die Mitte. Kinder wurden auf dem

Schoss gehalten. Die Türen schlossen sich krachend und tauchten den Waggon in ein gespenstisches Zwielflicht. Ich schaute angstvoll auf meine Mutter. Sie hielt das Baby und gleichzeitig versuchten ihre Arme, uns irgendwie zu umfassen, zu schützen. Ob sie genauso grosse Angst hatte wie ich selbst, vermag ich nicht zu sagen, denn ihr Ausdruck war so ruhig wie immer schon und ihre Lippen lächelten – als ob sie uns wortlos sagen wollte: «Alles wird gut, Kinder ... alles wird gut werden.»

Der Satz der Rabbis, den ich schon Hunderte Male zuvor gehört hatte, «Gott begleitet sein Volk in die Gefangenschaft», spendete mir keinen Trost, denn ich spürte Gott nicht in diesem Viehwaggon. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung und der Fahrtwind blies sanft durch die Ritzen herein. Obschon ich nicht wusste, was mit uns geschehen würde, kroch in mir, erst dumpf und kaum wahrnehmbar, doch mit jeder Minute, die verstrich, immer stärker, eine unheimliche Furcht herauf, und bald schon zitterte ich am ganzen Körper, und der einzige Gedanke, zu dem ich fähig schien, war: «Oh Gott, ich will nicht sterben!»

Die Stahlräder des Zugs kreischten wie ein verwundetes Tier, als dieser immer schneller wurde und von der stampfenden Dampflokomotive über die Schienenstränge in Richtung Polen gezerrt wurde. Irgendwann schlief ich ein.

Ich weiss nicht, wie lange ich geschlafen hatte, aber plötzlich wachte ich auf, obschon nicht viel Zeit verstrichen sein konnte, denn es war immer noch stockdunkel im Waggon und fast alle schienen noch zu schlafen, da keine Stimmen zu hören waren,

sondern nur dann und wann ein leises Kinderjammern, vermischt mit knarrenden Bohlen, wenn sich einer unruhig im Schlaf drehte.

Da! Schon wieder spürte ich eine Bewegung neben mir in der Dunkelheit. Ich konnte kaum etwas sehen. Der Atem und das leise Jammern und Stöhnen dutzender Menschen drangen dumpf an meine Ohren – wie durch eine dicke Watteschicht. Ich drehte meinen Kopf nach links – Mutter und die Geschwister schliefen neben mir, eng aneinander gekuschelt wie junge Vögel in ihrem Nest. Dann drehte ich meinen Kopf nach rechts – wieder spürte ich eine sanfte Berührung an meiner Schulter, und erst jetzt drang dieser Duft in meine Nase: Ich glaubte, meinem Geruchssinn nicht trauen zu können, aber in diesem zwischenzeitlich so entsetzlich riechenden Viehwaggon, in dem es durch die Ausdünstungen dutzender Menschen so erbärmlich stank, dass einem fast schlecht wurde, roch ich plötzlich einen Duft, der wie ein frischer Frühlingstag meiner Nase schmeichelte. Ich dachte, ich würde träumen, schloss meine Augen, da ich kaum etwas sah – und schnupperte erneut.

Nein, das war keine Einbildung, ganz nah bei mir, oder besser gesagt, neben mir, schien etwas zu sein, das so unglaublich duftend wie eine frisch gemähte Wiese an einem sonnigen Frühlingstag roch.

Ein winziger Lichtstrahl tastete zwischen den Ritzen der Waggonwände in die Finsternis und bewegte sich ganz langsam, wie wenn er nicht recht wüsste, was er hier drin verloren habe, durch die Dunkelheit auf mich zu. ‚Der Vollmond schien wohl draußen kurz durch die aufgerissene Wolkendecke und schickte sei-

nen Schein in Form dieses Strahls in unser finsternes Gefängnis', schoss es mir durch den Kopf, währenddessen der Lichtfinger langsam über die schlafenden Menschenleiber am Boden in meine Richtung wanderte. Surreal erschien mir diese Situation, und unvermittelt war der Lichtstrahl auch schon bei mir, beleuchtete kurz meine Beine, um dann langsam über meine Füße gleitend meine Waden und Oberschenkel hoch immer weiter aufwärts zu wandern, einen Moment innehaltend, ganz so, als sei er sich unsicher, ob er nach links oder rechts weiterziehen sollte, um sich dann doch für die linke Seite zu entscheiden. Und als der Lichtstrahl etwas zögerlich, wie es schien, seinen Schein auf *das*, was neben mir war, warf – sah ich *sie*.

Einen winzigen Augenblick bloss beleuchtete der Strahl das Gesicht des Mädchens, das ganz nahe neben mir, Schulter an Schulter quasi, wohl schon eine ganze Weile gesessen hatte.

Ich vergass einen Augenblick das Atmen und mein Herz schien ein oder zwei Augenblicke oder gar länger auszusetzen ... so schön war das Antlitz des Mädchens. Heute und im Rückblick muss ich darüber schmunzeln, doch in jenem kurzen Augenblick erschien mir ihr Gesicht dem einer kindlichen Heiligenfigur gleich zu sein, wie man sie im Louvre auf den Gemälden alter Meister bewundern kann; lockiges, schulterlanges Haar, das ein mädchenhaftes Gesicht umrahmte, eine gerade, schmale Nase, hohe Wangenknochen und volle, fast purpurfarbene Lippen und mandelförmige, grünblaue Augen. Sie schien direkt vom Himmel gefallen zu sein. Ein Engel – ja, sie war so schön, dass ich im ersten Moment überzeugt war, Gott hätte mir einen Engel in die

Finsternis dieses Viehwaggon geschickt. Und im selben Moment, in dem ich für eine Sekunde bloss ihr Gesicht erblickte, wurde mir schlagartig bewusst, dass *sie* es sein musste, die diesem unglaublichen Duft verströmte.

Der Lichtstrahl erlosch so abrupt, wie er in den Wagen gekommen war. Die Wolkendecke hatte sich wieder geschlossen und der Vollmond überliess uns unserem Schicksal – wohl, weil er eh nichts dagegen unternehmen konnte. Wir sprachen kein Wort, aber ich fühlte, wie das unbekannte Mädchen – ich hatte sie nie zuvor in meinem Leben gesehen – etwas näher an mich heranrückte in der Dunkelheit und wir, uns so gegenseitig wärmend, wieder einschliefen.

Irgendwann kamen wir an. In einer Kleinstadt namens Havasalja an der polnischen Grenze. Erst sehr viel später erfuhr ich, dass dieser Ort eines der «Tore zu Hölle» war – wie mir ein Überlebender viele Jahre später sagte –, denn über dieses Städtchen gelangten unzählige Deportierte nach Polen in die Vernichtungslager, wo der Tod auf sie wartete. Der ganze Bahnhof war mit Hakenkreuzen dekoriert. Man sah unter den deutschen Soldaten unverhüllte Freude und Begeisterung. Aus den Lautsprechern ertönten Märsche und gekreischte Reden. Was ich erst viel später erfuhr: Nazi-Deutschland war auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt! Zuvor hatte Hitler im Reichstag in einer Rede verkündet, dass der nationalsozialistische Staat «das kommende Jahrtausend überdauern wird».

*

Und Hitler schien Recht zu behalten, denn seit dem Angriff auf Polen am 1. September 1939 waren die Nazis von Sieg zu Sieg geeilt. Im April 1940 wurden Dänemark und Norwegen, zwei neutrale Länder, von Deutschland angegriffen und besetzt. Im Laufe des kurzen Feldzuges erwiesen sich die angiofranzösischen Kräfte als schlecht vorbereitet, ausgerüstet und geführt. Hier deutete sich bereits das Desaster an, das kurz darauf in Frankreich folgen sollte.

Traditionell besass Frankreich eine der stärksten Armeen der Welt, doch ab dem 10. Mai 1940 überrollten neue deutsche Angriffsverfahren die französischen Kräfte ebenso wie die britischen, holländischen und belgischen. Die aus der Luft unterstützten schnellen deutschen Panzerverbände waren nicht aufzuhalten. Die deutsche Offensive begann am 10. Mai mit der Einnahme strategischer Punkte in Holland durch deutsche Fallschirmjäger und Luftlandeeinheiten. Am 14. Mai bombardierte die Luftwaffe Rotterdam, am nächsten Tag kapitulierten die Niederlande. Und schon am 14. Juni war Frankreich besiegt, und viele Pariser flohen vor den Deutschen, die an diesem Tag in die Hauptstadt einrückten.

Hitler frohlockte und sein Reichsmarschall, Hermann Göring, war sich sicher, Grossbritannien liesse sich alleine aus der Luft bezwingen. Dafür standen ihm rund 2'000 einsatzfähige Maschinen in drei Luftflotten zur Verfügung. Doch die Nazis hatten sich das erste Mal verschätzt, denn von Juli bis November 1940 verlor die Luftwaffe über 1'500 Flugzeuge, die RAF dagegen nur 925.

Grossbritannien überlebte und kämpfte weiter.

Im April 1941 eroberten Hitlers Truppen auch Jugoslawien und Griechenland. Und einige Wochen bevor wir das erste Mal deportiert und in die unsäglichen Viehwagen gepfercht wurden, am 22. Juni 1941, hatte Hitler die Operation «Barbarossa» gestartet – den Angriff auf Sowjetrußland also.

Dies geschah für die Sowjets völlig überraschend, waren sie doch bis zu diesem Zeitpunkt davon ausgegangen, die Deutschen seien ihre Verbündeten. Doch weit gefehlt: In den frühen Morgenstunden des 22. Juni 1941 standen über drei Millionen deutsche, ungarische und rumänische Soldaten zum Angriff auf die Sowjetunion bereit, dazu 3'350 Panzer und 2'270 Flugzeuge: die grösste Streitmacht aller Zeiten. Die Heeresgruppe Nord begann einen unaufhaltsamen Vorstoss in Richtung Leningrad. Die Heeresgruppe Süd kam gegen heftigen sowjetischen Widerstand langsamer voran. Parallel zu den Kämpfen um Kiew bauten die Sowjets vor Leningrad verzweifelt eine Verteidigung auf. Ohne die an anderer Stelle eingesetzten Verbände wurde aus dem deutschen Vormarsch ein Kriechen. Statt seine Panzer und Infanteristen in blutige Häuserkämpfe zu verwickeln, wollte Hitler die Stadt aushungern. Die Belagerung dauerte schliesslich 900 Tage. Jetzt befahl Hitler der Heeresgruppe Mitte, ihren Marsch nach Moskau mit dem Unternehmen «Taifun» fortzusetzen. Trotz der Verzögerungen durch die Kämpfe um Kiew schien der Weg immer noch frei. Stalin rief seinen fähigsten General, Marschall Schukow, aus Leningrad zur Verteidigung Moskaus ab. Dennoch trennten die Deutschen am 13. Oktober nur noch 150 km von der Hauptstadt. Doch die beginnende «Rasputiza», sintflutartiger

Herbstregen, verwandelte die Strassen in Schlammwüsten und verlangsamte den Vormarsch der Deutschen drastisch.

Hitler hatte die Sowjetunion schon besiegt gesehen, jedoch den Widerstand unterschätzt. Als der Vormarsch auf Moskau schliesslich im Frost erstarre, verlegten die Sowjets Reserven aus dem Fernen Osten und Sibirien zum Gegenangriff. Der Krieg an der Ostfront war alles andere als schon vorbei.

Dennoch war es kein Wunder, dass sich die Deutschen in einem Siegestaumel, in einer Kriegseuphorie befanden, die das weltweite Gemetzel, das folgen sollte, erst richtig anheizte.

*

Von diesen Geschehnissen in der Welt wusste ich zu jenem Zeitpunkt immer noch fast nichts. Alles schien sich so fern von uns abzuspielen und dennoch ... als wir völlig überraschend aus unserem Zuhause weggerissen und in diese Waggons gesteckt wurden – in jenem Augenblick begann sich ein mulmiges Gefühl, eine Art bedrohliche Vorahnung in mir auszubreiten, die ich jedoch für mich behielt. Ich wollte Mutter und meine kleineren Geschwister nicht beunruhigen, und tief in meinem Inneren hoffte ich immer noch, dass alles bloss ein riesiges Missverständnis sei und wir bald freikommen würden.

Nach der schrecklichen Zugfahrt in den Viehwagen waren wir mit ein paar Hundert anderen Menschen in einem ehemaligen Sägewerk untergebracht worden. Wir lagen auf dem Betonboden, in den noch Schienenstränge eingelassen waren, mussten uns abpolstern, um sie nicht zu spüren. Die örtlichen Bauern verkauften

uns Nahrungsmittel, und gelegentlich fanden wir «Butterpakete», wie sie es nannten. Es waren Kugeln aus Lumpen, die mit Butter bestrichen waren! Als wir in Havasalja eintrafen, hatte man die Grenze geschlossen und liess keine Vertriebenen mehr durch. Warum dies so war, kann ich auch nicht sagen, denn Polen war zu jenem Zeitpunkt schon von den Deutschen besetzt und diese drängten die Ungarn, alle Juden auszuliefern. Vielleicht hatten wir also nur Glück, dass man uns an jenem Tag nicht die Grenze passieren liess. Die Ungarn hielten uns demzufolge in dem provisorischen Lager fest, wohl in der Hoffnung, die Grenze würde bald wieder geöffnet und sie würden uns auf diese Art schnell wieder los.

Doch dann geschah ein Wunder! Mein Vater, der ja, wie gesagt, dem Arbeitsdienst des ungarischen Militärs angehörte, tauchte völlig unerwartet in Begleitung eines ungarischen Soldaten im Sägewerk auf.

Wie ich erst später erfuhr, hatte es Vater irgendwie geschafft, den Feldwebel, der ihn begleitete, zu bestechen. Wohl mit dem Geld und den wertvollen Uhren, die Vater heimlich versteckt gehalten hatte.

Doch das war nicht alles, nein: Der Feldwebel trug nämlich Vaters Kleidung und im Gegenzug trug Vater die Uniform des Feldwebels! Die Gendarmen im Sägewerk nahmen somit an, mein Vater selbst sei ein Feldwebel der ungarischen Armee! So unglaublich diese Episode auch klingen mag – genau so hat es sich zugetragen, und mehr noch: Vater erreichte noch am selben Tag unsere Freilassung.

Zunächst wollten wir aus Furcht, erneut verhaftet zu werden, nicht zurück nach Hause, und so reisten wir alle nach Majdan in die Karpato-Ukraine – in der Hoffnung, irgendeinen Verwandten zu finden, um dort bleiben zu können.

Aber wir fanden niemanden mehr – man hatte schon alle vorher deportiert. Uns blieb nichts anderes übrig als zurückzugehen – nach Nyírbátor.

Jahre der Verdrängung

Als wir wieder in Nyírbátor angekommen waren, schien merkwürdigerweise zunächst alles seinen normalen Gang zu gehen. Die erste Deportation, die Gefangenschaft im Rathauskeller, die schreckliche Fahrt im Zug – alles schien gar nicht passiert zu sein, denn niemand sprach darüber. Auch wir selbst unter uns taten einfach so, wie wenn das Ganze einfach bloss ein grosser Irrtum gewesen sei und nun alles wieder seinem bedächtig geordneten Tagesablauf nachginge. Und das Erstaunlichste daran: Es funktionierte tatsächlich!

Schon nach wenigen Tagen hatten wir uns alle an die alte Routine gewöhnt, und jeder schien komplett vergessen zu haben, was geschehen war. Im Rückblick kann ich auch nicht genau erklären, warum wir alle einfach so taten, als seien wir nie deportiert worden wie Vieh. Wir taten so, als sei alles in Ordnung. Vielleicht dachten wir damals in der Tat, dass alles wirklich ein grosses Missverständnis gewesen sei, vielleicht waren wir auch einfach nicht genügend informiert oder zu isoliert in unserer kleinen Stadt weit draussen auf dem Land. Vielleicht jedoch, und das ist die Vermutung, die ich bis heute hege, *wollten* wir einfach nicht wahrhaben, in welcher Gefahr wir schwebten und was noch alles geschehen könnte.

Irgendwie ahnte ich, dass meine Kindheit zu Ende war nach dieser ersten Deportation, aber ich machte es wie alle anderen auch – ich versuchte mir mit aller Macht einzureden, dass alles

gut werden würde. Obschon ich in den ersten Tagen nach unserer Rückkehr furchtbare Albträume hatte und nachts schweissgebadet aufwachte und mir in jenen Augenblicken, zwischen Halbschlaf und Wachzustand, ganz sicher war, dass etwas Furchtbares geschehen würde, beruhigte Mutter mich jeden Morgen mit der ihr eigenen Zuversicht und Sicherheit, die sie ausstrahlte, wenn sie sagte: «Mach dir keine Sorgen, mein Sohn, es ist alles in Ordnung.» Dann drehte sie sich zum Herd um, bereitete das Frühstück zu und fügte mit einem unvergleichlichen Lächeln hinzu: «Schau dich doch an, mein Junge: Du bist ein bildhübscher Kerl, nach dem die Mädchen sich verzehren!»

Und Mutters Zuversicht und ihre fortwährenden Beteuerungen, dass alles in Ordnung sei, wirkten Wunder. Langsam aber sicher, mit jedem Tag ein wenig mehr, verschwand dieses Gefühl: dass etwas Schlimmes passieren würde. Und gleichsam wuchs die Hoffnung, es könnte nicht eintreffen.

Schon nach ein paar Tagen, nachdem wir zu Hause waren, begann ich also wieder in der Badeanstalt zu arbeiten, und schon nach ein paar wenigen Tagen verschwand dieses dumpfe Unbehagen – als wenn es nie da gewesen wäre.

„Mutter hat Rechts redete ich mir ein. „Uns wird nichts geschehen. Hier sind wir in Sicherheit, während ich mich auf den Weg zur Arbeit machte und mit aller Macht das dumpfe Gefühl in meinem Bauch zu verdrängen suchte.

Ich war 15 Jahre alt, strotze nur so vor Energie und ein weiterer heisser Sommertag kündigte sich an.

*

Am 7. Dezember 1941 griff die japanische Flotte die Vereinigten Staaten an. Obwohl der Angriff auf Pearl Harbor eine vernichtende Niederlage für die USA war, erreichte dieser, was der englische Premierminister Winston Churchill mit Bitten und Flehen viele Monate lang nicht geschafft hatte: Von den Ereignissen auf Hawaii erschüttert, war die amerikanische Bevölkerung jetzt zur Kriegsteilnahme bereit.

Was vielen anderen demokratischen Staatsmännern in den dreissiger Jahren fehlte, hatte der amerikanische Präsident Franklin Delano Roosevelt umso mehr: Sein untrügliches Gespür war legendär, und so erkannte Roosevelt, welche absolute Bösartigkeit in der Tyrannei Hitlers und der Nazis steckte. Beinahe prophetisch schienen die Worte, die der deutsche Schriftsteller und Nobelpreisträger Thomas Mann, der 1933, wohl aus Furcht vor den Nazis, in die Schweiz emigriert war, im Juni 1935 nach seinem Gespräch mit Roosevelt zu Papier brachte: «Als ich das Weisse Haus verliess, wusste ich, dass Hitler verloren war.»

Für Hitler wird der Mann, der seit einer Kinderlähmung auf den Rollstuhl angewiesen ist, zum Verhängnis. Doch Hitler, der den amerikanischen Präsidenten abwechselnd als «Kriegstreiber» oder als «Judenknecht» bezeichnet und den er wegen seiner Behinderung verspottet, scheint zunächst die militärische und moralische Stärke Amerikas völlig zu unterschätzen.

Dennoch versucht Hitler einen Krieg mit den USA erst noch zu vermeiden. Der «Führer betrachtet die Haltung des Präsidenten der USA noch immer als schwankend und wünscht unter keinen Umständen, jetzt durch Zwischenfälle den Eintritt der USA

in den Krieg herbeizuführen», ist in einem Protokoll der Kriegsmarine vom Mai 1941 nachzulesen.

Doch als die Japaner Pearl Harbor angreifen, scheint der Führer seine Zurückhaltung aufzugeben, wie der oberste Propagandaminister des deutschen Reichs, Joseph Goebbels, seinem Tagebuch anvertraut: «Der Führer ist [...] über den Kriegsausbruch entzückt [...]. Er wusste vorher nichts vom Ausbruch der Feindseligkeiten, die ihn völlig überrascht haben und die er zunächst nicht glauben mochte.»

Und so lässt sich Hitler zu einem selbstmörderischen Akt hinreissen und erklärt den USA den Krieg: Am 11. Dezember 1941 übergibt der deutsche Aussenminister Joachim von Ribbentrop dem amerikanischen Geschäftsträger die Kriegserklärung.

Bis zum heutigen Tag rätseln Historiker über die Frage, was Hitler zu seinem absurden Schritt verleitet haben mag. Vielleicht wollte er unbedingt ein Zeichen setzen und seine Unbesiegbarkeit demonstrieren? Oder war es ganz schlicht ein Akt des Wahnsinns?

Für Hitler selbst mochte sein wahrscheinlich grösster Fehler eine «Tragödie» gewesen sein, aber für Europa begann, so widersprüchlich dies auch klingen mag, an dem Tag, an dem Hitler den USA den Krieg erklärte, der Weg in die Freiheit.

Doch der Krieg sollte noch weitere vier lange Jahre dauern und Millionen Leben auslöschen.

Im Februar 1943 gewannen die sowjetischen Truppen den Kampf um Stalingrad. Diese Schlacht ging als eine der grausamsten des gesamten Zweiten Weltkrieges in die Geschichtsbücher

ein. Etwa zwei Millionen Menschen verloren in dem fast 200-tägigen Gemetzel ihr Leben.

*

Zurück zum Sommer 1942, der sehr heiss und trocken war. Die erste Deportation hatte ich mittlerweile fast vollständig verdrängt und das Leben in unserer kleinen Stadt ging seinen gewohnten Gang.

Ich war noch ein paar weitere Zentimeter gewachsen und durch die tägliche Arbeit in der Mikwe und andere Arbeiten, denen ich nachging, war mein Körper muskulös und fast schon der eines richtigen Mannes geworden. Ich sah wohl schon um einiges älter aus, als es meine sechzehn Jahre hätten vermuten lassen.

Die Mikwe war, als jüdische Ritualbadeanstalt, zunächst nur Juden zugänglich. Frauen und Männer hatten selbstverständlich getrennte Bereiche in der Badeanstalt.

Aber im Verlauf der Zeit hatte man beschlossen, die Regeln etwas zu lockern, und an manchen Tagen wurde die Mikwe auch nicht-jüdischen Männern und Frauen zugänglich gemacht. An diesen Tagen jedoch durfte sich kein Jude in der Mikwe aufhalten – mit einer einzigen Ausnahme: mir!

Ich kannte die Arbeiten und Abläufe in der Badeanstalt inzwischen so gut und erledigte meine Aufgaben so gewissenhaft, dass man entschieden hatte, mich als «Mädchen für alles» vollamtlich und jeden Tag arbeiten zu lassen. Mir war das mehr als willkommen, denn so hatte ich ein erkleckliches Einkommen und ich

konnte mithelfen, die Familie zu ernähren. Zudem machte mir die Arbeit, wenn auch körperlich sehr anstrengend, viel Spass und ich begegnete jeden Tag vielen Menschen, mit denen ich Schwätzchen halten konnte. Als alleiniger «Hauswart» hatte ich selbstverständlich Zugang zu allen Bereichen der Badeanstalt, um die mir aufgetragenen Arbeiten zu verrichten.

Ich möchte an der Stelle daran erinnern, dass ich ein männlicher sechzehnjähriger Jüngling war – und wie wahrscheinlich jeder junge Mann in meinem Alter schon immer und zu allen Zeiten, fühlte ich mich zum anderen Geschlecht mehr als hingezogen und, obschon ich seit der Episode mit der Rose in dem alten Heuschuppen keine weiteren erotischen Erfahrungen gemacht hatte, glühte das Feuer des Verlangens weiter in mir.

Vor manchen wichtigen jüdischen Feiertagen war die Badeanstalt, an bestimmten Tagen sogar ausschliesslich, für Frauen zugänglich. An jenen Tagen begann ich meine Arbeit schon um vier Uhr morgens, sodass mir genügend Zeit verblieb, die Umkleidekabinen der Frauenabteilung zu schrubben und danach das Wasser aufzuheizen, sodass alles bereit war, wenn die ersten Besucherinnen um etwa acht Uhr morgens eintrafen. An jenen Frauentagen zog ich mich in die Männerabteilung zurück, um dort anfallende Wartungsarbeiten zu erledigen.

An jenem Morgen, an dem sich nachfolgende Episode ereignete, war wiederum ein solcher Tag, an dem nur Frauen in die Badeanstalt kommen würden. Ich war, wie immer, um vier Uhr in der Früh aufgestanden, hatte mich gewaschen und angekleidet, steckte das Butterbrot, das mir Mutter bereits am Abend zuvor zubereitet hatte, ein und trat nach draussen. Es war ein wunder-

schöner Sommermorgen, der schon jetzt einen warmen und sonnigen Tag versprach. Die Stadt schlief noch, als ich gut gelaunt und leise vor mich hinsummend unsere Strasse entlangging. Der Tag kündigte sich zaghaft mit einem gräulichen Schimmern am Horizont an, jedoch vermochte er die Dunkelheit noch nicht zu verdrängen.

In der Badeanstalt angekommen, machte ich mich umgehend an die Arbeit. Das Butterbrot hatte ich, wie meistens, schon im Gehen gegessen, sodass ich keine weitere Zeit verlor und als Erstes in den Keller ging, um den Ofen, der das Wasser aufheizen sollte, anzufeuern. Danach ging ich in die Frauenduschen, schrubbte alles sauber, drehte jede der Duschen kurz auf, um zu prüfen, ob auch nichts verstopft sei, um danach jede Umkleidekabine darauf zu kontrollieren, ob niemand am Vortag etwas vergessen habe und ob die Kabinen sauber und ordentlich waren.

Etwa zwei Stunden später, also etwa gegen sieben Uhr, hatte ich meine Arbeiten erledigt, schloss die Eingangstür auf, obschon die ersten Badegäste bestimmt erst gegen acht Uhr kommen würden, und begab mich anschliessend in den Keller, um etwas Holz in den Ofen nachzulegen.

Als ich eine Viertelstunde später wieder die Treppen hochstieg, fiel mir ein, dass ich vergessen hatte zu kontrollieren, ob noch genügend Abtrocktücher vorhanden seien. Ich ging den Gang entlang, der die Männer mit der Frauenabteilung verband, vorbei an der Trennwand zu den Duschen, die man irgendwann, nachträglich wohl und weit vor meiner Zeit, aus Holzbohlen gefertigt hatte. Diese Bohlen hatten sich im Laufe der Zeit und unter Einwirkung der ständig schwankenden Temperaturen und der

enorm hohen Luftfeuchtigkeit an manchen Stellen dermassen verzogen, dass Ritzen entstanden waren, durch die man, wenn man nahe genug dran ging, hindurchschauen konnte.

Schon oft, das gebe ich gerne zu, hatte es mich gekribbelt, einen Blick durch die Ritzen zu werfen, und ich muss gestehen, dass ich das eine oder andere Mal auch schon einen hastigen Blick beim Vorbeigehen (und wenn ich mich unbeobachtet fühlte) in den Frauendusraum geworfen hatte. So richtig lange habe ich das jedoch nie zu tun gewagt, denn ich hatte einerseits Angst erwischt zu werden und meine Arbeit dadurch zu verlieren, aber andererseits (und dies war vielleicht der noch wichtigere Grund) waren es meist schon ältere Frauen, die sich in den Duschen befanden.

Während ich also an jenem Morgen an der Bohlenwand entlangging, drang plötzlich das Geräusch von fliessendem Wasser an meine Ohren. ‚Unmöglich! Es ist ja erst sieben Uhr‘, dachte ich, verlangsamte jedoch meinen Schritt, hielt dann an, lauschte erneut.

Ja! Jetzt war es ganz deutlich zu hören. Jemand schien sich in den Duschräumen zu befinden, obschon es noch viel zu früh war und ich eigentlich alleine sein sollte um diese Uhrzeit. Ich trat einen Schritt vor, ganz nahe an die Wand aus Bohlen, und spähte durch eine der etwas breiteren Ritzen. Im ersten Moment sah ich überhaupt nichts, denn die heissen Dampfschwaden, die aufstiegen, versperrten mir die Sicht. Im selben Augenblick, in dem ich von der Wand zurücktreten wollte, um nachzuschauen, ob sich wirklich jemand in der Dusche befände oder ob ich möglicherweise vergessen hatte, eine der Duschen beim Putzen abzustel-

len, sah ich eine Bewegung durch die sich etwas lichtenden Dampfschwaden.

Ein Kloss schien mir plötzlich den Atem zu rauben, denn was sich dort aus den Dampfschwaden schälte, war die Rückenansicht eines weiblichen Körpers – eines Körpers, der nackt und so perfekt geformt war, als hätte der liebe Gott selbst diesen eigenhändig geformt, um mich, Shlomo Graber, in Versuchung zu führen. Ich übertreibe. Aber ich war schlagartig erregt.

Was sich mir als Anblick bot, verschlug mir die Sprache – mehr noch: Ich musste selbst das Atmen für einige Sekunden vergessen haben und war ausserstande, meinen Blick abzuwenden – so unglaublich schön war dieses Mädchen, das sich unter dem heissen Duschstrahl einseifte. Ihre Finger glitten über den Körper, mit beiden Händen rieb sie sich mit Seife ein. Die Brustwarzen hoben sich dunkelbraun und steif von den schneeweissen, perfekt geformten Brüsten ab. Die Haut war von der Hitze des Wassers leicht rosa, während das heisse Wasser ihren, wie mir in jenem Augenblick schien, absolut perfekten Körper hinunterfloss.

Plötzlich drehte das Mädchen das Wasser ab ... Ich erschrak, kam wieder zu Sinnen und trat hastig einen Schritt von der Bohlenwand zurück. Mein Herz raste wie verrückt. So leise wie möglich, auf meinen Zehenspitzen, ging ich den Flur hinunter, um unbemerkt zurück in die Männerabteilung zu gelangen.

Ich war schon fast am Ende des Flurs angelangt, auf der Höhe der Tür, die in die Duschräume führte ... da wurde die Tür zur Frauendusche von innen aufgerissen und – *sie* stand vor mir!

Ich muss sie wohl sekundenlang mit offenem Mund wie ein Esel angestarrt haben und traute meinen Augen nicht; denn nicht nur, dass das Mädchen nackt, wie Gott es erschaffen hatte, vor mir stand, nein, jetzt, da ich es von vorne sah, erkannte ich dieses Engelsgesicht auf Anhieb wieder: Es war dasselbe Mädchen, das vor über einem Jahr neben mir im Dunkeln im Viehwaggon gesessen und deren Gesicht ich nur einen winzigen Augenblick lang gesehen hatte! Aber dieses mädchenhafte Engelsgesicht stand in krassem Gegensatz zu ihrem weiblich-weltlichen Körper. Ich weiss nicht mehr, wie lange wir so dastanden – die Zeit schien stehen geblieben zu sein und alles schien bloss ein Traum. Unvermittelt – und ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen – trat sie einen Schritt auf mich zu. Meine Beine waren zu Salzsäulen erstarrt, unfähig, auch nur einen einzigen Schritt zu tun. Jetzt stand sie direkt vor mir. Ihre Augen waren so klar und tief! Und da war wieder dieser Duft! Sie strömte denselben Duft aus, den ich schon im Dunkel des Viehwaggons gerochen hatte und der mir schon damals vor über einem Jahr so unbeschreiblich vorgekommen war. Ich kann es nicht anders sagen – aber dieses Mädchen, besser gesagt, diese junge Frau, die wohl kaum älter als ich sein konnte, deren Gesicht fast noch das eines Kindes war, deren Körper jedoch der einer Frau – von diesem «Wesen» ging ein Duft aus, der ... nach Leben roch! Ich war verwirrt, erregt; Schamröte schoss mir ins Gesicht; ich wäre am liebsten im Erdboden versunken. Doch sie machte einen weiteren Schritt auf mich zu und drückte ihren Körper so dicht an mich, dass sich unsere Lippen beinahe berührten. Plötzlich stiess sie mich so heftig gegen die Brust, dass ich rücklings zu Boden fiel. Als ich auf-

blickte, stand sie über mir. Ihre Brüste schienen aus dieser Perspektive noch grösser und die Wassertröpfchen auf ihrem flauschigen Venushügel glitzerten wie kleine Diamanten.

Sie legte sich auf mich. Ich war betäubt vom Duft ihres Körpers, unfähig, auch nur ein Wort zu sagen. Ihr Körper war so warm und fest, ihr Gesicht ganz nah, sodass sich ihr Atem mit dem meinen vermischte.

Plötzlich sagte sie: «Unsere Zeit ist bald abgelaufen. Das weisst du doch?»

Ohne meine Antwort abzuwarten, presste sie ihre Lippen auf die meinen.

Im Rückblick und in meinem jetzigen Alter frage ich mich manchmal selbst, ob sich die oben beschriebene Episode wirklich genau so abgespielt hat oder ob ich im Laufe der Jahre etwas zu verklärt auf diese erotische Begegnung zurückblicke. Jedenfalls hat es sich, soweit ich mich entsinnen kann, genau so zugetragen. Das unbekannte Mädchen habe ich jedenfalls nie wieder gesehen, und ob sie mit ihren Worten bloss das Liebesspiel meinte oder gar das, was uns geschehen würde, vorausahnte, weiss ich beim besten Willen nicht. Aber was ich weiss, ist Folgendes: Die Worte des Mädchens sollten eine schon fast prophetische Bedeutung in meinem Leben erlangen!

Der Weg in die Finsternis

Bis 1944 war die jüdische Bevölkerung Ungarns – 1941 betrug sie 725'000 Menschen – von den schlimmsten Verheerungen des Holocaust verschont geblieben. Viele ungarische Juden konnten einfach nicht glauben, dass das, was den Juden im deutsch-besetzten Europa widerfahren sein sollte, auch mit ihnen geschehen könnte. Aber genau so kam es, denn als deutsche Truppen am 19. März 1944 Ungarn besetzten, um Waffenstillstandsverhandlungen ihrer schwankenden Mitstreiter mit den Alliierten zu verhindern, änderte sich die Lage dramatisch.

Die Jagd auf Juden fand unter der Führung von Adolf Eichmann statt. Eichmann war SS-Obersturmbannführer und leitete die Behörde, die für die Organisation der Vertreibung und Deportation der Juden zuständig war. Er war eine zentrale Figur der Ermordung von schätzungsweise sechs Millionen Menschen.

Innerhalb weniger Wochen, in denen die Zeit bereits gegen die Nazis lief, da sich deren Lage an der Ostfront verschlechterte, wurden alle Juden Ungarns, die Budapester ausgenommen, in Gettos gesperrt. Sie wurden enteignet und die Deportationen begannen. Vom 15. Mai bis zum 9. Juli brachten über 140 Züge 437'000 Juden aus Ungarn nach Auschwitz. Der grösste Teil dieser Menschen wurde vergast.

Adolf Eichmanns Repräsentanten, Hermann Krumei und Dieter Wisliceny, erschienen im jüdischen Gemeindebüro von Budapest und forderten eine Einberufung der Gemeindeführer.

Am 21. März 1944 wurde ein achtköpfiger Gemeinderat unter Vorsitz des Budapester Gemeindepräsidenten Samu Stern gebildet. Am 22. März 1944 folgte die Vereidigung des neuen Regierungschefs Döme Sztöjay. Unter seiner Führung erliess der Ministerrat eine Reihe weiterer antijüdischer Gesetze.

Zur selben Zeit richteten sich die Deutschen im Nyírbátorer Bankgebäude ein. Am nächsten Tag gerieten wir in helle Aufregung, da Gendarmen vor der Tür standen, um Mutter ins deutsche Hauptquartier abzuholen. Wir hatten keine Ahnung, warum man sie holte und wann wir sie wiedersehen würden. Wie sich herausstellte, war Mutter die Einzige im Städtchen, die zwischen Deutschen und Ungarn dolmetschen konnte. Gegen Abend kam sie nach Hause und sagte grimmig: «Jetzt habe ich für die Deutschen gedolmetscht. Ich hoffe, ich kann es bald für die Russen tun!»

Wir Juden im Städtchen ahnten noch nicht, was in Budapest vor sich ging.

Am 5. April 1944 traf uns die erste Zwangsverordnung: Jeder Jude musste einen gelben Fleck in Form eines Davidsterns tragen, der in Brusthöhe auf die Kleidung zu nähen war. Ohne diesen Judenstern durfte sich kein Jude auf der Strasse blicken lassen. Dadurch war die Sicherheit der Juden gefährdet und die Verfolgungen und Demütigungen nahmen zu. Draussen herrschte der Pöbel mit Unterstützung der am Ort stationierten Soldaten, und es mehrten sich die Überfälle auf Juden, die aus der Synagoge kamen. Die Polizei ignorierte die Übergriffe. Recht und Gerechtigkeit waren abgeschafft.

Die jungen Juden im Alter von 15 bis 18 Jahren wurden zum Arbeitsdienst einberufen; anstelle des paramilitärischen Dienstes namens «Levente», für den Juden als «unwürdig» galten. Dabei gab es allerlei Schikanen. Eines Tages erhielten wir Befehl, uns auf dem Rathaushof einzufinden, wo uns Hacken, Schaufeln und Hämmer ausgehändigt wurden. Dann mussten wir in Dreierreihen antreten, die Arbeitsgeräte anstelle von Gewehren geschultert, und zur Erniedrigung vor den örtlichen Nichtjuden durchs Stadtzentrum marschieren. Damit sollte signalisiert werden, dass die Juden fortan zu arbeiten hätten. «Saujuden» und ähnliche Ausdrücke flogen uns an den Kopf. Ich fühlte mich wie ein Zoo-Tier im Käfig, das von den Passanten als exotisches Wesen begafft wird. Andere Juden wagten sich während unseres Marsches nicht auf die Strasse.

Die Befehlshaber waren Unteroffiziere, die sich gerade erst freiwillig zu den Pfeilkreuzler-Einheiten («Nyilaskereszt») gemeldet hatten – der ungarischen Entsprechung der SS-Einheiten. Sie nannten sich Freiheitskämpfer, waren jedoch nichts anderes als Faschisten und Mörder.

Und ich glaubte das erste Mal, als ich ihn sah, meinen Augen nicht trauen zu können: Da an ihrer Spitze stand kein anderer als mein Klassenlehrer aus der allgemeinen Schule! Ein Mann, der mir Moral gepredigt hatte und nun in Uniform mit Pfeilkreuzler-Binde am Ärmel vor mir stand, grob auftrat und mich nicht mehr kannte.

Unsere Aufgabe bestand darin, die Asphaltdecke des Strassenstücks vom Stadtzentrum zum Bahnhof, etwa einen Kilometer lang, abzuheben, die Fahrbahn mit Steinpflaster zu versehen und es mit Sand zu befestigen. Da man mit unserer Leistung nicht zu-

frieden war, zog man schliesslich Facharbeiter bei, um die Arbeit zu vollenden.

Aus mir unbekanntem Grund wurde der Arbeitsdienst eingestellt und man liess uns in Ruhe – bis zur Deportation. In unserem Städtchen wie in anderen kleinen Ortschaften waren wir ziemlich isoliert und wussten kaum, wie die Dinge liefen und welche Kontakte die Gemeindemitglieder und jüdischen Organisationen in Budapest zu den Deutschen unterhielten. Die Rote Armee stand knapp vor der ungarischen Grenze. Wir hofften auf einen baldigen russischen Einmarsch, ehe die Deutschen uns etwas antäten. Doch die Deutschen liessen sich von der Lage nicht beeinflussen, sondern setzten ihr teuflisches Vernichtungswerk fort, als gäbe es gar keinen Krieg.

Der Pessachabend des Jahres 1944 war der traurigste meines Lebens. Aufgrund von Gerüchten, dass man uns womöglich in ein anderes Land deportieren wollte, war die Atmosphäre äusserst düster. Nach dem Seder mahl gingen wir nicht wie sonst zum Seder des Rabbis. Jeder Jude verrammelte sich in seinem Haus und harpte seines Schicksals.

In den mittleren Feiertagen des einwöchigen Pessachfestes kamen Pfeilkreuzler-Trupps in Zivil mit Armbinde in die Stadt, geführt von einem stämmigen, untersetzten Mann mit einem Schlagstock in der Hand. Nachdem sie sich im Rathaus eingerichtet hatten, forderten sie die jüdischen Gemeindeobersten auf, mit einer Namensliste aller jüdischen Gemeindemitglieder bei ihnen anzutreten. In Wirklichkeit bestand eine solche Liste bereits. Sie war einige Zeit zuvor von städtischen Beamten aufge-

stellt worden und enthielt auch die Namen von getauften Juden und deren Nachkommen. Mit der Abholung der Juden wurden die berüchtigten Gendarmen beauftragt. Sie suchten die Wohnungen der Juden auf, prüften, ob alle Bewohner anwesend waren, und beorderten sie sofort auf den Synagogenplatz.

Wir erhielten einen Tag Zeit, einige Sachen zu packen, so viel wir in Händen tragen konnten.

Dann mussten wir uns erneut in der Synagoge versammeln. In Eile rafften wir unsere Sachen zusammen. Die Familienfotos versteckte ich bei meinem Grossvater auf dem Dachboden. Mutters Brillantring vergrub ich im Boden des Kellers. Als wir später aus den Lagern zurückkehrten, mussten wir feststellen, dass all diese Dinge verschwunden waren. Die Menschen der Stadt hatten sich nach der Verschleppung der Juden sofort über deren Häuser hergemacht und alles geplündert, sogar die Höfe umgegraben und die Fussböden aufgebrochen, um versteckte Gegenstände zu finden.

Kein Jude kam auf die Idee zu fliehen oder unterzutauchen, weil jeder dabei sein Leben riskierte. Die Gojim, die Nichtjuden, zögerten nicht, ihn zu verraten. Nachdem wir uns am nächsten Tag im Synagogenhof versammelt hatten, wurden wir in das jüdische Gemeindezentrum der Bezirkshauptstadt Nyiregyháza verbracht. Dort hatte man die Juden aus 61 Ortschaften der Umgebung konzentriert, insgesamt 17580 Menschen, einschliesslich der 5'000 Personen von Nyiregyháza selbst. Nach einigen Tagen wurden wir auf drei Gettos verteilt, die man auf landwirtschaftlichen Gütern mit eilig erstellten Notunterkünften eingerichtet hatte.

Wir kamen auf ein Gut namens Simapuszta, das mit Stacheldraht eingezäunt war. Untergebracht wurden wir in der Tenne und den Rinder- sowie Pferdeställen. Das Getto wurde von Gendarmen bewacht. Kein Mensch ging ein oder aus. Wir waren von jeglicher Verbindung zur Aussenwelt abgeschnitten. Zum Glück war es warm und das schöne Wetter erleichterte uns das Leben. Tag für Tag liefen wir tatenlos in der Gegend umher. Es gab sogar ein Familienereignis: Mein Bruder Bernhard, den wir alle immer nur Ber nannten, hatte das Bar-Mizwa-Alter erreicht. Aber kein Mensch achtete darauf.

Barträger rasierten sich, um unnötige Belästigungen zu vermeiden, da der Bart für die Judenhasser den «hässlichen Juden» symbolisierte. Auf diese Weise traten bartlose Gemeindeführer im Gewand von Gojim auf, sodass ich sie kaum mehr erkannte. Das galt auch für Rabbi Aaron Teitelbaum, der sich einen dicken Schnurrbart stehen liess und eine bäuerliche Pelzmütze auf dem Kopf trug.

Am 25. Mai 1944, ich war siebzehn Jahre alt, erging Anweisung, unsere Sachen zu packen, und gleich darauf erfolgte der Abmarsch zur provisorischen Bahnstation. Ich hatte schon die «Erfahrung» mit der Deportation von 1941, kannte die Angst und Qualen, in einem Güterwagen oder, genauer gesagt, in einem Viehwaggon transportiert zu werden, ohne dass man wusste, wohin die Reise geht. Doch diesmal war ich drei Jahre älter und hatte Menschen um mich, mit denen ich aufgewachsen und tagtäglich zusammen gewesen war. Das machte alles schwerer erträglich. Andererseits tröstete ich mich damit, dass wir auch jetzt wieder irgendwie davonkommen würden – wie beim ersten Mal. Auch

die Nähe der Roten Armee gab diesen falschen Hoffnungen und Illusionen weitere Nahrung. Selbst die Klügsten und Gebildetsten unter uns hatten keine Vorstellung von dem, was uns bevorstand. Die allgemeine, auch von den Bewachern bestätigte Meinung ging dahin, dass man uns in ein Arbeitslager verbringe, in dem wir bis zum Ende des Krieges bleiben müssten.

Geleitet wurde das ganze Unternehmen von Ungarn und vor allem von Gendarmen. Ich sah die mir bereits bekannten Viehwaggons. Die Türen standen offen, doch die vergitterten Lüftungsluken waren diesmal abgedeckt worden, um uns die Aussicht auf die Strecke zu versperren. In jeden Waggon pferchte man 70-80 Menschen. Erst versuchten wir uns so zu ordnen, dass Alte und Kinder liegen konnten, während die Jüngeren abwechselnd versuchten, durch die schmalen Ritzen zwischen den Bohlen zu spähen, um möglichst Informationen über die Fahrtstrecke zu sammeln. Doch auch dies gelang kaum, denn der Waggon war so randvoll gestopft mit Menschen, dass man kaum atmen konnte.

Jeder Transport umfasste 3'000-3'500 Menschen, und jeden Tag fuhren aus unserer Gegend vier Züge nach Auschwitz ab. In jeden Waggon kamen zwei Eimer, einer mit Trinkwasser, der andere für die Notdurft.

Unter Lärm und Geschrei von allen Seiten wurden die Schiebetüren zugeknallt und verriegelt. Ich hatte das Gefühl, einen Schlag mit einem Holzhammer auf den Kopf bekommen zu haben: Plötzlich war es pechschwarz um mich herum. Es dauerte eine Weile, bis man sich an das Schummerlicht im Waggon gewöhnte. Die Kinder begannen, vor lauter Angst zu weinen.

Als sich der Zug ruckend in Bewegung setzte und das ferne Pfeifen der Lok gedämpft ins Innere des Waggon drang, erfasste mich eine dunkle Vorahnung, etwas, das ich zunächst weder fassen noch richtig benennen konnte und das dennoch, erst ganz langsam und dann immer schneller, meinen Rücken hochkroch, eine zunächst dumpfe Furcht, die sich zur Gewissheit verdichtete, als sie meine Kehle erreicht hatte und diese dermassen zuschnürte, dass ich keine Luft mehr bekam und nur noch ein einziger Gedanke in meinem Kopf Platz zu haben schien: ‚Wir sind in Dantes Hölle eingetreten!‘

Die Bedingungen im Waggon waren unmenschlich. Wir waren dicht zusammengedrängt. Es gab kaum Platz zum Sitzen oder zum Hinlegen. Körper drängte sich an Körper; wir konnten uns kaum bewegen, das war schrecklich. Und es gab nicht genügend Lebensmittel und praktisch kein Wasser. Schon nach ein paar Stunden sehnten wir uns förmlich danach, irgendwo anzukommen – und sei es in der Hölle selbst.

Bald schon begann uns der Durst zu quälen. Wie viele Stunden oder gar Tage vergangen waren, konnte ich nicht sagen, aber je länger die Fahrt dauerte, desto unerträglicher wurde die Hitze. Die Luft war so schlecht, dass man glaubte zu ersticken. Der Durst quälte immer mehr. Die Lider wurden schwer wie Blei. Es begann zu stinken – nach Erbrochenem und nach Fäkalien, denn bei manchen begann der Körper, den Gehorsam zu verweigern, und die Enge und die immer grösser werdende Furcht bewirkten den Rest.

Der Gestank wurde von Minute zu Minute unerträglicher.

Ich versuchte mit aller Macht, meine aufkeimende Panik zu unterdrücken, versuchte mich abzulenken, indem ich mich auf meine Zehenspitzen stellte, um einen Blick nach draussen zu erhaschen. Die im Feld arbeitenden Bauern grüssten uns und winkten uns fröhlich zu. Ich weiss bis heute nicht, ob unser Zug von aussen einfach nur unschuldig aussah oder ob uns die Bauern auf den Feldern verhöhnten. Die Fahrt war ein furchtbares Erlebnis.

Wie ich später erfahren habe, starben Tausende Menschen auf dem Weg, andere verloren den Verstand. Mehr als einmal führten Eltern und Kinder einen tödlichen Kampf um einen Kanten Brot oder einen Schluck Wasser. Überlebende, die ich Jahre später traf, schilderten mir Szenen, die sich auf diesen Fahrten abgespielt hatten, die so unvorstellbar sind, dass ich an dieser Stelle auf eine detailliertere Schilderung verzichten möchte. Im Nachhinein habe ich noch einiges mehr über diese «Transporte» erfahren. Gelegentlich fand eine Vorselektion statt, bei der Alte und Kinder in getrennte Waggons kamen. Die Deutschen beabsichtigten, uns zu zermürben, damit wir schon stark geschwächt in Auschwitz ankämen. Sie fürchteten Übergriffe von Partisanen, die ausserhalb Ungarns bereits mancherorts aktiv waren. Deshalb hatten sie es eilig und bemühten sich, jeden Transport innerhalb von drei Tagen nach Auschwitz zu bringen.

In teuflischer Logik kümmerten sie sich auch um Öffentlichkeitsarbeit und wollten nach aussen hin ein gewisses Mass an Menschlichkeit zeigen, wobei sie nicht zögerten, sogar ihren treuen ungarischen Bündnispartner hinters Licht zu führen. Zum Beweis filmten die Deutschen eine Szene, bei der ungarische

Gendarmen die Juden grob in die Waggonen prügelten. Als der Transport dann im slowakischen Kosice ankam, wo deutsche Bewacher die ungarischen Begleiter ablösten, wurde weitergefilmt, wie die Deutschen die Juden anlächelten und freundlich behandelten. Dieser Film wurde dann Vertretern des Roten Kreuzes vorgeführt, in der Absicht, die Ungarn anzuschwärzen.

Trotz der deutschen Anstrengungen, uns die Fahrtrichtung zu verbergen, konnten wir einzelne Ortschaften erkennen und daraus schliessen, dass wir in Polen angekommen waren. Aber von dem genauen Ziel der Fahrt ahnten wir nichts. Unterwegs verstarben einige kranke, alte Menschen, die den Strapazen der Fahrt nicht gewachsen waren.

*

Auschwitz – das Tor zur Hölle

«*Arbeit macht frei*» stand über dem Lagertor. Unser Zug hielt an der berühmten Rampe in Auschwitz-Birkenau. Sofort wurden die Türen aufgerissen, und unter schrillen «Raus! Raus!-Rufen stiessen und schlugen die Wärter die Neuankömmlinge, um sie zu hastigem Aussteigen zu bewegen.

Plötzlich spürte ich Mutters Hand auf meiner Schulter. Dann drückte sie mich ganz fest an sich, während sie sanft über mein Haar strich. Ihre Lippen waren ganz nahe an meinem Ohr, als sie mir zuflüsterte: «Hab keine Angst, mein geliebter Junge. Was immer auch geschehen mag: Bleib stark und bleib dir treu!»

«Raus, ihr Schweine!», schrie von draussen eine Stimme. Da meine Muttersprache Jiddisch war, konnte ich das, was uns entgegengeschrien wurde, ziemlich gut verstehen. Unablässiges Hundegebell begleitete das Gebrüll der SS-Männer – ein unglaublicher, infernalischer Klangteppich, der uns in Empfang nahm. Die Menschenmassen drängten uns aus dem Waggon.

Aber Mutter hielt mich immer noch fest umarmt, küsste mich hastig auf die Stirn und sagte: «Sei stark, mein Junge und lass keinen Hass in dein Herz ... Liebe ist stärker als Hass, mein Sohn ... vergiss das nie!»

Dann ging ein Ruck durch die Menge und draussen nahm uns die Hölle in Empfang. Als ich aus dem Zug taumelte, konnte ich kaum sehen, so blendete mich das Tageslicht.

Eine Kapelle mit Musikern in Häftlingskleidung spielte Musik! Die ganze Szenerie hatte so etwas Unwirkliches wie ein schrecklicher Albtraum, aus dem man nicht aufwachen kann.

Es war ein riesiges Durcheinander auf dem Bahnsteig: das Bellen der Hunde, das Geschrei der SS-Männer, die unzähligen Wachen, die uns in Schach hielten, dann und wann auf einen der Neuankömmlinge einprügelten, weil es nicht schnell genug zu gehen schien. Häftlinge in gestreiften Anzügen, die aussahen wie Pyjamas, halfen den Alten und Behinderten beim Aussteigen.

Wir mussten fast alle persönlichen Habseligkeiten zurücklassen. Wohl um uns zu beruhigen, sagte man uns, wir bekämen die Sachen später ausgehändigt.

Was ich jedoch bis zum heutigen Tag nicht verstehe: Wir alle, all die Opferlämmer, die man hierher gebracht hatte, schwiegen und gehorchten! Keiner wehrte sich, keiner muckte auch nur auf – auch ich nicht. Und auch die Häftlinge, die den SS-Männern helfen mussten, die Neuen in Empfang zu nehmen, warnten uns mit keinem Wort.

Warum machten sie uns nicht die kleinste Andeutung? Warum liessen wir uns alle so wehrlos zur Schlachtbank führen? War es einfach nur Angst? War es unsere falsche Hoffnung, man würde uns nur einsperren? War es schlichtweg die Unvorstellbarkeit dessen, was die Nazis mit uns anstellen würden?

Bis zum heutigen Tag habe ich nie eine Antwort auf diese Fragen gefunden – und niemand konnte mir je eine Antwort geben, die mich zufriedengestellt hätte.

«Nicht stehenbleiben! Vorwärts! Schneller!», schrie mich eine Stimme von hinten an. Ich drehte mich erschrocken um, suchte meine Familie, die ich einen Moment lang aus den Augen verloren hatte, in dem Durcheinander ... und irgendwie blieb mein Blick an einem alten Mann hängen, der soeben aus dem Waggon kletterte. Er folgte nicht den Anweisungen der Deutschen, sondern drückte arglos die Samthülle mit Gebetsmantel und Gebetsriemen an die Brust. Ein SS-Wachmann bemerkte ihn, rannte los, riss ihm die Samttasche aus den Händen und schleuderte sie wütend zwischen die Räder des Zuges. Dann schlug der SS-Mann den Schaft seiner Maschinenpistole mit voller Wucht in die Rippen des alten Mannes und schrie: «Lauf schon, du Drecksack! Deinen Gottesmist wirst du nicht mehr benötigen!»

Ich beobachtete diesen Frevel an dem alten Juden und an den geheiligten Gegenständen und harpte einer Antwort des Himmels. Nach meiner damaligen Sicht hätte der SS-Mann auf der Stelle zusammenbrechen müssen.

Doch nichts geschah.

In diesem Augenblick begann ich an allem, was man mir über Religion beigebracht hatte, zu zweifeln.

Plötzlich bemerkte ich, dass Vater neben mir stand. Auch er musste die Szene mit dem alten Mann mitbekommen haben. Ich drehte meinen Kopf zu meinem Vater und sagte mit unüberhörbarer Enttäuschung und gleichsam Wut in meiner Stimme: «Vater! Es gibt keinen Gott.»

Ich weiss noch, wie mein Vater, ohne mich anzuschauen, seine Lippen zusammenpresste, mir jedoch eine Antwort schuldig blieb. Wahrscheinlich war er zu der gleichen Schlussfolgerung gekommen wie ich.

Das Gewimmel war unglaublich – ein wahres Menschenmeer. Familien kämpften zäh darum zusammenzubleiben. Hie und da suchten verirrte Kinder bitterlich weinend ihre Eltern, aber kein Mensch beachtete sie in dem Gedränge.

Dann begannen die Deutschen, mittels Geschrei und Hieben, Männer und Frauen zu trennen. Bald schon schoben sich zwei Kolonnen nebeneinander vorwärts.

Man trieb uns wie Vieh zur Selektionsstelle weiter. In kürzester Zeit war es ihnen gelungen, uns in eine dumpfe Viehherde zu verwandeln, die duldsam jedem unverständlichen Schrei gehorchte. Hatte einer die Schreie nicht verstanden, half man seinem Begriffsvermögen mit Schlägen und Stößen nach. Wir trieben mit dem Strom weiter, ohne zu wissen, wohin wir gingen und was man mit uns vorhatte. Als wir uns der Selektionsstelle näherten, merkte ich, dass der Strom sich zweiteilte, erfasste aber noch nicht die Bedeutung dieses Vorgangs. Vor uns standen SS-Offiziere, die die «Selektion» vornahmen – ein Begriff, der nicht nur ins Lexikon der Schoah eingegangen ist, sondern dem, bis zum heutigen Tag, etwas Unheimliches anhaftet.

*

Im Rückblick fällt mir oft ein, wie uns die Lehrer in der Talmud Tora Schule den Zusammenhang von Sünde und Strafe erklärt hatten: Die Bösen und Sünder würden nach dem Tod ihre Strafe erhalten. Im Himmel hinter den Bergen des Dunkels befände sich die Hölle, in deren Feuer die Bösen verbrennen müssten. Hätte ich in jenem Augenblick auf der Selektionsrampe gewusst, was

auf uns zukommen würde, dann hätte ich mir schon damals die Frage gestellt, die mich dann mein ganzes Leben verfolgte: «Bin ich ein Sünder, der bestraft werden muss? Ich weiss nicht, was ich gesündigt habe, Gott. Vielleicht habe ich als Siebzehnjähriger schon so sehr gesündigt, dass ich den Tod verdient habe?»

Ich hätte es wohl auch damals nicht vermocht zu beurteilen, ob ich denn schon ein Sünder sei oder nicht. Und selbst wenn ich ein Sünder gewesen sein sollte, was hatten die Abertausende kleinen Kinder verbrochen, die unschuldig in den Tod geschickt wurden?

Auch auf diese Frage konnte mir, bis zum heutigen Tag, niemand eine gültige Antwort geben. Vielleicht auch ... weil niemand eine Antwort auf diese Frage weiss?

*

Schritt um Schritt rückten wir näher zur Selektionsstelle, und je näher wir kamen, desto weicher wurden meine Knie und desto mehr formte sich in meinem Kopf die Frage, die ich mir damals in jenem Augenblick – und später mein ganzes Leben lang – immer und immer wieder gestellt habe: ‚*Warum?* Mein Gott, warum tun sie das? Wir haben ihnen doch nicht den Krieg erklärt. Wir haben ihnen doch nichts angetan. Wir wollen doch nur in Frieden leben !’

Gott jedoch schwieg an jenem Tag.

Die wenigen Habseligkeiten, die wir bis hierher mitgeschleift hatten, blieben im Zug zurück – genauso wie unsere Illusion, dieser Hölle zu entkommen. Alle paar Meter, den ganzen Weg ent-

lang, standen dunkel gekleidete SS-Männer und hielten ihre Waffen drohend auf uns gerichtet. Schulter an Schulter, manche Hand in Hand, andere mit gesenktem Kopf folgten wir den anderen und bewegten uns unwiderruflich weiter auf den Punkt zu, wo, wie mir erst später bewusst wurde, über unser Schicksal entschieden wurde. Wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt wurden. Niemand wehrte sich – keiner muckte auf... Vielleicht, wenn wir geahnt hätten, was auf uns zukommt ... Vielleicht dann ... Wer weiss ...

Ein SS-Unteroffizier, einen Gummiknüppel in der Hand, kam auf uns zu und sagte: «Männer links raus! Frauen rechts raus!»

Seine Worte klangen so ruhig und so gleichgültig und vielleicht gerade deshalb so schrecklich. Sechs knappe, kurze Worte nur. Sechs Worte, die Familien auseinanderrissen. Der Strom der Menschen teilte sich dementsprechend – ganz so, als würde sich ab dem Punkt, an dem der SS-Scherge stand, ein Fluss gabeln.

Jetzt waren wir am Selektionspunkt angekommen.

Später sagte man mir, dass die Selektion auf der Rampe in Auschwitz eine der gründlichsten aller Todeslager der Nazis war. Dies, weil diese immer von einem SS-Arzt vorgenommen wurde. Und in Auschwitz war dafür meist Dr. Mengele zuständig. Mengele war von Mai 1943 bis Januar 1945 als Lagerarzt im KZ Auschwitz eingesetzt. In dieser Funktion nahm er Selektionen vor, überwachte die Vergasung der Opfer und führte inhumane medizinische Experimente an Häftlingen durch. Er war an Grausamkeit und Menschenverachtung kaum zu überbieten und selbst

unter den hartgesottenen SS-Schergen seiner Brutalität wegen gefürchtet. Was Mengele an Menschenversuchen in Auschwitz durchführte, gehört zu den grauenhaftesten Dingen, die Menschen an Menschen je verübt haben.

Die jüdische Folklore kennt den Todesengel als bedrohliche Mordgestalt. Als Kind habe ich mir den Todesengel als Scheusal mit Hörnern und vorstehendem Gebiss vorgestellt. Genauso grässlich und furchterregend wie Aschmedai, der schreckliche König der Dämonen, wie die Legende denselben beschreibt.

Doch Mengele sah aus wie ein gewöhnlicher Mensch. Ja, mehr noch, dieser Mann war gebildet, erschien vornehm und «kultiviert». Er hatte sehr wahrscheinlich Frau und Kinder, die zu Hause auf ihren Ehemann und Vater warteten, er feierte ganz bestimmt mit seinen Kindern Weihnachten unter einem funkelnden Tannenbaum, er war vielleicht sogar ein fürsorglicher und liebender Ehegatte und ... Ganz bestimmt war dieser Mann, wie auch wir, aus Fleisch und Blut. Und dennoch lag es in seiner Macht, über das Schicksal Tausender Menschen zu entscheiden. Ihm hatte man das Recht gegeben, innerhalb einer kurzen Sekunde über Leben und Tod zu entscheiden. Später dachte ich oft, dass *er*, der hier stand, Gott selbst sei – ein boshafter und hasserfüllter Gott allerdings, der die Macht über uns an sich gerissen hatte, um ohne Widerspruch urteilen zu können, wer leben wird und wer sterben soll!

Ich weiss bis heute nicht, ob es wirklich Dr. Mengele war, vor dem ich an jenem Schicksalstag stand. Jedenfalls kann ich nicht behaupten, dass der SS-Arzt in seiner schicken Uniform, mit seinem Monokel im rechten Auge, dem kleinen Stöckchen in der

Hand, das aussah wie der Taktstock eines Dirigenten, wirklich furchterregend aussah. Nein, eigentlich nicht, wenn ich es mir im Nachhinein überlege, denn das Stöckchen bewegte sich, harmlos, aber ohne Unterlass, bald nach rechts, bald nach links. So, als wenn dieser Mann nicht eine Bestie war, die über Tausende Leben entschied, sondern ein Dirigent – doch jetzt, im Rückblick, weiss ich es besser: Es war, als ob der Teufel persönlich ein Konzert des Todes an jenem unwirklichen Ort dirigieren würde.

«Links» – «Rechts».

Ich kann mich gar nicht daran erinnern, ob er dies mit Worten sagte oder das Stöckchen für sich selbst sprach. «Links» – «Rechts», sprach das Stöckchen in seiner Hand. Und niemand wusste in jenem Augenblick, welche Seite die bessere war.

Das Stöckchen zeigte nach links – also schritt Vater nach links. Ich trat einen Schritt vor, der Monokel in dem Gesicht blitze einen kurzen Moment im Sonnenlicht auf, die Lippen des SS-Arztes blieben geschlossen; er schien langsam müde zu sein von seiner «Arbeit». Ich starrte wie gebannt auf das Stöckchen in seiner Hand – es zeigte immer noch in dieselbe Richtung, und so folgte ich Vater auf die linke Seite.

Nach ein paar Schritten beschlich mich ein merkwürdiges Gefühl. Ich hielt an, drehte meinen Kopf, um nach den übrigen Familienmitgliedern zu schauen, und sah, dass das Stöckchen sie just in jenem Moment in die andere Richtung wies.

Ich wollte zurück zu Mutter und meinen kleinen Geschwistern, doch sie wurden schon von den nachfolgenden Menschen

weitergeschoben, ohne dass ich etwas dagegen hätte unternehmen können.

Ich konnte gerade noch einen Blick auf Mutter erhaschen. Ihr Haar leuchtete glänzend in der hellen Sonne. Sie hielt meinen jüngsten Bruder Levy auf den Armen, dessen Gesicht mit seinen grossen, erstaunt blickenden Augen ich noch einen winzigen Augenblick lang sehen konnte. Er schien mir zuzuwinken und zu lächeln.

Die übrigen drei Kinder und Grossmutter liefen, sich an den Händen haltend, Mutter hinterher. Meine lauten «Mama! Mama!»-Rufe gingen im höllischen Lärm, der um mich herum toste, unter und drangen nicht mehr an ihre Ohren.

Dieses Bild, wie sie dort meiner Sicht entschwanden, hat sich tief in mein Gedächtnis eingepägt und taucht von Zeit zu Zeit wieder auf. Ich denke, es wird niemals verwischen. Bis heute quält mich die Tatsache, dass ich nicht von ihnen Abschied nehmen konnte. In jenem Augenblick hatte ich keine Ahnung, wohin man sie führte, ich wusste nicht, dass Mutter mir nie wieder liebevoll über meine Haare streicheln würde, ich ahnte nicht, dass ich nie wieder meinen jüngsten Bruder Levy in den Armen halten, nie wieder meinem zweitjüngsten Bruder Itzhak helfen würde, Fahrrad fahren zu lernen, dass mir meine kleine Schwester Leah, die wir alle nur «Lili» nannten, mit ihren wunderschönen Augen nie wieder ein Lächeln schenken könnte, und mir war nicht bewusst, dass ich nie wieder mit meinem fünf Jahre jüngeren Bruder Bernard, den wir nur «Dov» nannten, würde herumtollen können – von diesem unbeschreiblichen Verlust ahnte ich nichts in jenem Augenblick auf der Rampe in Auschwitz, sondern

ich tröstete mich in der Annahme, sie bald wiederzusehen.

Dass meine Mutter, meine Geschwister, meine Grossmutter und meine Cousins kaum eine Stunde später tot sein würden – nein, das kann ich bis heute noch nicht glauben und fassen.



In jenem Augenblick ahnten weder ich noch sonst einer von uns, was genau es bedeutete, «selektiert» und in den Tod geschickt zu werden. Niemand von uns wusste zu der Zeit etwas über die Vorgänge in den Gaskammern.

Vielleicht war das auch besser, denn hätten die Todeskandidaten und, noch schlimmer, die «Nicht-Selektierten» gewusst, was auf sie zukommen würde ... Es ist nicht auszudenken, was dann geschehen wäre.

Jahre später, ich tat Dienst in der israelischen Armee, hörte ich unbeabsichtigt einem Gespräch zu, das zwei noch relativ junge Soldaten, die ich jedoch nicht sonderlich gut kannte, führten. Es war Nacht und ich konnte nicht schlafen, war nach draussen gegangen, um eine Zigarette zu rauchen – eine fürchterliche Gewohnheit, der ich zum Glück einige Jahre später für immer entsagen konnte. Wie gesagt, ich stand fast unsichtbar in der sterrenlosen Nacht, weil um die Ecke an der Barackenwand angelehnt, und wollte mir soeben meine Zigarette anstecken, da traten zwei meiner Kameraden auch ins Freie, um wohl derselben Sucht wie ich zu frönen. Im gleichen Augenblick, in dem ich um die Ecke der Baracke in den fahlen Lichtkegel der Lampe, die über der Tür angebracht war, zu den beiden treten wollte, um un-

sere Zigaretten gemeinsam zu geniessen, sagte der eine: «Weisst du noch? Wir waren damals wie Roboter.»

«Wie könnte ich das je vergessen. Wir haben schreckliche Dinge getan!»

Ich stutzte. Mein rechter Fuss verharrte in der Luft, ohne dass ich mich aus dem Schatten und um die Ecke bewegte. Die beiden schienen etwas sehr Persönliches zu besprechen.

«Ich konnte keine Gefühle mehr in mir zulassen. Alles war tot in mir. Sie hatten uns ja dazu gezwungen.»

«Schon ... aber vielleicht hätten wir uns weigern sollen, denn...»

«Um eine Minute später selbst in der Gaskammer zu landen?!», fiel ihm der andere aufgebracht ins Wort.

«Ja, du hast recht.»

Eine Weile herrschte Stille. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass die beiden dieses Gespräch nicht zum ersten Mal führten. Dass sie über den Holocaust sprachen, war mir sofort klar. Dass die beiden wahrscheinlich selbst in einem KZ gewesen waren, auch – aber dennoch konnte ich in jenem Augenblick noch nicht genau zuordnen, über welche schrecklichen Dinge, die sie getan hatten, sie sprachen.

Plötzlich sagte eine: «Die Gaskammer Nummer zwei war unterirdisch. Graue Wände, grauer Boden und die Wände aus Beton.»

«Ich kann mich noch gut erinnern», antwortete der andere kaum hörbar.

«Weit über zweitausend Menschen haben die da reingetrieben. Wie Vieh ... nein, viel schlimmer noch ... kein Tier verdient solch einen grausamen Tod.»

«Hör doch auf, dich selbst zu quälen!», versuchte der andere das Gespräch in neue Bahnen zu leiten, aber den Ersten schienen seine Erinnerungen an jenem Abend zu sehr zu bedrücken, so dass er weitersprach.

«Oben waren Duschköpfe an der Decke, einer neben dem anderen. Die gesamte Decke war voll von diesen Duschköpfen. Aber aus diesen Duschköpfen floss nie auch nur ein einziger Tropfen Wasser ... sondern strömte Gas!»

«Sei endlich still! Das alles weiss ich genauso gut wie du auch!»

«Ich kann die Schreie bis heute noch hören.» Die Verzweiflung in seiner Stimme war unüberhörbar, als er weitersprach. «Alle schrien in der Gaskammer, denn sie waren völlig verzweifelt und riefen um Hilfe. Das war ein Leiden von drei, vielleicht vier Minuten. Herrgott, das muss für die, die da drin waren, eine Ewigkeit gewesen sein. Wie das Gas langsam einströmte und die Lungen der Menschen dort drin verätzte. Es muss dort drinnen wie in der Hölle gewesen sein – oder noch schlimmer. Wenn wir danach die Tür der Gaskammer öffneten, sahen wir die zu Fratzen verzerrten Gesichter der Menschen. Manchmal hatte sich die gesamte Haut von den Körpern abgeschält wegen der Wirkung des Gases. Und nicht nur das ... «

Mit einem lauten Räuspern war ich um die Ecke getreten.

Das Gespräch verstummte unverzüglich.

Ich grüsste die beiden flüchtig und ging in die Baracke und in mein Bett.

Als ich im Bett lag, konnte ich erst recht nicht mehr einschlafen, denn ich wusste jetzt, wovon die beiden da draussen gesprochen

hatten. Sie waren wohl Angehörige der «Sonderkommandos» gewesen: Juden, die man für den grauenhaftesten Teil der Tötungsmaschinerie in den KZs abkommandiert hatte. Wie ich Ihnen versprochen habe, werde ich viele Einzelheiten, die ich in den weiteren Jahren über die Grausamkeiten, die in den KZs begangen wurden, nicht ausführlich berichten. Selbst diese Episode wollte ich zunächst nicht in dieses Buch schreiben. Dennoch denke ich, dass wir es den Millionen Opfern, die dieses grausame Schicksal erlitten haben, schuldig sind, die Dinge zumindest teilweise zu benennen. Auch meiner eigenen Familie und vor allem meiner Mutter bin ich dies schuldig.

Lieber Gott, ist das wirklich wahr? Ist es wahr, dass kleine Kinder in der Gaskammer niedergetrampelt wurden? Ist es wahr, dass die Erwachsenen, die stärker waren, sich wie wild gewordene Tiere nach oben boxten, um dort einen Rest Luft zu kriegen, und dabei auf den Schwächeren und den kleinen Kindern herumtrampelten, nur um ein paar Sekunden länger zu leben? Solche Fragen plagten mich nicht nur in jener Nacht, da ich das Gespräch meiner beider Kameraden zufällig mitbekommen hatte – sondern es sind genau diese Fragen, die mich wohl bis an mein Lebensende unbeantwortet begleiten werden.

Lieber Gott, warum hast du das zugelassen?

Im Herzen der Finsternis

Auf dem Lagergebiet wurde eine zweite Selektion vorgenommen. Man fragte jeden nach seinem Beruf. Ich sagte, ich sei Schlosser, und Vater tat es mir gleich. Man zeigte mir einen Messschieber. Zum Glück hatte ich dieses Gerät bei Schlosser Klein in Nyírbátor benutzt und konnte seine Funktion zur Zufriedenheit der Prüfer vorführen. Hastig erklärte ich Vater das Prinzip. So bestand auch er die Prüfung, und wir blieben zusammen. Um uns jeden Verdacht zu nehmen, führte man uns im Lager an einer Baracke vorbei, in deren Hof scheinbar friedlich lebende Kinder spielten. Auch das war ein Täuschungsmanöver.

Dann erging erneut Befehl, in Dreierreihen Aufstellung zu nehmen, und unter begleitenden Schreien marschierten wir zu der Baracke, die die «Sauna» genannt wurde. In dieser leeren Baracke mussten wir uns im Kreis aufstellen und erhielten energisch Order, die Taschen zu entleeren, jeden Wertgegenstand aus seinem Kleiderversteck zu ziehen, etwa Eingenähtes hervorzuschälen, und alles auf die grosse Decke zu werfen, die auf dem Boden ausgebreitet lag.

Die Halunken, die uns mit gezückten Waffen umstanden, versetzten uns wie echte Räuber in Angst und Schrecken. Man warnte uns: Wer es wagen sollte, Wertgegenstände zu verbergen oder in Kleidung oder Schuhen eingenäht zu lassen, spiele mit seinem Leben. Schweren Herzens holte ich die eingenähten Geldscheine hervor – Geld, das Mutter von ihrer Hände Arbeit gespart hatte.

Danach mussten wir uns nackt ausziehen und in einen Nebenraum begeben. Dort schnitt man uns das Kopfhaar, liess uns dann auf eine Bank steigen, die sich die ganze Wand entlangzog, und fertigte uns wie am laufenden Band ab. Man rasierte uns alle Körperhaare, desinfizierte uns mit einer Flitspritze, besprühte besonders die Stellen, die behaart gewesen waren, und all das unter lauten Pöbeleien, Juden stänken und müssten peinlich auf ihre Hygiene achten. Das Absprühen mit Desinfektionsmittel verursachte furchtbares Brennen auf der Haut. Als Nächstes setzte man uns auf einen Stuhl und die Barbieri, die nicht gerade geübte Friseure waren, schoren uns mit abgewetzten Klingen einen zwei Finger breiten Streifen von der Stirn bis zum Nacken, der die deutsche Bezeichnung «Läusestrasse» erhielt.

In einem anderen Raum händigte man uns die gestreifte Häftlingskleidung aus Hose, Hemdjackette und einer Art Barett aus. Die Kleidungsstücke hatten keine Taschen. In Häftlingskleidung fühlte sich jeder von uns gedemütigt. Erwachsene und ehrwürdige Menschen in ihrer Schmach zu sehen, war nicht leicht. Um die Verlegenheit zu überwinden und uns abzulenken, machten wir uns erst mal über das Aussehen unserer Mitmenschen lustig. Vorerst beliess man uns die eigenen Schuhe. Geschlafen wurde in Baracken aus Holz. Ich weiss nicht mehr, wie viele solcher Baracken es in Auschwitz gab – Dutzende, Hunderte vielleicht. Diese Baracken erinnerten mehr an Viehställe als an Unterkünfte für Menschen. Links und rechts befanden sich lange Reihen mehrstöckiger, grob gezimmerter Holzpritschen. Auf jeder Pritsche waren fünf oder sechs Häftlinge. Der bevorzugte Platz war die oberste Pritsche.

Wer Glück hatte, durfte oben schlafen, auch wenn es oben in der dritten Etage der Betten kälter war. Wer auf der untersten Etage einen Platz erhielt, musste wie eine Schlange da hineinkriechen. Andererseits war es dort wärmer. Jede «Etage» hatte ihre Vor- und Nachteile. Wir erhielten dünne Decken, um uns in der schrecklichen Kälte zuzudecken.

*

Wir erhielten je einen Blechteller mit Loch am Rand, damit man ihn sich an die Taille hängen konnte, dazu eine Blechtasse und einen Löffel.

An heissen Tagen wurde das Essen schnell schlecht. Eines Tages entdeckte mein Vater einen dicken weissen Wurm auf dem Löffel, den ich gerade zum Mund führte. Er stiess einen Laut der Abscheu aus.

Ich zuckte zusammen und sah ihn erstaunt an: «Was ist denn los?»

«In deiner Suppe ist ein Wurm! Sieh doch ... Hunderte von Würmern in deiner Schüssel! Und in meiner auch!», haspelte er mit vor Abscheu würgender Stimme.

«Unsinn! Da sind keine Würmer. Iss und lass mich in Ruhe!», log ich.

«Das *sind* Würmer. Lebendige Würmer, und sie bewegen sich!», insistierte er weiter.

Um es mir zu beweisen, fischte er einen der Würmer aus meiner Schüssel und setzte ihn auf den Boden. Der fing an, über den schmutzigen Untergrund zu kriechen.

Ich schaute meinen Vater erbost an und fragte: «Was bezweckst du damit? Sag schon, was willst du nun von mir?»

Er verstand meine Reaktion nicht, als ich mit harter Stimme, die gar nicht mehr so recht zu mir zu passen schien, weitersprach: «Wir können das Essen nicht stehen lassen. Sonst verhungern wir. Willst du, dass wir vor Hunger sterben, Vater?» Mit harter Stimme fuhr ich fort: «Und es sind keine Würmer drin! Kein Wort mehr davon! Schliess einfach die Augen, denk dir, es sei eine Köstlichkeit!»

Doch tief in mir dachte ich: ‚Oh Gott, kann denn das alles wahr sein?‘

Ab jenem Tag begann sich unser Verhältnis beinahe umzukehren, denn ich nahm anstelle meines Vaters dessen Rolle ein und er schien sich je länger je mehr zu einem Kind, zu meinem Sohn, zurückzuentwickeln.

*

Da Auschwitz offensichtlich nicht unsere finale Destination sein sollte, bekamen wir keine Nummer auf den Arm tätowiert wie die übrigen Häftlinge. Stattdessen übergab man uns Stoffstreifen, die unsere Häftlingsnummer nebst einem Dreieck auf gelbem Grund trugen – das Zeichen für Juden. Vater erhielt die Nummer 42648, ich die Nummer 42649. Der eine Streifen wurde links über der Brust auf die Jacke genäht, der andere rechts über dem Knie auf die Hose. Nachdem wir alle Stadien durchlaufen hatten, versammelten wir uns draussen in Erwartung des nächsten Apells.

Zu unserer Gruppe kam ein Mann ungarischer Herkunft, der einen Grafentitel führte, aber wegen seiner jüdischen Abstammung nach Auschwitz verschleppt worden war. Dieser Graf hatte

die Orden versteckt halten können, die die Deutschen ihm im Ersten Weltkrieg verliehen hatten, darunter auch das Eiserne Kreuz. Die Bedeutung dieser Auszeichnung war so gross, dass die deutschen Soldaten ihm hätten salutieren müssen. Der Graf heftete die Orden an seine Häftlingskleidung, in der Hoffnung, die Deutschen würden ihn daraufhin anständig behandeln. Doch der SS-Befehlshaber sah es, stürzte sich wütend auf den Grafen, riss ihm die Orden von der Brust und schrie: «Sie beschämen und entehren das deutsche Volk und meine Heimat!»

*

Im Lagerbereich ging alles militärisch zu. Die Fortbewegung von Ort zu Ort erfolgte nur in Dreierreihe und unter gebrüllten Marschbefehlen: «Links! Rechts! Eins, zwei, drei!» Egal, ob man Deutsch verstand oder nicht – wehe, man gehorchte nicht den Befehlen! Das Schlimmste waren die Appelle. Bei jedem Appell war eine weitere Selektion zu erwarten. Manchmal liess man uns stundenlang strammstehen, ohne dass wir wussten, was dann kommen würde.

An manchen Tagen überboten sich unsere Kapos (also Häftlinge mit Kontrollfunktionen) und die SS-Männer gegenseitig im Ausdenken immer neuer Schikanen und Folterungen. Ganz harmlos, aber zynisch nannten sie dies «Sport machen»: Hüpfen, Rollen, Tanzen und Kniebeugen etwa.

Wenn es Hüpfen war, so bedeutete es, fünfzig oder hundert Meter über den Platz und zurück zu hopsen. Rollen mussten wir immer dort, wo der meiste Schmutz und Schlamm war. Sie lies-

sen uns zur «Entspannung» tanzen und, damit es nicht zu «lustig» wurde, auf Kommando Kniebeugen absolvieren. Bis zur totalen Erschöpfung. Meine Beine zitterten vor Ermüdung wie ein Wackelpudding, ich spürte meinen Rücken kaum noch und jeder Knochen tat mir weh. Der geschorene Kopf war schwer wie Blei, aber wer ohnmächtig wurde oder aus der Reihe tanzte, den brachten die Stock- und Peitschenhiebe der Kapos und der SS-Männer wieder zur Besinnung. Und wenn auch dies nicht half – hatte der Betreffende sein Leben verwirkt.

Gottes Ansprache

Ich habe mir oft die Frage gestellt, wie es gewesen sein musste, ein SS-Mann in einem Konzentrationslager zu sein. Was es bedeutete, uneingeschränkt über Leben und Tod zu herrschen. Wie man sich fühlen musste, wenn man von seinen Vorgesetzten, bis ganz hinauf zu Hitler, mit absoluter Befehlsgewalt ausgestattet worden war. Wie Götter auf Erden? Ja, vielleicht wie ein Gott auf Erden – ein boshafter Gott allerdings!

Es ist erstaunlich, nein, eigentlich erschreckend, wie aus vermeintlich ganz normalen Menschen wahre Bestien erwachsen können, wenn man ihnen den Segen und die Möglichkeit dazu gibt. Von brutalem Prügeln bis hin zur Folter mit Todesfolge. Sie schienen jede menschliche Regung wie Empathie, Nächstenliebe oder gar Mitleid verloren zu haben – und das sogar untereinander.

Wer weiss, vielleicht urteile ich zu hart – vielleicht könnte das jedem Mann so ergehen? Dennoch sei mir ein Urteil erlaubt – ich habe es an meinem eigenen Leib erfahren!

Der SS-Unteroffizier, der das Kommando über uns erhielt, war ein Primitivling mit unbeschränkter Machtbefugnis, ein einfacher, ungebildeter Bauerntyp, dessen Hass und Gewaltherrschaft keine Grenzen kannten. Er liess uns auf dem Platz vor der Baracke, aus der wir gekommen waren, antreten. Schon im Voraus hatte er dort eine Kiste an die Wand gestellt, um sie als Podium

zu benutzen. Um seine Überlegenheit zu demonstrieren, stieg er darauf und begann seine Rede.

Starr vor Angst beobachtete ich seine Gestalt, wie er hoch auf seiner Kiste stand, mit der Peitsche in der Hand. Er war von mehreren jungen Wächtern umringt, die auf sein Kommando ihre Peitschen schwingen. Wenn man bloss für einen Moment abwesend war oder nicht an seinen Lippen hing und seiner Rede lauschte, schickte der SS-Unteroffizier sofort einen seiner Jungen vor. Deren Peitschenhiebe prasselten dann auf jene ein, die einen Moment «abwesend oder unkonzentriert» schienen. Und wenn die Schläge ihm zu mitleidig und schwach vorkamen, schrie und kreischte er von seinem hohen Standpunkt aus Anweisungen wie: «Auf den Kopf musst du ihm hauen, mein Bester!» Und zu dem Häftling: «Bist du immer noch unkonzentriert?» Und wieder zu seinem Helfer: «Härter! Hau ihm ordentlich auf den Kopf!» Wer vor Schmerz aufschrie, erhielt die doppelte Anzahl von Schlägen. Nach und nach lernten wir, sogar unser Wimmern zu unterdrücken. Nach und nach lernten wir, alles stillschweigend auszuhalten.

Mit viel Pathos und in schreiendem Ton erklärte er: «Von nun an seid ihr keine Menschen mehr! Ihr seid Untermenschen! Deshalb habt ihr keine Namen mehr! Namen gibt man nur Menschen. Ihr habt nur eine Nummer und von jetzt an werde ich jeden bei seiner Nummer aufrufen!» Verbittert und zornig zugleich dachte ich mir, die Nummern sind gewiss seine Rettung, denn dieser Analphabet hätte wohl kaum Namen vom Blatt ablesen können. Mitten in seiner Rede zückte er drohend seine Pistole

und sagte: «Über mir gibt es nur noch Gott! Ich kann jeden von euch erschiessen, ohne irgendwem Rechenschaft geben zu müssen.»

Nachdem er seine «grandiose» Rede beendet hatte, mussten wir wieder Dreierreihen bilden und unter dem üblichen Gebrüll zum Wohnblock marschieren.

Es war ein länglicher Bau mit Wohnzellen zu beiden Seiten, den sogenannten «Boxen». Die Boxen aus Holz waren in Stockwerken übereinander angeordnet, ähnlich wie Lagerregale. In jede Box wurden mehrere Menschen gezwängt. Wir konnten darin weder sitzen noch stehen, nur untätig herumliegen. Durch das lange Liegen auf dem völlig ungepolsterten Holzbrett bekamen wir Schmerzen am ganzen Leib. Deshalb meldete ich mich bald freiwillig als Fäkalienträger für das Hinaustragen und Ausleeren des «Scheisskübels», wie das bei den Deutschen hiess. Den Kübel trug ich mit einem Partner hinaus. Unweit unseres Blocks entdeckten wir, dass dort ganz ähnliche Kübel mit Essen standen. Ich gab meinem Partner einen Wink, die Behälter auszutauschen. Zum Glück bemerkte uns keiner, als wir mit dem Kübel zum Block liefen. Wir verteilten die sämige Suppe unter uns allen und vermochten den Kübel so in Windeseile zu leeren, um ihn wieder in einen Toilettenkübel zu verwandeln.

Der «Blockälteste», der dem jeweiligen Block vorstand, war normalerweise ein Jude. Auch die Kapos sprachen fast alle Jiddisch, denn es war ja wichtig, dass alle sie verstanden. Was Grausamkeit anbetraf, unterschieden sie sich allerdings nicht von den deutschen Bewachern. Der Unterschied bestand nur darin, dass die Kapos einen Stock hatten, die Deutschen eine Schusswaffe.

In der Mitte des Blocks erstreckte sich den ganzen Fussboden entlang eine Art liegender Backstein-Schornstein. Die Öffnung zeigte zum Blockeingang. In diese Öffnung musste ein Delinquent den Kopf stecken, während man ihm das nackte Gesäss verprügelte.

Eines Tages mussten wir zum Appell antreten, erhielten eine Extraration Brot (im jiddischen Lagerjargon «a Razie Broit» genannt), marschierten durch das Lagertor und warteten auf den Lastwagen.

Beim Warten sagte mein Vater: «Weisst du, dass heute das Wochenfest ist?»

In der Tat – es war Wochenfest, als wir in das nächste Konzentrationslager gebracht wurden.

*

Es musste etwa um diesen Zeitpunkt herum gewesen sein, als die grösste Operation der Kriegsgeschichte in dem für uns unendlich fernen England gestartet wurde. Der «D-Day» war der Höhepunkt einer langen Vorbereitungsphase und zugleich und bis dato die grösste maritime Landeoperation in der Kriegsgeschichte. Es war der 6. Juni 1944. Man nannte es die «Operation Overlord». Insgesamt überquerten 6991 Schiffe den Ärmelkanal zwischen England und Frankreich, um eine 200'000 Mann starke Armee, bestehend aus Briten, US-Amerikanern, Kanadiern, Franzosen und Polen, überzusetzen.

Am frühen Morgen des 6. Juni 1944 stiegen alliierte Flugzeuge von Flugplätzen bei Dover auf und warfen vor der britischen Küste über dem Ärmelkanal Stanniolstreifen ab. Die damit erzeugten Radarechos sollten den Deutschen den Anflug von

Hunderten von Flugzeugen und die Überfahrt von vielen Schiffen in Richtung Pas-de-Calais vortäuschen. Man wollte die Deutschen über den tatsächlichen Landungsort im Dunkeln lassen.

Die eigentliche Landung begann frühmorgens um sechs Uhr dreissig. Omaha Beach war mit mehr als zehn Kilometern Länge der ausgedehnteste Landungsabschnitt und erstreckte sich von der im Westen liegenden Mündung der Vire bei Vierville-sur-Mer bis zum kleinen Fischerhafen von Port-en-Bessin.

Zunächst hielt das schwere Abwehrfeuer der Deutschen die Angreifer am Strand fest. Doch bis zum Abend waren 150'000 alliierte Soldaten an Land gelangt – bei Verlusten von 12'000 Mann auf alliierter Seite.

Im Beton versenkt

«Fünfteichen» war eines der vielen Nebenlager des Hauptlagers Gross-Rosen in Niederschlesien. Der Ort erscheint nicht auf der Landkarte, weil Fünfteichen speziell für die deutsche Rüstungsindustrie errichtet wurde. Die Bauleitung unterstand dem NS-Reichsminister für Bewaffnung und Kriegsproduktion Albert Speer. Die Rüstungsproduktion oblag der Firma Krupp.

Von Auschwitz wurden wir direkt und ohne Zwischenhalt nach Fünfteichen gebracht, um als Zwangsarbeiter in der Waffenindustrie zu dienen. Wir wurden in zwei Gruppen eingeteilt: die Gruppe Speer und die Gruppe Krupp. Mein Vater und ich kamen zur Gruppe Speer, die sich mit Bauarbeiten beschäftigte. Die Unterkünfte im Lager waren nach Gruppenzugehörigkeit getrennt. Gleichzeitig wurden auch Juden aus Polen ins Lager verlegt, überwiegend aus dem Getto Lodz.

Das war für mich die erste Begegnung mit Juden aus einem anderen Land. Zu meiner Gruppe gehörten viele Juden aus Ungarn, die kein Jiddisch verstanden. Diese Verständigungsschwierigkeit wirkte sich auf die Beziehungen zwischen Polen und Ungarn aus. Zum Glück konnte ich Jiddisch und verstand auch ein wenig Polnisch, das ich von meiner Mutter gelernt hatte. Wenn mich wieder mal der Hunger befiel, begann ich, wie andere Hungerleidende, in meinen Taschen nach Krümeln zu schaben. Dazu bemerkte ein polnischer Jude, der schon lange im Lager war, auf Jiddisch: «Du Hirensi! Du hast noch Schmutz in die Oiren fun

derheim und du kratzt schoin in die Keschenes?» (Auf Deutsch übersetzt heisst das in etwa: «Du Hurensohn! Hast noch Dreck von daheim hinter den Ohren und kratzt schon in den Taschen?») Der Ärger rührte daher, dass diese Menschen schon einige Zeit in Lagern vegetierten, während wir gewissermassen erst gestern «aus der Fülle» eingetroffen waren.

Auf der Baustelle wurden wir einer Lastträgergruppe zuteilt, die Zementsäcke aus dem Güterzug ablad, der bis an die Baustelle fuhr. Die Order lautete, dass man auf der Baustelle nicht gehen, sondern nur rennen durfte. Das heisst, alle Arbeiten mussten im Laufschrift verrichtet werden, auch das Abladen der Zementsäcke. Wir rannten gebückt im Bogen zum Waggon. Zwei Häftlinge warfen mir einen Zementsack von einem Zentner Gewicht auf die Schultern, und ich musste damit weiterrennen bis zur Zementmischmaschine, den Sack abwerfen und ohne Aufenthalt weiterrennen, immer im Kreis herum. Die Bewacher trieben uns von der Mitte des Kreises mit der Peitsche an, und wehe, wenn jemand es wagte, das Tempo zu verlangsamen. Sofort peitschten sie auf ihn ein und manchmal drohten sie auch mit gezückter Pistole.

Diese Situation erinnerte mich an ein Bild in der Pessach-Haggada, das zeigte, wie ägyptische Sklavenaufseher die hebräischen Sklaven mit Peitschen antrieben. Diese Assoziation war wohl noch einem anderen eingefallen, denn im Rennen begann er das Pessach-Lied «Sklaven waren wir» zu singen.

Bei Arbeitsschluss klebte meine Haut vor Zementstaub und Schweiss.

Nachdem diese Arbeit abgeschlossen war, wurden Vater und ich einer anderen Gruppe zugeteilt, die Eisenrohre zu schleppen hatte. Die Deutschen sparten keine Mühe, um die Fabrikgebäude schnell hochzuziehen. Sie mobilisierten alle Arbeitskräfte und Maschinen, und auf der Baustelle liefen Dutzende Zementmischer. Der Zementbrei wurde durch verbundene Eisenrohre bis zur Höhe der Gussformen gepresst.

Gelegentlich mussten wir die Rohre an eine neue Gussstelle verlegen. Dazu wurden die Rohre auseinandergenommen. Wir mussten sie auswaschen und an die erforderliche Stelle bringen. Mein Partner beim Röhre-Schleppen war mein Vater, und da er kleiner war als ich, fiel ihm mehr Gewicht zu.

Entdeckte ich beim Tragen eine saftige Wildpflanze auf der Wiese, zögerte ich nicht, das Rohr abzulegen und sie zu essen. Der Hunger zwingt einen Menschen dazu, sich wegen eines Stückchens Brot zu erniedrigen, einfach alles dafür zu tun, auch bloss das kleinste Essbare, was immer es auch sei, zwischen die Zähne zu bekommen; man verliert bald jegliche Art von Ekel und wird auch Dinge essen, die eigentlich nicht geniessbar und schon gar nicht verdaulich sind.

Dennoch – Hunger und Leid hinterliessen ihre Spuren an unseren geschundenen Körpern. Wir magerten rapide ab und waren bald nur noch Haut und Knochen.

Beim Rohre-Schleppen auf der nackten Schulter scheuerte ich mir die Haut blutig. Zum Glück gab es keine Spiegel im Lager, denn hätten wir gesehen, wie wir mittlerweile aussahen – wir wären wahrscheinlich zu Tode erschrocken.

Etwas später wurde mir eine neue Aufgabe zugeteilt: Ich musste über der Gussform für einen etwa zwei Stockwerke hohen Gebäudepfeiler stehen und mit einem Schieber den aus einem Rohr quellenden Betonbrei in die Holzform stossen.

Auch hier standen rechts und links SS-Wachen, die uns keinen Moment aus den Augen liessen. Ich schob den Beton stundenlang im Takt einer Maschine in die Holzformen. Tagein, tagaus ging das so. Von morgens früh bis spätabends. Diese Arbeit war mörderisch, und schon sehr bald war ich nach wenigen Stunden Arbeit so entkräftet, dass ich mich nur schwer auf den Beinen halten konnte. Aber kaum machte ich die kleinste Pause, war schon ein SS-Mann zur Stelle, der mich, mit der Maschinenpistole im Anschlag, anschrie, dass ich Weiterarbeiten solle.

Eines Tages, es war kurz nach Mittag, schien plötzlich auch der letzte Funke Kraft und Wille in meinem Körper erloschen zu sein. Jeder Knochen tat mir so weh, dass der Schmerz meinen ganzen Körper regelrecht zu überfluten schien. Meine abgemagerten Beine schienen so schwer – meine noch dünneren Arme auch. Ich konnte nicht mehr! Alles war mir egal in diesem Augenblick, und ich liess den Schieber, mit dem ich den Beton in die Holzformen stossen musste, einfach fallen und lehnte mich gegen die Wand in meinem Rücken und schloss die Augen.

Plötzlich packten mich vier Hände links und rechts unter den Schultern und hoben mich hoch. Es waren zwei SS-Wachen, die mich ohne ein Wort der Warnung gepackt und scheinbar mühelos, ich musste schon fast so leicht gewesen sein wie eine Feder,

hochgehoben hatten und mich ohne jede Regung mit den Beinen voran in die Holzform mit dem Betonbrei stiessen. Als ich langsam im Beton zu versinken begann, spuckte der eine in meine Richtung und sagte verächtlich: «Ersaufen sollst du, du faules Schwein!»

Dann drehten sich die beiden SS-Schergen um und gingen ruhigen Schrittes davon.

Unterdessen floss der Beton weiter, und ich sank tiefer und tiefer, bis die Masse mir schon bis an die Brust reichte. Im letzten Moment gelang es meinem Vater, mithilfe einiger Kameraden, mich aus der zähen Betonmasse herauszuziehen und mich soweit aufzupäppeln, dass ich Weiterarbeiten konnte.

Ich war nicht der Einzige, der im Laufe der Zeit zur Strafe in den Beton geworfen wurde – und die allerwenigsten überlebten diese «Bestrafung».

*

Ich hatte auch verbale Verständigungsprobleme mit den Deutschen, Deutsch konnte ich noch nicht richtig sprechen und Jiddisch half mir zwar zu verstehen, was die Wachen sagten, aber eine echte Kommunikation war nicht wirklich möglich.

Einmal fragte ich einen deutschen Aufseher nach einer Zange, um einen Nagel aus einem Brett zu ziehen. Ich erklärte ihm auf Jiddisch, ich wollte «a Tschwok» herausziehen. Der Deutsche begriff nicht, was ich wollte, bis ich lernte, dass Tschwok «Nagel» heisst. Die Wachen waren sehr misstrauisch, wenn wir Jiddisch sprachen, denn sie dachten sofort, wir verfluchten sie.

Damit die Deutschen nicht verstanden, was wir redeten, entwickelte sich im Lager eine neue Sprache, die Ersatzwörter für die jiddischen Begriffe prägte. Später erfuhr ich, dass diese Sprache in fast allen Lagern bekannt war. Zum Beispiel ersetzte man das Wort «Goj» (Nichtjude) durch den jiddischen Ausdruck «Orel» (Unbeschnittener). Näherten sich Wächter, sagte man «schesch», jiddisch für die Zahl «sechs», um durch dieses «schsch» Schweigen zu gebieten. Den Wächtern legten wir Spitznamen bei, damit wir wussten, wer in der Gegend auftauchte, zum Beispiel: «Amalek/Aschmedai/Haman/Rascha» (Bösewicht). Ich musste auch die Spezialausdrücke der aus Polen stammenden Juden lernen, das heisst, die polnischen Worte in ihrem Jiddisch. Wenn wir in Dreierreihen marschierten, bemerkte mein Hintermann: «Kuze nicht!» (Wirbelt keinen Staub auf!). Und auch bisher ganz unbekannte Flüche hörte ich, wie etwa «Oirenbeisser» (Ohrenbeisser) oder «Hirensi» (Hurensohn).

Schon nach wenigen Wochen gerieten selbst die Stärksten und Kräftigsten unter uns in einen Zustand völliger Erschöpfung und Apathie. Die, die weniger stark oder zäh waren, starben schon nach wenigen Tagen oder Wochen – darunter auch ein paar meiner Schulkameraden, die zu Hause an ein üppiges Leben gewöhnt gewesen waren. Zu meinem Glück hatte ich mich daheim wie die Bauern ernährt – ich hatte immer alles gegessen, was auf den Tisch kam. Wohl auch deshalb war ich widerstandsfähiger, konnte die Leiden leichter ertragen und mich eher mit Gräsern und Kartoffelschalen begnügen, die für mich, je länger desto mehr, zu einer ganz besonderen Delikatesse wurden. Zudem kam

mir jetzt zugute, dass ich schon im Alter von 13 Jahren harte Erwachsenenarbeit, wie die in dem Ritualbad, hatte verrichten müssen.

*

Als wir nach ein paar Wochen unsere Aufgaben in Fünfteichen erfüllt hatten, wurden wir in ein anderes Lager nach Görlitz verlegt.

Das «KZ Biesnitzer Grund» wurde in der ersten Hälfte des Jahres 1944 auf dem Gelände einer stillgelegten Ziegelfabrik in der niederschlesischen Stadt Görlitz errichtet. Auch das Aussenlager Görlitz war eine Aussenstelle des KZ Gross-Rosen. Anfangs befanden sich rund 900 Häftlinge in diesem Lager, doch innerhalb kurzer Zeit stieg die Zahl der jüdischen Insassen auf 1'200, darunter auch Frauen. Die Häftlinge arbeiteten in einer grossen Rüstungsfabrik namens Waggon- und Maschinenbau AG Görlitz. Der Befehlshaber der Gegend, Dr. Bruno Malitz, mit offiziellem Titel «Kreisleiter oberster Volkssturmführer des Kreises Görlitz», und der Görlitzer Bürgermeister, Dr. Hans Meinshausen, regierten über Görlitz. Malitz war von Amts wegen für das Rüstungswerk WUMAG und das Konzentrationslager verantwortlich. Er war auch der Oberbefehlshaber der SS-Einheit des Kreises. Diese beiden Nazis wurden nach dem Krieg geschleppt, vor Gericht gestellt, 1948 zum Tode verurteilt und hingerichtet. Nach der Eroberung der Stadt durch die Rote Armee am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Görlitz geteilt: Das rechte Neisse-Ufer wurde Polen angegliedert und erhielt nun den Namen Zgorzelec. Das linke Ufer der Stadt blieb bei Ostdeutschland.

Wie gesagt, war das Lager auf dem Gelände einer stillgelegten Ziegelfabrik entstanden. Als einziges Gebäude war die Brennerei mit dem hohen Schornstein übriggeblieben. Das Lager war von zwei unter Strom stehenden Stacheldrahtzäunen umgeben, zwischen denen in voller Länge ein Graben entlanglief. Am Eingangstor stand ein Wachtposten. Ein Stückchen weiter, rechts des Lagers, lagen die Quartiere der Soldaten. Zur Linken führte ein Weg zum Frauenlager, das vom Männerlager völlig isoliert war. Auf einem Hügel hinter dem anderen Ende des Lagers wohnte der Lagerführer Zunker. Die Wohnbaracken oder richtiger die Blocks der Häftlinge standen nebeneinander. Für jeden Block wurde ein Blockältester ernannt.

Dazu muss man wissen, dass sich die Deutschen in den Lagern einer Anzahl jüdischer Häftlinge bedienten, die Vorrechte, bessere Bedingungen und reichhaltigere Nahrung genossen, solange sie die Durchführung des grausamen Regiments über ihre Mit-häftlinge unterstützten. Das waren die «Kapos» und die «Block-ältesten».

Im Zentrum des Lagers befand sich der Appellplatz. Darum herum gruppierten sich die Blocks, die Küche mit einem Spülstein draussen, der Schweinestall und das Krankenrevier, das wir auch «Leichenkammer» nannten, weil nur wenige lebendig wieder von dort herauskamen. Die Blocks enthielten Etagenbetten mit einem strohgefüllten Jutesack, der eine Matratze sein sollte, und einer einzigen Wolldecke. In jedem Bett waren zwei Häftlinge untergebracht. In der Mitte des Blocks stand ein Heizofen.

Von Fünfteichen waren wir mit Lastwagen nach Görlitz gebracht worden. Wir hatten Glück gehabt, denn Gruppen, die in andere Lager kamen, mussten den Weg zu Fuss zurücklegen, wo-

bei viele unterwegs umkamen oder erschossen wurden. Unser Einzug ins Lager vollzog sich mit militärischem Zeremoniell. Im Gleichschritt marschierten wir in Fünferreihe durch das Lagertor direkt zum Appellplatz.

Unsere Gruppe bestand aus polnischen und ungarischen Juden. Die bisherigen Lagerinsassen scharten sich in einiger Entfernung von uns, in dem Versuch, womöglich einen Verwandten oder Bekannten in unserem Trupp zu erspähen. Doch jeder Kontakt der Alteingesessenen mit uns wurde von den Wachtleuten verhindert. Auf dem Appellplatz stand uns die gesamte Lagerleitung gegenüber: Lagerkommandant Zunker, Lagerleiter Sedlak, der Lagerälteste Hermann Tschech und der Lagerkapo Jakob (Jankel) Tannenbaum. An die Letzteren erinnere ich mich besonders gut – wie könnte ich die beiden auch je wieder vergessen!

Es hiess, Hermann Tschech sei wegen Mordes zum Tode verurteilt worden. Das Gerücht besagte, er habe einige seiner eigenen Familienangehörigen umgebracht. Aber die Nazis bewahrten ihn vor dem Galgen, weil sie meinten, er wäre der passende Mann als Lagerältester für jüdische Häftlinge. Allerdings blieb er Häftling und trug an seiner Kleidung eine Häftlingsnummer mit grünem Dreieck, der Farbe der Deutschen – im Unterschied zum gelben Dreieck der jüdischen Häftlinge. Tschech war klein, schielte und trug eine starke Brille mit einem dicken schwarzen Gestell. Wegen seines schlechten Sehvermögens lief er nachts nicht im Freien herum. Sein Kopf sass praktisch ohne Hals auf den Schultern und er trug immer eine schief sitzende, schwarze Schirm-

mütze. Er sah wirklich scheusslich aus. Es fehlte eigentlich nur noch der Buckel, und er wäre von Victor Hugos Quasimodo in «Der Glöckner von Notre-Dame» nicht zu unterscheiden gewesen. Zudem hatte er eine heiser klingende Stimme, mit der er meist nicht redete, sondern hysterisch brüllte. Am Gürtel trug er eine Pistole mit langem Lauf, der ihm bis an die Knie reichte, und er zögerte nicht, sie oft zu gebrauchen, um jemanden beim geringsten Vergehen zu erschiessen.

Gelegentlich veranstaltete Tschech «Fahndungsaktionen» nach versteckten Nahrungsmitteln in den Stuben und Betten der Häftlinge. Dabei begleitete ihn auf Schritt und Tritt sein treuer Scherge Jakob Tannenbaum, der seine Worte ins Jiddische übersetzte.

Jakob Tannenbaum fungierte als Hauptsprecher und Übersetzer im Lager. Als er auf dem Appellplatz vor uns trat, stellte er sich auf Jiddisch vor: «Ich bin der Lager-Kapo, und ich heiss Jakob Tannenbaum!» Er warnte uns, dass wir für Regelverstösse mit dem Leben büssen würden. Anfangs war ich froh, dass wir endlich einen Befehlshaber hatten, der Jiddisch sprach. Das wäre gewiss von Vorteil – es sollte sich aber bald schon als Illusion erweisen. Zu meinem Leidwesen wurden meine Hoffnungen derart enttäuscht, dass mir manchmal ein Deutscher lieber gewesen wäre als Jakob Tannenbaum. Über seine Vergangenheit wusste man nur, dass er 1913 in der polnischen Kleinstadt Szeiniava geboren war. Er war ein Unmensch – ein Wolf im Schafspelz, wie ich bald schon herausfinden sollte. Der Umstand, dass er Jiddisch sprach, war eher ein Nachteil, denn so konnten wir auch in dieser Sprache nichts sagen, was den Deutschen verborgen bleiben sollte.

Offenbar stimmte Jakob Tannenbaum der nationalsozialistischen Weltanschauung zu. Seine Grausamkeit kannte keine Grenzen. Einmal, als wir an einem kalten Februartag vor der Arbeit auf dem Appellplatz angetreten waren, fragte er hinterhältig: «Wer ist krank? Wer möchte aufs Revier?» Einige Häftlinge klagten über schmerzende Füße. Ihnen befahl er, die Schuhe auszuziehen und barfuss zur Fabrik zu marschieren.

Er misshandelte jüdische Häftlinge, warf sie zu Boden und trat sie mit seinen schweren Stiefeln.

Ein anderes Mal entdeckte er, dass Vater, der sehr unter der furchtbaren Kälte litt, sich unter der Kleidung eine Wolldecke um den Leib gewickelt hatte. Tannenbaum führte ihn daraufhin an einen Block, befahl ihm, die Hose herunterzulassen und sich zu bücken, und schlug ihn mit 25 Peitschenhieben blutig. Vater hat im Alter vieles verdrängt und vergessen, was er in dieser Zeit erlebt und mitgemacht hatte – aber Tannenbaums Schläge vergass er nie.

Auch Hinrichtungen leitete Tannenbaum gerne selbst. Eines Tages wurde ein Häftling dabei erwischt, wie er ein paar faule Kartoffeln aus der Küche entwendet hatte. Er wurde unverzüglich zum Tode verurteilt. Tannenbaum selbst leitete die Hinrichtung und sorgte dafür, dass alle dabei waren, um damit ein Exempel zu statuieren.

*

Im Konzentrationslager Görlitz teilte man uns in zwei Arbeitsgruppen auf: die eine für den Maschinenbau, die andere für den Waggonbau. Nach dieser Einteilung bestimmten sich auch die Wohnbaracken. Mir war es wichtig, nicht von Vater getrennt zu

werden, sondern in derselben Gruppe zu bleiben. Zum Glück gelang uns das.

Nach Beendigung der Ansprachen blieben wir lange ohne Essen und Trinken auf dem Appellplatz stehen. Wir hatten keine Ahnung, was man mit uns vorhatte. Wir durften nicht miteinander reden. So hing jeder seinen Gedanken nach. Ich blickte mich um und sah ein wohllorganisiertes, geordnetes Lager, im Gegensatz zu dem vorigen Lager, aus dem ich gekommen war. Im Nachhinein und mit dem Wissen, das ich damals nicht haben konnte, erschreckt mich die damalige Selbstsicherheit der Deutschen und die perfekte Organisation dieser Todesmaschinerie einerseits noch heute, und andererseits hätte mich solch ein Wissen in jenem Moment wohl dermassen deprimiert, dass ich mich wahrscheinlich mit dem Gedanken abgefunden hätte, Hitlers Traum vom «1000-jährigen Reich» könnte doch noch wahr werden. Vom Weltgeschehen und von den Ereignissen an der Kriegsfrente hatte ich jedoch keine Ahnung. Ich dachte, die Deutschen herrschten schon über die ganze Welt, und grübelte, was mein Los hier sein würde. Würde das Lager Görlitz nun das definitive Ende meines Lebensweges bedeuten?

*

Am 20. Juli 1944 platzierte Claus Schenk von Stauffenberg eine Bombe im Führerhauptquartier mit dem Ziel, Adolf Hitler zu töten. Er scheiterte. Zwanzig Männer wurden von der Explosion leicht oder schwer verletzt, vier weitere starben an ihren Verletzungen. Aber Hitler überlebte – nur leicht verletzt, leider.

Ich glaube, dass die Deutschen planten, uns systematisch in «Sklaven» zu verwandeln, uns geistig und körperlich zu brechen und so weit zu bringen, dass wir widerstandslos ihren Befehlen gehorchten und so zu Arbeitstieren mutierten bis in den Tod. Tatsächlich verzweifelten einige von uns und hielten nicht lange stand.

Wie fast immer hatte ich nachts schreckliche Albträume und schreckte auf. Ich redete mir ein, dass ich leben wolle, und erinnerte mich an das, was mir meine Mutter als letzte Worte in dem Zugwaggon ins Ohr geflüstert hatte: «Liebe ist stärker als Hass! Vergiss das nie, mein Sohn!» Dieser Satz wurde mir zur Losung, zu meinem Credo, das ich mir immer und immer wieder in meinen Schädel hämmerte.

*

Offenbar übte dieser Beschluss eine fast magische Wirkung auf mich aus, denn ich spürte jetzt nicht mehr die Müdigkeit beim langen Stehen. Ich war Herr meines Schicksals. Es gab hier keine Weisen und Gebildeten, an die man sich hätte halten können. Jeder war für sich selbst verantwortlich. Diese Denkweise brachte ich auch Vater bei. Wir beschlossen, die Worte «Hunger» und «hungrig» aus unserem Wortschatz zu tilgen, weil wir bei ihrer Erwähnung nur noch hungriger wurden. Ich redete mir immer und immer wieder ein, dass ich alle möglichen Schwächen überwinden könnte – und zum Schluss half es tatsächlich.

Vor dem Abtreten vom Appellplatz stellte uns der Kapo Jakob Tannenbaum die Blockältesten vor. An einige Namen erinnere

ich mich noch: Wolkowitz, Gerschon, Angel, Eichner und Dwas-ki, alle aus Polen. Der Einzige aus der Karpato-Ukraine war Rosenfeld, ein religiöser Mann, der sich relativ fair verhielt.

Die Lageroutine umfasste neben der Fabrikarbeit auch Putzdienst auf dem Lagerhof und in den Latrinen und – Kartoffelschälen.

Die schlimmste Aufgabe, die mir einmal zufiel, war das Aufladen von Leichen auf Karren. Die Leichen wurden in einem Keller gesammelt und mit Kalk bestreut. Wenn 40 bis 50 zusammen waren, kam ein Transportunternehmen von draussen und fuhr die Leichen zu einem der Krematorien in Görlitz, Zittau oder auch Gross-Rosen. Manchmal entdeckte ich Bekannte unter den Toten und sagte dann zu meinem Partner: «Guck mal, hier ist der und der.» Fast war ich froh, einen Bekannten unter den Leichen anzutreffen. Das Makabre an der Sache störte mich damals nicht.

In unserer Freizeit beschäftigten wir uns mit Läusefangen. Die Tierchen liefen vor allem in den Kleidernähten herum. Wir kratzten die Läuse heraus und knackten sie mit den Fingernägeln. Zum Spass veranstalteten wir auch Läuserennen. Wir zogen eine Zielerade auf dem Boden und wetteten um ein Stückchen Brot, wessen Laus als Erste die Ziellinie überschreiten werde. In einem Fall freute sich der Sieger so sehr, dass er die Laus aufhob und zurück in seine Kleider setzte, wobei er murmelte: «Du bringst mir Glück, dich behalte ich!»

Gelegentlich trafen neue Häftlinge im Lager ein. Wenn eine neue Gruppe nahte, brach eine Debatte zwischen den ungarischen und

den polnischen Juden aus: Kommen Ungarn? Oder Polen? Grosse Spannung herrschte, wenn sie ins Lager einzogen. Obwohl sie von uns ferngehalten wurden, konnte man sie durch den Drahtzaun sehen. Wir versuchten mit Rufen herauszubekommen, aus welcher Gegend sie kamen. Einmal traf eine Gruppe jüdischer Frauen aus Polen ein. Darunter befand sich die Ehefrau eines Häftlings, der jahrelang nichts von ihr gehört hatte. Diesem Paar gelang es, gemeinsam freizukommen.

Die Schuhe von zu Hause waren längst zerschlissen. An ihrer Stelle erhielten wir Holzschuhe, so ähnlich wie die in Holland. Eine Hammerzehe an meinem linken Fuss ist die Hinterlassenschaft eines zu kleinen derben Schuhs, den ich damals erhielt.

Mein Vater kam eines Tages ins Krankenrevier. Als ich das erfuhr, erschrak ich furchtbar, denn das Revier war eine Einbahnstrasse in den Tod. Wenige kehrten je lebendig daraus zurück. Wie von Sinnen rannte ich in die Krankenstube und sah einen Körper, der mit einer Decke bedeckt war, auf einer Bahre liegen. ‚Mein Vater ist schon tot‘, dachte ich und hob die Decke an, die auch das Gesicht des Körpers, der da lag, bedeckte ... Aber es war nicht mein Vater, sondern ein Rechtsanwalt aus Nyírbátor, den ich flüchtig gekannt hatte. Mir wurde schlecht! Was ich sah, war kaum als Mensch wiederzuerkennen: ein menschliches Skelett, von den Füßen bis zur Lende stank er so stark vor Fäulnis, dass ich beinahe das Bewusstsein verloren hätte.

Im selben Augenblick, in dem ich aus der Krankenstation taumeln wollte, weil mir so übel geworden war von dem Gestank

des verfaulenden Rechtsanwaltes, spürte ich eine Hand auf meiner Schulter.

Ich wagte erst nicht mich umzudrehen und stand wie eingefroren an der Stelle. Jetzt ist es aus', dachte ich, 'sicherlich ein SS-Mann, der dir gleich eine Kugel in deinen Schädel jagen wird.'

«Dein Vater liegt dort hinten, Shlomo.»

Als ich die Stimme erkannte, und noch bevor ich mich umdrehte, wusste ich, wer hinter mir stand: Dr. Kinros! Er war Arzt auf der Krankenstation. Genauer gesagt, war er eigentlich Zahnarzt, aber die Deutschen hatten ihn, mangels eigener Ärzte, wie ich vermutete, als Arzt in die Krankenstation abkommandiert. Doch der sympathische Dr. Kinros aus Polen behandelte die Häftlinge insgeheim und hinter dem Rücken der SS-Wachen – wie ein Hausarzt fast.

Als zum Beispiel einmal ein Häftling durch die Kugel eines deutschen Bewachers am rechten Arm getroffen worden war und Infektionsgefahr bestand, amputierte Dr. Kinros ihm den Arm unter primitivsten Bedingungen und rettete ihm damit das Leben und brachte sich dadurch selbst in Lebensgefahr, denn für die Nazis, das ahnten wir bereits, diente die sogenannte Krankenstation zu nichts anderem als zur Selektion und Elimination kranker und schwacher, sprich «nicht mehr nützlicher Arbeitskräfte» bzw. Lagerinsassen. Mit der Zeit wurde dieser Umstand uns Lagerhäftlingen immer mehr bewusst und manch einer, der schlichtweg nicht mehr leben wollte oder konnte, meldete sich freiwillig auf die Krankenstation – hoffend, dass man ihn dort einfach in Ruhe sterben liess – so, wie es wohl auch mein Vater vorhatte.

Als ich mich langsam umdrehte und Dr. Kinros mit grossen Augen anstarrte, wiederholte dieser, während er mit dem ausgestreckten Arm auf eine der Holzpritschen an der hinteren Wand wies, mit seiner so sanften, aber eindringlichen Stimme, was er soeben gesagt hatte: «Dein Vater liegt dort hinten, Shlomo.» Seine Hand drückte etwas härter auf meine Schulter, als er leise weitersprach: «Bring ihn hier raus, mein Junge ... und zwar jetzt!» Er schaute hastig zu der Türe und fügte hinzu: «Ich werde aufpassen, dass keiner kommt.»

Ich taumelte immer noch wie trunken von dem Gestank in Richtung der Pritsche, auf die Dr. Kinros gezeigt hatte ... und jetzt sah ich in dem düsteren Licht, dass dort tatsächlich mein Vater lag. Er sah aus, als wäre er schon tot. Seine Augen waren geschlossen. Er atmete kaum noch.

Ich packte ihn an den Schultern und versuchte seinen Körper hochzuzerren. Als er nicht reagierte, schrie ich ihn an: «Steh auf! Verdammst... steh auf!»

Dann riss ich ihn mit aller Kraft, die ich noch aufbringen konnte, von der Pritsche hoch, legte seinen Arm um meine Schultern und schleppte ihn so aus der Krankenstation.

Wieder einmal stand das Glück auf meiner Seite, denn es war Mittagszeit und die meisten SS-Wachen waren beim Essen.

*

Die Nazis täuschten uns auf allerlei Weise. So teilten sie uns zum Beispiel gelegentlich Postkarten aus, um ihre vermeintliche Gutmütigkeit zu beweisen. Wir durften an die Familie schreiben. In

unserer Arglosigkeit glaubten wir, die Familie befände sich irgendwo in einem anderen Lager. Noch wussten wir nicht, was ihnen wirklich zugestossen war. Mein Vater fügte ein paar Zeilen auf meinen Postkarten hinzu und ich auf seinen.

Schweine im Glück

Im Lager hielt man Schweine für den Lagerkommandanten und seine Assistenten. Tonnenweise wurden Abfälle als Schweinefutter aus der Stadt geholt. Wir waren neidisch auf die Schweine, die bessere und auch viel mehr Nahrung als wir erhielten. Unter den Lagerinsassen kursierte der Spruch: «Schaut, die Schweine fressen sich fett, und wir werden vor Hunger sterben!» Ich wollte mich jedoch mit diesem Spruch nicht abfinden und sagte mir: ‚Ich muss den Schweinen das Futter stehlen.‘

Doch der Schweinestall war mit Stacheldraht eingezäunt. Es würde also gar nicht so leicht sein, an die begehrte Abfalltonne mit dem Schweinefutter darin zu gelangen. Zudem bestand jederzeit die Gefahr, von den Wachen dabei erwischt und auf der Stelle erschossen zu werden.

‚Was solls?‘, dachte ich mir: ‚Es ist besser, mit einem vollen Bauch zu sterben, als zu verhungerns

Eines Nachts also schlich ich mich aus der Baracke, lief geduckt zum Schweinestall und kroch bäuchlings, den Blechteller vor mir ausgestreckt in meiner Hand, an den Stacheldrahtzaun heran, dessen erster Draht etwa zehn Zentimeter über dem Boden begann und sich dann im Abstand von je zehn Zentimetern bis auf eine Höhe von über zwei Metern fortsetzte. Unten durchzukriechen war daher unmöglich, meinen sowieso schon mageren Arm aber in der Mitte so weit durchzustrecken, auch wenn ich mir dabei

die Haut blutig ritzte, dass ich den Teller in die Tonne tauchen konnte – das funktionierte!

Die Gefahr bestand allerdings darin, dass die Schweine aufwachten, zu grunzen anfangen und damit die Aufmerksamkeit der Soldaten auf den Wachtürmen erregen konnten. Ich dachte mir jedoch, die Soldaten würden es sich zweimal überlegen, ehe sie ihre Waffe gebrauchten – aus Angst, die Schweine zu treffen und sich Ärger mit ihren Vorgesetzten einzuhandeln. Bis sie jedoch von ihren Türmen runtergeklüppelt wären, würde ich längst in der Dunkelheit verschwunden sein. Ob meine Annahmen allerdings richtig sein und die Wachen nicht dennoch schiessen würden – darüber wollte ich gar nicht lange nachdenken.

Als ich mein Ziel erreicht hatte, tauchte ich meinen Teller in die Tonne, zog ihn wohlgefüllt heraus, legte mich so flach wie möglich seitlich auf den schmutzigen Boden und verputzte alles, was sich im Teller befand. Danach füllte ich den Teller erneut, um Vater eine Portion zu bringen.

Einige Nächte lang funktionierte das reibungslos und wir konnten unseren permanenten Hunger ein wenig besser stillen. Vater holte ich jedes Mal aus dem Block an einen verborgenen Ort, an dem ich den Teller versteckt hatte, und bat ihn, alles an Ort und Stelle aufzuessen, denn ich wollte keine Spuren hinterlassen. Ich habe ihm jedoch nie erzählt, woher ich das Essen hatte.

Irgendwann muss jemand etwas bemerkt haben. Vielleicht war ein Fetzen meiner Häftlingskleidung an dem Stacheldraht hängen geblieben oder etwas anderes war den Wachen aufgefallen. Jedenfalls schloss man die Tonne ab jenem Zeitpunkt in ei-

nen Schuppen, der neben dem Schweinestall stand, ein. Und da der Schuppen sich hinter dem Stacheldraht befand, war meine «Lebensmittelquelle» fortan versiegt.

Nicht wenige bezahlten mit dem Leben für ihren Futterdiebstahl bei den Schweinen, darunter einer namens Schwimmer, der auf frischer Tat ertappt und auf Befehl von Lagerleiter Sedlak hingerichtet wurde.

Von Natur aus empfand ich mich nie als besonders mutig, und wenn ich mir im Nachhinein diese Taten in Erinnerung rufe, kann ich selbst kaum glauben, wie ich die Kühnheit aufbrachte, mein Leben aufs Spiel zu setzen. Tatsächlich hatte ich wohl gedacht, es sei besser, von einer Kugel hingestreckt zu werden, als hungers zu sterben.

Ans Lagertor wurde manchmal ein Liegestuhl mit einem getöteten Häftling gestellt, dem man ein Schild auf die Brust gehängt hatte: «Das geschieht einem Häftling, der Essen stiehlt oder zu fliehen versucht!»



Die Görlitzer WUMAG-Werke trugen viel zu Hitlers Kriegsmaschinerie bei. Hergestellt wurden unter anderem Flugzeugmotoren, Dieselmotoren für Lastwagen, Pumpen, optische Geräte, Granaten und Panzerwagen. Als Zwangsarbeiter dienten vor allem Kriegsgefangene und auch jüdische Häftlinge, für die man das Lager Görlitz-Biesnitzer Grund erbaut hatte. Der Obermeister war für die Werkhalle verantwortlich, und für jede Abteilung gab es einen Meister als Vorarbeiter. Die Meister trugen eine Hakenkreuzbinde am Ärmel. In den Werkhallen wurden die Arbeiter von bewaffneten Soldaten bewacht, die keinen Moment den

Blick von ihnen wandten. Mein Vater und ich wurden der Schweissabteilung des Waggonbaus zugeteilt. Wir verschweissten Eisenplatten und schnitten mit dem Schweißbrenner Blechteile zu. Zum Glück lernten wir das Handwerk schnell. So konnten wir lange an einem Ort bleiben.

In der Halle, in der wir arbeiteten, waren auch einige Frauen beschäftigt. Unter ihnen entdeckte ich Pessil-Leah, die Tochter des Rabbiners aus Nyírbátor, die noch in Majdan eine gute Freundin meiner Mutter gewesen war. Sie hatte auch ihre Cousine Fejge dabei. Ich konnte den beiden nicht nahekommen. Wir verständigten uns nur mit Gesten.

Es gab auch französische und italienische Zwangsarbeiter, die jedoch unter anderen Bedingungen lebten. So wohnten sie in einem getrennten Lager, wurden besser gepflegt und trugen blaue Overalls. Manchmal steckten sie uns belegte Brote zu, vor allem den Frauen. Das «Zumogeln» von Broten geschah durch künstlich inszenierte Streitereien und Handgemenge, welche die Blicke der Bewacher auf sich lenkten, während andere unterdessen die Lebensmittel Weitergaben. Wenn die Deutschen die Ursache des Streits aufklären wollten, antworteten die Italiener, «Nix verstehn!», obwohl einige sehr wohl Deutsch konnten.

Wann immer möglich, versuchten wir die Produktion soweit wie möglich zu behindern. Wenn zum Beispiel der Lötzinn zu Ende ging, bohrten wir ein Loch in die Wand, schütteten den letzten Rest hinein und sangen den Meistern im Chor: «Kein Zinn! Kein Zinn!» Eine andere Gruppe wiederum sorgte dann

und wann irgendwo für Kurzschluss. Nicht immer ging das gut und jene, die die Deutschen beim Sabotieren erwischten, wurden umgehend hingerichtet. Als wir einmal zur Arbeit kamen, sahen wir eine Gruppe tschechischer Zwangsarbeiter mit erhobenen Händen in der Eingangshalle vor dem Haupttor der Werkhalle auf dem Boden sitzen, umringt von Gestapo-Leuten. Obschon diese Männer zivil trugen, nahm ich an, dass es sich um die Gestapo handeln musste, denn später erfuhr ich, dass die Tschechen der Spionage verdächtigt wurden. Die Deutschen hatten nämlich ein Funkgerät entdeckt, das wohl die Anzahl der produzierten Fahrzeuge an den Feind weitergegeben hatte. Die gesamte Gruppe wurde kurzum hingerichtet.

Der für mich zuständige Meister war ein einfacher und grobschlächtiger Mann, dessen Name mir entfallen ist. Täglich schimpfte und brüllte er uns in einer Art und Weise an, sodass wir alle vor ihm zitterten. Doch eines Tages tat er etwas, das ich bis heute nicht verstanden habe. Er forderte mich auf – natürlich wieder schreiend –, ihm eine bestimmte Schraube aus dem Lager zu holen, und erklärte mir genau, in welcher Schublade ich sie finden würde. Als ich die betreffende Schublade aufzog, lag dort ein belegtes Brot in Packpapier zwischen den Schrauben. Ich ass es schnell und kehrte an den Arbeitstisch zurück. Diesmal konnte ich das Brot nicht mit meinem Vater teilen, denn ich wollte den Meister und mich nicht gefährden. Bei anderer Gelegenheit waren der Meister und ich allein im Lager. Plötzlich sagte er mir, ich solle ihm meine Hände zeigen. Ich war so erstaunt über sein Ansinnen, dass ich, ohne darüber nachzudenken, was das soll, tat, was er verlangt hatte.

Er schaute sich meine Hände an, dann zählte er meine Finger an der rechten Hand und sagte: «Du hast doch genauso fünf Finger wie ich. Warum bist du dann hier?»

«Das frage ich mich auch», antwortete ich.

An seinen Namen kann ich mich, wie gesagt, nicht mehr erinnern, aber dass er ein guter Mensch war – an das erinnere ich mich bis zum heutigen Tag sehr wohl.

Das Gespenst

Gelegentlich besuchte eine «SS-Kommission» die Fabrik, um die Leistungsfähigkeit der Häftlinge zu überprüfen. Wer als «Muselmann» eingestuft wurde, wurde von der Werkbank weggeholt und gewogen. Muselmänner – das waren in der Lagersprache der Konzentrations- und Vernichtungslager die Menschen, die sich kurz vor dem Hungertod befanden. Niemand weiss bis heute so ganz genau, warum sie so genannt wurden. Es gibt verschiedene Theorien dazu. Eine, die ich gehört habe, ist, dass viele derer, die vom Hunger geschwächt und so sehr abgemagert waren, dass sie fast keine Muskeln mehr hatten und demzufolge nur noch in gekrümmter Haltung gehen konnten und wie die Frauen, die oftmals Kopftücher trugen und irgendwann nur noch apathisch auf dem Boden sassen, dass diese Haltung also sehr an betende Muslims erinnerte (oder eben «Muselmänner», wie man diese zu früheren Zeiten nannte). Ich weiss allerdings nicht, ob diese Deutung wahr ist.

Was ich jedoch aus eigener Erfahrung sehr deutlich schildern kann, sind die Folgen des Hungers und wie diese einen Mensch verändern: Die Haut wird rissig wie altes Pergamentpapier und spannt sich über das Gerippe, sodass man meint, ein lebendes Skelett vor sich zu haben. Zudem schwellen die Beine bei manchem so grotesk an, als sei er halb Mensch, halb Elefant. Bei anderen war der Bauch so aufgebläht, dass man glaubte, er schwebe gleich wie ein Luftballon gen Himmel davon. Dies wa-

ren nur einige der äusseren Merkmale, dass man kurz vor dem Hungertod stand.

In diesem Stadium ist der Hunger so stark, dass man einfach alles essen würde – und ich meine wirklich alles! Aber schon wenig später beginnt man apathisch zu werden und verfällt bald darauf in Agonie – und stirbt.

*

Ein Mensch, der das Stadium eines «Muselmanns» erreicht hatte, war praktisch schon so gut wie tot, denn wer in diesem Stadium nicht schon an Entkräftung, Hunger oder Krankheit verendet war, den selektierte die SS oder die Gestapo zur Tötung in den Gaskammern.

Die Methode, die bei uns zur Selektion angewandt wurde, war sehr einfach: Man stellte die potenziellen «Muselmänner» auf die Waage, und wer weniger als 30 Kilo wog, wurde zur «Entsorgung» ins Krematorium geschickt.

Bei einer dieser Selektionen wurde ich zusammen mit zwölf anderen Häftlingen ausgesondert. Keiner von uns brachte noch 30 Kilogramm auf die Waage. Ich hörte die Kommissionsmitglieder miteinander reden und sagen: «Die können ohne Wachen ins Lager zurückgehen und morgen werden sie nach Gross-Rosen ins Zentralkrematorium geschickt.»

Damit schien mein Schicksal ein zweites Mal besiegelt!

Ich vermag meine Gedanken und Gefühle in jenem Augenblick nicht gänzlich zu rekonstruieren. Auf dem ganzen Weg von der Fabrik zum Lager redeten wir kein einziges Wort. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ich hatte Momente, in denen ich dachte:

‚Was solls? Besser so! Wenigstens brauche ich nicht mehr Hunger zu leiden, nicht mehr zu frieren, keine Schläge mehr ... und auch keine Angst mehr.‘

Mir war in diesem Augenblick gar nicht bewusst, dass ich von Vater nicht Abschied genommen hatte. Doch selbst wenn es mir in jenem Augenblick eingefallen wäre, wäre es mir wahrscheinlich absolut egal gewesen. Das kam von der Gleichgültigkeit, die sich meiner bemächtigt hatte. Irgendwie dachte ich nur an Mutter, und ein einziger Gedanke, ein Wunsch, so mächtig wie kein anderer in meinem Leben, erfasste mich, als ich dachte: ‚Ich möchte Mutter noch einmal sehen, bevor ich sterbe!‘ Je mehr sich dieser Gedanke, dieser sehnsüchtige Wunsch, meine Mutter, meine «Mamme», bloss für einen kurzen Augenblick noch einmal sehen zu können, sich meiner bemächtigte, je mehr ich mir wünschte, bloss einmal noch ihre sanften Lippen auf meinem Haar zu spüren, wenn sie mich als Kind in den Schlaf küsste, je stärker dieses Verlangen in mir wuchs, desto weicher wurden meine Knie, bis ich kaum mehr gehen konnte und schwankend wie ein Boot in einem gewaltigen Sturm mich an den Bäumen, die den Weg säumten, abstützen musste, um nicht zu Boden zu fallen. Ja, ich war derart gleichgültig, dass ich nicht einmal daran dachte zu fliehen oder irgendwo Unterschlupf zu erbitten. Ich taumelte wie betrunken meinen todgeweihten Mithäftlingen nach. Es regnete in Strömen, ich rutschte auf dem glitschigen Boden aus und fiel hin. Zunächst wollte ich einfach liegenbleiben und warten, bis ein SS-Mann käme und mich mit einer Kugel von meinem Dasein erlösen würde. Doch dann rappelte ich mich un-

endlich langsam wieder hoch ... und sah mein Spiegelbild in der Pfütze, die sich im schlammigen Boden gebildet hatte.

Was ich sah, werde ich mein Leben lang nicht mehr vergessen: Ein *Etwas* starrte mich an, ein *Etwas*, das aussah wie ein Dämon, ein *Jemand* spiegelte sich in der Pfütze, totenbleich und mit aufgerissenem Mund.

„Nein, das bin nicht ich“, schoss es mir durch den Kopf. „Das dort kann unmöglich ich selbst seink, schrie eine innere Stimme in meinem Kopf.“

Denn ich konnte in dem, was ich sah, nicht das erkennen, was ich vor noch nicht so langer Zeit gewesen war: Dort war kein junger, kräftiger Körper eines Siebzehnjährigen zu sehen, kein hübsches Gesicht mit blauen Augen und dunklen, vollen Haaren schaute mich an, keine vollen Lippen, die schon immer das Interesse von Mädchen geweckt hatten – was ich dort in der Pfütze sah, war eine alte, kahlköpfige Fratze mit einem furchtsamen Blick, der mich aus tiefschwarzen Augenhöhlen anstarrte. Und als ich wankend aufstand, immer noch in die Pfütze starrend, erkannte ich einen knochigen Körper, der sich platt unter den Häftlingskleidern abzeichnete. Das, was ich geworden war, was sie aus mir gemacht hatten – war kein Mensch mehr, sondern ein lebender Toter!

Mit gesenktem Kopf, kaum eines Gedankens mehr fähig, tor kelte ich meinen Kameraden nach. „Zeit zu sterben“, dachte ich und war froh, dass es bald vorbei sein würde.

Als wir jedoch das Lagertor passierten, geschah etwas, das ich mir bis heute nicht erklären kann: Plötzlich ging ein «innerer

Ruck» durch meinen Körper. Ganz so, als sei alles in mir unter Starkstrom gesetzt worden, so, als hauche mir etwas Unbegreifliches für einen Moment übermenschliche Kräfte, oder besser gesagt, einen unbändigen Lebenswillen ein. Ein inneres Aufbäumen bemächtigte sich meiner, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte, und irgendeine Stimme tief in mir drin schrie mich an: «Kämpfe, Shlomo ... gibt nicht auf!»

Meine todgeweihten Kameraden und ich standen in einer Reihe auf dem Appellplatz und warteten darauf, dass man uns abholen und in das Vernichtungslager und in die Gaskammern abtransportieren würde. Derweil tobten in meinem Inneren ein unsichtbarer Sturm und die Stimme in meinem Kopf, die mir immer wieder zuzurufen schien: ‚Gib nicht auf... Gib nicht auf Shlomo Graber!‘

Plötzlich sah ich einen schon älteren deutschen Oberfeldwebel, zumindest glaubte ich erkannt zu haben, dass es ein Oberfeldwebel war, jedenfalls ein Hüne von einem Mann, einen Tisch auf den breiten Schultern tragend, an uns vorbei und zügigen Schrittes in Richtung Küche gehen. Was ein Wehrmachtssoldat hier tat, darüber habe ich in jenem Augenblick nicht nachgedacht. Jedenfalls hatte er keine SS-Uniform an, das weiss ich noch ganz genau. Instinktiv ergriff ich ein Tischbein und ging, mich ans Tischbein klammernd, hinter dem Oberfeldwebel her. ‚Sie werden es bemerken‘, dachte ich mehr unbewusst denn bewusst. Mein dünner Körper zitterte wie Espenlaub, während ich ein paar Mal fast hingefallen wäre, weil der Oberfeldwebel einen zackigen Schritt an den Tag legte. ‚Gleich wird mich eine Kugel

treffen von hintem, dachte ich, während ich jeden Moment mit dem Einschlag in meinem Rücken oder meinem Kopf rechnete.

Plötzlich blieb der Oberfeldwebel stehen. Die Wachen, die an der Sperre zur Küche standen, waren noch etwa zehn Meter entfernt.

Jetzt bist du dran', schoss es mir durch den Kopf, während sich der Oberfeldwebel, dessen Namen ich nie erfahren habe, langsam umdrehte und mich einen ewig scheinenden Moment mit seinen tiefblauen Augen anschaute. Bevor ich auch bloss ein einziges Wort zwischen meinen zitternden Lippen hervorbringen konnte, legte der Hüne seinen mächtigen Zeigefinger auf seine Lippen und bedeutete mir damit, ich solle einfach schweigen.

So durchschritt ich mit ihm die Sperre zur Küche der Deutschen, die isoliert vom Lager stand. In der Küche angekommen, stellten wir den Tisch ab. Der Oberfeldwebel drehte sich langsam um, und ich war in jenem Augenblick absolut überzeugt davon, dass er mich entweder erschiessen oder gar mit einer der grossen Kochkellen, wie einen rüudigen Hund, erschlagen würde.

Endlose Sekunden verstrichen. Die Situation war unwirklich: Vor dem riesigen Kochherd stand ein Mann mit einer hohen weissen Mütze, der Koch wohl, wie man unschwer erkennen konnte, regungslos da und harrete der Dinge, die passieren würden. Mitten in der Küche stand der Tisch, den wir abgestellt hatten – auf der einen Seite der hünenhafte deutsche Oberfeldwebel und auf der anderen Seite ich, der aussah wie ein hohlwangiges Gespenst, dessen Körper so ausgemergelt war, dass meine Häftlingskleidung mich aussehen lassen musste wie eine von Wind und Wetter zerpfückte Vogelscheuche.

Der Oberfeldwebel starrte mich immer noch regungslos an ... Dann atmete er ein paar Mal tief ein und aus. Ich schloss meine Augen und dachte: Jetzt ist es so weit, Shlomo. Die letzte Stunde hat geschlagen/ Ich musste an Mutter denken, an die Worte, die sie mir im Viehwaggon ins Ohr geflüstert hatte. So gerne hätte ich in diesem Augenblick daran geglaubt, dass Liebe in der Tat stärker als Hass sei, aber hier in der Hölle schien dies nicht zu gelten. Plötzlich spürte ich eine Hand auf meiner Schulter.

Ohne dass ich es bemerkt hatte, war der Oberfeldwebel, erstaunlich leise und flink, um den Tisch gegangen und stand, seine Hand auf meiner Schulter, vor mir. Ich schaute ängstlich zitternd zu ihm hinauf. Er schaute mich mit seinen blauen Augen noch einen ganz kurzen Augenblick an, dann drehte er sich zum Koch um und sagte mit seiner tiefen Stimme: «Der hier ist ab jetzt dein Gehilfe.»

Dann drehte er sich, ohne mich nochmals anzuschauen, um und ging hinaus.

Es war ein jüdischer Koch namens Salzer aus der slowakischen Stadt Kosice. Er sprach mich auf Ungarisch an und gab mir einen Topf zum Scheuern. Ich sollte mich auf den Boden setzen und langsam den Topf polieren, und falls jemand käme und mir Fragen stellte, sollte ich antworten, ich sei Ungar und von Haus aus Koch.

Innerhalb kurzer Zeit gewann ich das Vertrauen des alten deutschen Oberfeldwebels, der für die Proviantversorgung der Küche zuständig war. Er nahm mich mit ins Proviantlager, um Lebensmittel zu holen. Salzer warnte mich, nicht sofort viel zu essen,

sondern erst nach und nach, um mich nicht zu gefährden. Ich hielt mich an seinen Rat, denn wenn man im Zustand der völligen Unterernährung, in dem ich mich befand, zu schnell etwas zu sich nimmt, stirbt man unweigerlich.

Ich weiss bis heute nicht, warum der alte Oberfeldwebel mich nicht verraten hat. Eines jedoch wurde mir in diesem Augenblick bewusst – auch in der schlimmsten Hölle, auch unter denen, die sich allesamt wie Bestien benahmen, gab es die Guten, deren Herz nicht gänzlich von Hass zerfressen war.

Mutter hatte recht behalten, und ich schwor mir, ihren Glauben auch den meinigen werden zu lassen – bis ans Ende meines Lebens!

*

In der Küche versuchte ich, mich möglichst unsichtbar zu machen, denn ich fürchtete, Jakob Tannenbaum könnte entdecken, wo ich abgeblieben war. Ich fand mich gut in die Küchenarbeit ein. Mit Salzers Hilfe wurde ich von dem alten Deutschen eingestellt, der fortan nicht mehr ohne mich ins Proviantlager ging. Ich begleitete ihn, eine weisse Schürze umgebunden. Während er auf die Leiter stieg, konnte ich mir ein paar Lebensmittel besorgen. Manchmal schenkte er mir auch einige Kleinigkeiten.

Nach einem Monat musste ich zum Appell antreten. Ich erschien mit weisser Schürze und Mütze. Von Weitem erkannte mich Vater und wäre vor Überraschung beinahe in Ohnmacht gefallen. Er hatte nicht im Traum gedacht, mich wiederzusehen, war sicher gewesen, ich hätte das Schicksal der anderen Häftlinge ge-

teilt, die einen Tag nach der Selektion ins Krematorium Gross-Rosen geschickt worden waren.

Als es mir gelang, an Vater heranzukommen, sagte er: «Du musst sieben Leben haben, mein Sohn. Ich hatte schon das Totengebet für dich gesprochen.»

*

Bela Fetmann war Uhrmacher und Goldschmied in Nyírbátor gewesen. Ich hatte ihn jedoch immer schon Fetmann Bacsí, was im Ungarischen eigentlich Onkel Fetmann bedeutet, genannt. Fetmann war jedoch gar nicht mein Onkel, aber man verwendete diesen Ausdruck, zu jener Zeit zumindest, als Zeichen des Respekts, wenn ein Mann schon alt und man selbst viel jünger war. Wegen seiner sprichwörtlichen Ehrlichkeit brachten selbst die Nichtjuden am Ort ihre Uhren lieber zu Bela Fetmann als sonst wo hin. Manche kamen sogar von weither, um ihre Uhr von Fetmann reparieren zu lassen, denn sie wussten, dass er sie nicht übers Ohr hauen würde. Fetmann war gläubig, gehörte aber nicht den ultraorthodoxen Kreisen an. Er war ein verantwortungsvoller Vater, und so schickte er seine Söhne zur Ausbildung nach Budapest ... und rettete ihnen dadurch das Leben. Alle drei wanderten später nach Israel aus.

Fetmann teilte im Lager Görlitz das Bett mit meinem Vater. Ich «wohnte» in einem anderen Block, besuchte die beiden aber bei jeder Gelegenheit, die sich bot.

Fetmann besass neben seinem Thorawissen auch eine fundierte Allgemeinbildung. Bereitwillig und selbstlos gab er sein Wissen weiter, dadurch habe ich sehr viel von ihm gelernt in der

Zeit, da wir zusammen im KZ-Lager waren. Zudem war Fetmann ein Mensch, der seine Würde und Menschlichkeit auch unter widrigsten Umständen um jeden Preis zu wahren suchte und dies auch täglich unter Beweis stellte. Ich entsinne mich einer Episode, die mir unvergessen geblieben ist: Wenn ich Nahrung besorgen oder während meiner Arbeit in der Küche von dort etwas Essbares für meinen Vater mitbringen konnte, gab ich immer auch Fetmann etwas davon ab und sagte: «Hier, nimm, Fetmann Bäcsi, das wird dir schmecken!»

Dieser blieb aber selbst bei schlimmstem Hunger bescheiden und mochte kaum etwas annehmen.

«Das ist doch für deinen Vater bestimmt, mein Junge», pflegte er in seiner sanften Art zu sagen.

Eines Nachts ergatterte ich aus der Küche zwei schöne Portionen Pferdefleisch. Ich versteckte diese unter der mir, zum Glück, schon viel zu weiten Häftlingskleidung, schlich mich an den schläfrigen SS-Wachen vorbei und brachte die beiden Portionen zu meinem Vater und Fetmann. Beide versteckten das Fleisch unter ihren Betten, um es am nächsten Abend zu verzehren.

Am nächsten Abend jedoch stellte Vater fest, dass jemand ihm seine Portion gestohlen hatte. Er war so verzweifelt, dass er sich weinend zusammenkauerte. Ich versuchte Vater zu trösten, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: «Weine nicht, Vater, ich werde heute Nacht versuchen, ein neues Stück Fleisch aus der Küche zu stehlen.»

Plötzlich stand Fetmann vor uns, kramte sein Stück Fleisch unter seiner Jacke hervor und hielt es Vater hin: «Hier, Mozes, nimm meines.»

Ich war nicht einverstanden und sagte protestierend: «Nein, Fetmann Bacsí, das ist dein Stück.»

Dieser lächelte, setzte sich neben Vater aufs Bett und antwortete: «Dann teilen wir es auf.»

Ich habe selten danach in meinem Leben jemanden getroffen, der so selbstlos handelte, wie es Fetmann Bácsí immer wieder tat.

Der Hauptkoch der Häftlingsküche hiess Gustav. Alle nannten ihn jedoch nur «Schlachter Gustav» – hinter seinem Rücken natürlich, denn Schlachter Gustav war ein äusserst brutaler Mensch. Ausser seinem Vornamen und der Tatsache, dass er aus Polen stammte, weiss ich nichts über seine Vorgeschichte. Gustav sprach Jiddisch und Polnisch, sah aber überhaupt nicht jüdisch aus. Mit seiner glänzenden Glatze und der gefurchten Stirn hatte er eher mongolische Züge. Sein Auftreten war derb und vulgär. Jeder Satz, der aus seinem Mund kam, war mit den fürchterlichsten Flüchen gewürzt.

Und auch wenn er nicht in der Küche arbeitete, lief er mit seiner weissen Schürze herum, um seinen Stand herauszukehren. Beim Essenausteilen stand er mit seiner Kelle vorn und gab jedem einen Schlag trüber Brühe, ein Gebräu aus Unkräutern, Steinchen und Sand, das als Suppe bezeichnet wurde. Aber wehe dem, der es wagte, um einen Zuschlag zu bitten oder sich vorzudrängeln! Umgehend knallte Gustav demjenigen seine Keule unter den wüstesten Beschimpfungen auf den Schädel.

Als ich eines Abends meine Schicht in der Küche der Deutschen beendet hatte, gelang es mir erneut, ein Stück Pferdefleisch hinauszuschmuggeln, das ich Vater und Fetmann Bácsí mitbrin-

gen wollte. Unterwegs stiess ich auf Schlachter Gustav. Er entdeckte das Fleisch und begann fluchend auf mich einzudreschen, bis ich mit blauen Flecken übersät war und zu Boden sackte. Zum Abschluss versetzte er mir einen Tritt in den Bauch und zischte: «Wenn ich dich nochmals erwische, schlag' ich dich tot, du Hund!»

Und natürlich konfiszierte er den Brocken, aber ansonsten kam ich noch einmal glimpflich davon.

Dies hielt mich jedoch nicht davon ab, auch weiterhin bei sich bietenden Gelegenheiten Essen aus der SS-Küche zu stehlen. Bei einer anderen Gelegenheit gelang es mir, ein paar Kartoffeln unter meiner Jacke verschwinden zu lassen. Diese brachte ich dann nachts zu Fetmann und meinem Vater.

Da sagte Fetmann: «Shlomo, du bist wirklich ein guter Mensch! Ich habe daheim viel Gold vergraben. Wenn wir hier rauskommen, verspreche ich dir, dass du alles bekommst, mein Junge!»

Doch dieses Versprechen konnte Fetmann Bäcsi nicht halten, denn er starb kurz vor der Befreiung an Entkräftung und Hunger.

*

Doch eines Tages entdeckte mich Jakob Tannenbaum und fragte, was ich machte. Ich war klug genug zu antworten, er solle den alten Oberfeldwebel fragen, der ja als eine Art «Küchenaufseher» fungierte. Aber Tannenbaum schien das nicht zu wollen – wahrscheinlich fürchtete er den Oberfeldwebel zu sehr.

Es war erste Mal, dass ich keine Angst mehr vor Tannenbaum hatte. Auch sein Verhalten mir gegenüber änderte sich von jenem Tag an schlagartig: Er war immer höflich zu mir und schmeichelte sich bei mir ein. Natürlich nur aus einem einzigen Grund: um Lebensmittel von mir zu bekommen.

Ich schloss also ein Abkommen mit ihm: Ich würde ihm Lebensmittel aus der Küche «besorgen», was natürlich diese zu stehlen bedeutete und wofür man umgehend erschossen wurde, wenn man von einem SS-Mann dabei erwischt wurde. Im Gegenzug jedoch müsse Tannenbaum meinen Vater für einige Zeit aus der Fabrik holen und ihn auf dem Lagerhof beschäftigen, denn ich fürchtete, Vater könnte einer ähnlichen Selektion wie ich zum Opfer fallen und getötet werden. Wenn Vater im Lager arbeiten könnte, wäre dies einerseits nicht so anstrengend wie in der Fabrik und andererseits könnte ich ihn auch mit Nahrung unterstützen.

Tannenbaum willigte in unser Abkommen ein und Vater bekam die Aufgabe, den Hof in Küchennähe zu reinigen. Als Gegenleistung stahl ich einfach doppelt so viele Lebensmittel wie zuvor und gab jeweils die Hälfte dem Kapo Tannenbaum ab. Dass ich dabei jedes Mal mein Leben riskierte – das war mir bewusst, aber ich verdrängte einfach meine Angst, indem ich mir immer wieder einredete: «Wir werden leben, sobald wir befreit werden – eines Tages kommen wir hier wieder lebend raus!»

Einmal gelang es mir sogar, für Vater ein Paar Lederschuhe zu ergattern, die ich ihm mit grosser Freude überreichte. Als er sie anzog, sagte er, er hätte schon vergessen, wie es sich in normalen

Schuhen ginge. Einige Tage später kehrte Vater von Grabarbeiten zurück – mit Holzschuhen an den Füßen!

Ich rannte zu ihm, fragte erstaunt: «Wo sind die Lederschuhe geblieben, die ich dir besorgt hatte?»

«Ich habe sie für einen Dollar verkauft, den ich jetzt in meiner Kleidung versteckt halte», antwortete er ganz leise und nicht ohne einen gewissen Stolz in seiner Stimme.

«Und was zum Teufel kannst du dir hier drinnen für einen Dollar kaufen, Vater?!», zischte ich zornig ob seiner Geldgier und Dummheit zurück.

«Mit Geld kann man alles kaufen auf der Welt, du dummer Junge», antwortete er halb verlegen und halb überheblich.

Seine Antwort brachte mich so in Rage, seine Ignoranz darüber, dass ich, sein eigener Sohn, mein Leben dafür riskiert hatte, um ihm Schuhe zu besorgen, seine Dummheit und Geldgier, die Schuhe, die Gold in dieser Hölle wert waren, für einen lumpigen Dollar zu verkaufen – all dies schien ihm gar nicht in den Sinn gekommen zu sein. Ich kochte richtiggehend vor Wut. Geld hatte im Lager keinerlei Bedeutung! Ich hatte mein Leben für die Schuhe riskiert... Weiter kamen meine Gedanken ob meiner Wut nicht – es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich meinem Vater eine klatschende Ohrfeige versetzte!

Meine Aufgabe in der Küche bestand, unter anderem, auch im Schrubben der grossen Kessel, in denen für die deutschen Wachen gekocht wurde. Die Töpfe standen in einer Reihe, waren achtzig Zentimeter hoch und hatten alle einen Deckel mit mechanischem Hebewerk. Vor allem musste ich die Aussenwände aus

Edelstahl auf Hochglanz bringen. Der alte deutsche Oberfeldwebel gab jeweils eigenhändig die Margarine ins Essen.

Ich begleitete ihn immer mit dem Margarinetablett, bewahrte jedoch jedes Mal das Einwickelpapier auf, und während er zum nächsten Topf weiterging, fischte ich mit einem Löffel die halb geschmolzene Margarine wieder heraus, wickelte sie in Papier und warf sie unter den Kessel, um diese dann später, wenn ich unbeobachtet war, wieder unter dem Herd hervorzuholen und in die Baracken mitzunehmen.

Einmal konnte ich sogar zwei Eier aus dem Hühnerstall des Lagerkommandanten ergattern, briet diese mit der Margarine zu Rühreiern und packte das Ganze in Papier ein. Mitten in der Nacht weckte ich Vater dann vorsichtig auf, und wir schlichen uns leise nach draussen an ein verstecktes Plätzchen hinter der Baracke. Wir assen gemeinsam die längst kalten Rühreier aus dem Papier mit solch einem Genuss, als sei es ein fünfgängiges Sterne-Menü.

Und ich weiss noch, wie Vater sagte: «Du kochst besser als deine Mutter!»

*

Die Leute der Lagerverwaltung beschlossen eines Tages, einen Unterhaltungsabend zu veranstalten. Sie wussten, dass unter den Juden begabte Menschen waren, darunter auch solche, denen die deutsche Kultur nicht fremd war. Bis heute begreife ich nicht, wieso sie einen gemischten Vergnügungsabend zuliessen, das heisst, gemeinsam für «arische» Deutsche und jüdische Häftlinge. Viele unter uns hatten Angst mitzumachen, aus Furcht vor

angetrunkenen Deutschen, die in diesem Zustand gefährlich aggressiv werden konnten. Doch als sie dann jeweils besoffen waren, sangen sie mit uns jiddische Lieder, die saftige Flüche gegen sie und ihr Regime enthielten. Aus Deutschland stammende Juden verfassten ein Lied, das zur Lagerhymne avancierte. Den Text habe ich aus dem Gedächtnis zusammengesucht:

*Wenn der Tag erwacht,
Die Sonne lacht,
Die Kolonnen ziehen
In des Tages Mühen
Im Morgengrauen ...
Oh Zwangsarbeit,
ich werde dich nie vergessen,
Weil du mein Schicksal bist.*

Der Todesmarsch

Im Sommer 1944 starteten die Alliierten ihre Offensive gegen das Dritte Reich, das noch immer 750'000 Personen in seinem riesigen, doch zunehmend verwundbar gewordenen Netz von Konzentrationslagern festhielt. Die heftigen Kämpfe sollten bis zur Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 anhalten.

Anfang November 1944 veranlasste die sich verschlechternde militärische Lage die Nazis, die Vergasungen in Auschwitz-Birkenau einzustellen und die Massenmorde, die sie dort begangen hatten, nach Möglichkeit zu vertuschen. Was die in den Konzentrationslagern verbliebenen Häftlinge betraf, so war den Nazis klar, dass dieses Arbeitskräftepotenzial – und nicht zuletzt die verheerenden Zeugenaussagen, die diese Männer und Frauen machen konnten – in die Hände der Alliierten gelangen würden, wenn man die Gefangenen nicht evakuierte.

Früher hatten die Nazis die Juden und andere Gefangene in Lastwagen und Eisenbahnwaggons transportiert, aber auch Zwangsmärsche hatte es während des gesamten Krieges gegeben. Besonders in den Jahren 1944 und 1945, als andere Transportmittel knapper als je zuvor waren, ordneten die Nazis Fussmärsche über grosse Entfernungen an, um die Häftlinge der Konzentrationslager aus der Reichweite der Alliierten zu bringen und sie zu Arbeitseinsätzen zu verlegen. Diese Todesmärsche wurden im Laufe der Zeit immer brutaler, mörderischer – und sinnloser. Hungerig, krank, verwundet und dem bitterkalten Winterwetter

ausgesetzt, mussten die Häftlinge unter Bewachung marschieren, wurden erschossen, wenn sie taumelten, oder einfach zum Sterben an Ort und Stelle liegengelassen, wenn sie vor Erschöpfung zusammenbrachen. Auch in den letzten Kriegsmonaten, als bereits feststand, dass Hitlerdeutschland zum Untergang verurteilt war, liessen die Nazis ihre Gefangenen ziellos und ohne Erbarmen von einem Ort zum anderen marschieren.

Auf den Todesmärschen, die die deutschen Nazis in der Agonie ihrer Niederlage befohlen hatten, kamen insgesamt zwischen 250'000 und 375'000 Häftlinge ums Leben, die meisten von ihnen Juden. Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee das Konzentrationslager Auschwitz, aber nur 7'000 Überlebende wurden noch im Lager angetroffen.

*

Der Ausdruck «Todesmarsch» bürgerte sich auch bei den Lagerhäftlingen ein. Abertausende mussten wochenlang marschieren, wobei die Nazis die jüdischen Häftlinge nicht nur vernichten, sondern auch quälen wollten. Für mich war es die schwerste Zeit meiner gesamten Gefangenschaft.

Als die Rote Armee näherrückte, befahl am 11. Februar 1945 der Görlitzer NSDAP-Kreisleiter Malitz die Evakuierung des Lagers mit den Worten: «Wenn die Stadt unter der Belagerung leidet, werde ich die Anwesenheit von Juden hier nicht dulden!» Die Evakuierung betraf mehrere Lager. Zu uns kamen Häftlinge aus dem Lager Bunzlau, 65 Leute, die besser aussahen als wir.

Unglücklicherweise wurde ihr Lager erst einige Stunden nach ihrem Abmarsch erobert.

Es ging das Gerücht, unser Ziel sei Tirol. Ähnliches erzählten die Häftlinge aus Bunzlau. Die Deutschen holten Karren aus der Stadt, auf die sie ihren Proviant und ihr Gepäck luden. Die Häftlinge erhielten Befehl, auf dem Appellplatz anzutreten, ausgerüstet mit einer Wolldecke, einem dünnen, kleinen Brotbeutel, der auf Jiddisch «Broittarbele» hiess, und einem Blechteller.

Der Lagerälteste Tschech erklärte, wer nicht marschtauglich sei, solle seitlich heraustreten. 300 traten heraus. Tschech fragte sie, ob sie marschbereit wären, wenn er ihnen bessere Holzschuhe verschaffe. 100 bejahten. Tschech beorderte sie in Block 2. Als alles zum Abmarsch bereit war, betrat Tschech diesen Block, nahm den Leuten Schuhe, Wolldecke und Jacke ab, schickte sie in die Februarkälte hinaus und liess sie anstelle von Pferden die beladenen Karren ziehen.

Alle Lagerhäftlinge, Männer und Frauen (ausser den 200 Kranken), warteten auf den Abmarschbefehl. Eine SS-Einheit, darunter auch Ukrainer, die für ihre Grausamkeit und ihren Judenthass berüchtigt waren, marschierte als Begleitwache ins Lager ein.

An jenem Tag hatte ich die ganze Nacht gearbeitet und war voll angezogen auf dem Bett eingeschlafen. Ich schlief so fest, dass ich nichts von dem hörte, was um mich her vorging. Plötzlich bekam ich einen Schlag mit dem Gewehrkolben auf den Kopf. Vor mir standen drei SS-Männer, die Seitengewehre auf mich ge-

richtet, und ich hörte sie «Hände hoch!» brüllen. Der Kolben-
schlag hatte mich verwundet, das Blut lief mir übers Gesicht.

Ich musste mit erhobenen Händen hinausmarschieren, begleitet von den SS-Leuten. Diesmal glaubte ich wirklich, dies sei mein Ende, besonders als ich die vielen Schüsse ringsum hörte, genau wie auf einem Schlachtfeld. Ich dachte, gleich käme auch ich an die Reihe. Als die Evakuierung angekündigt wurde, hatten sich etwa 80 Häftlinge unter den Baracken versteckt, in der Hoffnung, bald kämen die Russen und würden sie befreien. Ich hörte Jakob Tannenbaum die Verborgenen auf Jiddisch herausschreien, dann wurden sie kaltblütig erschossen.

Mit jedem Schritt vorwärts, in Begleitung der SS-Wache, sah ich mich dem Grab näherkommen. Ich erwartete jeden Augenblick, dass sie mich erschossen würden wie die anderen Häftlinge, die Schutz unter den Baracken gesucht hatten. Der einzige, wenn auch absurde Gedanke, den ich in diesem Augenblick hatte, war: ‚Hoffentlich schießen sie mir in den Rücken ... Dann sehe ich vielleicht mein eigenes Blut nicht so deutlich, wenn mich die Kugeln treffen.‘ Ich torkelte Schritt für Schritt vor mich hin – die Schritte der SS-Männer waren jetzt so dicht hinter mir, dass ich zu zittern begann und fürchtete, sie würden sich die Kugeln sparen und mir wie einem räudigen Hund den Schädel von hinten einschlagen. Ich wusste, dass Vater draussen war, und plötzlich bedauerte ich, nicht von ihm Abschied nehmen zu können. Aber zu meinem ungläubigen Erstaunen geschah – nichts! Sie führten mich einfach aus dem Lager hinaus zu den Abmarschbereiten. So entkam ich zum dritten Mal dem Tode. Ich werde nie begreifen, aus welchem Grund sie mein Leben schonten.

Als ich zu Vater trat, war er völlig verblüfft, denn er hatte sicher geglaubt, ich sei unter den 80 Häftlingen gewesen, die im Lager erschossen worden waren.

«Unglaublich», stammelte er erstaunt, «erneut bist du aus dem Jenseits zurückgekehrt?»

Verbandszeug hatten wir nicht, aber mithilfe einiger Lappen gelang es den anderen, die Blutung an meinem Kopf zu stillen.

*

Der Marsch begann und die Wächter zeigten ungewöhnliche Nervosität. Sie fürchteten, unterwegs auf die Russen zu treffen und selbst in Gefangenschaft zu geraten. Unter den SS-Leuten, die uns bewachten, waren, wie gesagt, viele Ukrainer, die nun gewiss etwas zu befürchten hatten. Wenn sie den Russen in die Hände fielen, machten diese kurzen Prozess mit ihnen. Aber trotzdem hatten sie kein Erbarmen mit uns, sondern fuhren fort mit dem Quälen und Morden.

Ein eisiger Wind wehte, aber wir marschierten unverdrossen weiter. Die SS-Männer drängten zur Eile.

«Vorwärts, ihr Kanailen, schnell!»

„Ja, warum auch nicht?“, dachte ich. „Wir sind ja eh zum Sterben hier.“

Die Bewegung erwärmte uns zumindest, und das Blut zirkulierte rascher durch die Adern und nach einer Weile hatte man beinahe das Gefühl, zu neuem Leben zu erwachen. Eine Illusion zwar, aber immer noch besser als die Realität.

«Schneller, rüddige Hunde, schneller!»

Schon marschierten wir nicht mehr, wir liefen wie Roboter – ein Fuss vor den anderen, Schritt um Schritt. Die Gedanken schalteten sich aus, ich sah nur noch das Weiss des Schnees unter meinen Füßen, den auf und ab wippenden Rücken meines Vordermannes; der Wind pfiff um die Ohren, alles schien so unwirklich. Ich wusste nicht so recht, ob ich schon tot war oder nicht.

Selbst die SS-Männer liefen, die gegen ihre Gurte klackenden Waffen in der Hand, neben uns her – wie Todesengel, die uns begleiteten.

Die Nacht war pechschwarz, fahl das schimmernde Weiss unter unseren Füßen. Von Zeit zu Zeit knallte ein Schuss.

Die SS-Männer hatten offensichtlich klare Befehle erhalten: «Knallt jeden ab, der schlappmacht!»

Den Finger am Abzug, die Waffen entsichert. Kein Erbarmen, kein Mitgefühl und kein Gewissen schien sie zu plagen. Sobald einer der Häftlinge auch nur eine Sekunde Stillstand, streckte ein dumpfer Knall ihn wie einen räudigen Hund nieder.

Mechanisch setzte ich einen Schritt vor den anderen und schleppte mein Knochengerüst weiter, das trotzdem noch zu viel wog, wie mir in jenem Augenblick schien. ‚Wäre ich doch statt meiner knapp dreissig Kilogramm bloss noch etwas leichter – so leicht wie eine Feder! Ja genau, lieber Gott, der du wegschaust heute Nacht, lass mich schwerelos werden wie eine Feder im Wind, sodass ich leichter gehen kann. Schweben will ich ... wie eine Feder‘, geisterten mir die Gedanken durch den Kopf. Trotz meiner Müdigkeit lief ich weiter. Schritt für Schritt. ‚Einfach weiter laufens sagte eine Stimme in mir.

Ich versuchte dagegen anzukämpfen, dachte an meine Mutter, und dennoch konnte ich es in jenem Moment nicht verhindern: Hass bemächtigte sich meiner Seele. Oh ja, dieser Hass war fast grenzenlos in dieser finsternen und doch so fahlhellen Nacht. ‚Wenn ich es könnte ... ich würde allesamt töten. Diese Unmenschen, diese Peiniger ... diese Schweine in ihren düsteren Uniformen und den Totenköpfen an ihren Helmen. Verrecken sollt ihr Schweine!‘, schrien meine Gedanken stumm. Mein Blick war so leer wie meine Zukunft. Ich wollte nur noch schlafen. Einfach bloss schlafen.

‚Hass ist keine Antwort auf Hass‘, versuchte ich mir nach einer Weile einzureden.

‚Liebe etwa?‘, fragte mein Selbst zurück.

Weiter kam ich nicht. Genau neben mir brach einer im schmutzigen Schnee zusammen. Schon krachte der Schuss.

‚Schon wieder einer, der es überstanden hat‘, zuckte es mir durch den Kopf.

Mitleid konnte ich nicht mehr empfinden: zu erschöpft mein Kopf, zu abgemagert mein Körper, zu seelenlos mein Herz.

Ich war nur noch ein Traumwandler. Es kam vor, dass ich die Lider schloss, sodass ich wie im Schlaf dahinglitt. Von Zeit zu Zeit stiess mich einer heftig in den Rücken, dann wachte ich auf. Und einer schrie hinter mir: «Schneller, du Idiot! Wenn du nicht weiterwillst, dann lass mich vorbei!»

Dann schloss ich, während des Gehens, die Augen und träumte von einem Leben, das ich nie haben würde. Ich stellte mir vor, ein freier Mann zu sein. Eine Familie zu haben. Ich träumte da-

von, wie Mutter mein Haar streichelt. Ich träumte, an einem lauen Abend auf meiner eigenen Veranda zu sitzen, meine Kinder sprechen zu hören, ich träumte vom Duft eines Kuchens, der mir in die Nase steigt, ich ...

Peng!

Ein dumpfer Schlag.

Ich öffnete erschrocken meine Augen.

Sah den Rücken meines Vaters unter mir liegen.

Er war gestolpert und hingefallen.

Und ich auf ihn.

Mit letzter Kraft rappelte ich mich auf, beugte mich über ihn, zerrte an seinen Kleidern und schrie: «Steh auf, Vater, steh auf!»

Er aber blieb liegen.

Ich hörte seine brüchige Stimme: «Lass mich liegen, mein Sohn.»

«Nein!», meine Stimme klang unwirklich.

«Steh auf... steh auf, Vater!»

Die im Schnee knirschenden Schritte der SS-Männer kamen näher.

Sie würden uns beide töten.

Wir mussten aufstehen.

Und weiterlaufen.

«Steh auf!», schrie ich und zerrte ihn mit aller Kraft auf die Beine. Als er endlich stand, wollte er auch schon wieder zu Boden gehen ... Da schlug ich ihm mit aller Kraft, die mir noch geblieben war, ins Gesicht. Er schien gar nicht begriffen zu haben, wie ihm geschah, und schaute mich mit glasigen Augen an. Erneut schlug ich zu – diesmal so hart, dass sein Kopf herumgeris-

sen wurde. Wie ein Boxer, der sich gerade von einem schweren Schlag zu erholen versuchte – genauso starrte mich Vater in einer Mischung aus Unglauben und vielleicht auch Wut an. Mein Atem kondensierte zu weissen Wolken in der eisigen Luft, als ich ihn mit beiden Händen am Kragen packte und schrie: «Wir gehen zusammen weiter oder wir sterben ... gemeinsam!»

Er atmete tief aus, seine Augen waren immer noch so grau wie das Licht der Nacht, aber er ging nicht mehr zu Boden, sondern legte seine Hand auf meine eiskalte Wange und hauchte: «Du bist ein guter Mensch, mein Sohn.»

Ich legte meinen Arm um seine Taille, und uns gegenseitig abstützend torkelten wir weiter. Der SS-Mann, der mittlerweile schon neben uns stand, war scheinbar auch zu müde, um zu töten. Er winkte bloss mit seiner Waffe, ohne etwas zu sagen, und wir marschierten weiter.

*

Nach einem endlos scheinenden Marsch gelangten wir zu einem Bauernhof in Kunnerwitz.

Wir wurden in den Pferdeställen untergebracht. Auf dem Gelände fanden wir Zuckerrüben in der gefrorenen Erde. Wir fertigten provisorische Grabstöcke, mit deren Hilfe wir die Rüben ausgruben. Das war die einzige Nahrung, die uns nach zwei Tagen erreichte. Die Rüben verursachten Sodbrennen im Hals. Das aus dem Lager mitgebrachte Brot hatten sich die Blockältesten und die Kapos geschnappt.

Plötzlich fiel dem Lagerältesten Tschech ein, dass er rund 200 Kranke im Lager Görlitz zurückgelassen hatte.

Er ging den ganzen Weg zurück, holte 100 von ihnen heraus, liess sie unter grossen Qualen marschieren und brachte sie zu uns. In Kunnerwitz liessen wir zahlreiche Tote zurück. Einen Teil von ihnen hatte man umgebracht, andere waren an Ruhr und Erschöpfung gestorben.

Wir marschierten weiter über die Ortschaft Friedensdorf nach Sohland. Auch in diesem Dorf wurden wir im Pferdestall eines Bauernhofs untergebracht. Der Ort bot ein wenig Schutz vor der schlimmen Kälte. Wir lagen auf dem Stroh, auf dem Heuboden über uns lagerten die Frauen. Auch hier ernährten wir uns von Zuckerrüben, die wir mit Glasscherben aus der Erde gruben, und von Suppe, die wir aus Wildkräutern kochten. In Sohland starben weitere Häftlinge.

Nach ein paar Tagen erklärte der Tschech, wir würden den Marsch fortsetzen und am Zielort bekämen wir etwas zu essen. Etwa 15 Häftlinge blieben zurück, um den Hof zu säubern. Sie stiessen ein paar Stunden später wieder zu uns.

Wir mussten zum Appell antreten. Der Befehlshaber fragte: «Wer kann nicht mehr weitergehen?» Neun Häftlinge meldeten sich. Man liess sie einen Karren besteigen, auf dem auch ein paar Leichen lagen. Dann warf man noch ein paar Hacken und Schaufeln mit darauf. Anfangs freuten sich die neun Häftlinge, dass sie fahren durften, aber die Freude währte kurz, denn schon nach etwa fünfzehn Metern, am Waldrand also, hielt man den Karren wieder an und die Neun mussten absteigen. Die Ukrainer gaben ihnen die Schaufeln in die Hand und befahlen ihnen, eine Grube auszuheben. Die Häftlinge begriffen, dass das ihr Ende war. Un-

ter ihnen befand sich ein junger Jude von etwa sechzehn oder siebzehn Jahren aus Ungarn. Er rannte von einem Ukrainer zum andern, fiel einem zu Füssen, umschlang seine Knöchel, flehte weinend um sein Leben und rief: «Ich kann gehen, ich mach' alles, was ihr sagt, lasst mich bitte am Leben ...» Aber ehe er noch sein Flehen beendet hatte, streckte ihn eine Kugel nieder.

Wir hatten alles mitbekommen, aber keiner sagte auch bloss ein Wort. Unsere Blicke waren apathisch, unsere Köpfe viel zu leer, um noch etwas zu empfinden.

Beim Weitermarsch waren die Häftlinge so geschwächt, dass einer nach dem anderen unterwegs tot umkippte. Es marschierten auch ein, zwei oder drei Schwestern mit uns. Alle mussten in etwa in meinem Alter gewesen sein – so zwischen fünfzehn und siebzehn Jahre alt. Eine brach zusammen und wurde erschossen. Die anderen sanken eine nach der andern auf ihren Leichnam und wurden ebenfalls umgebracht. Ich weiss nicht mehr, wie viele Schwestern es waren, aber diese Metzelei hat sich meinem Gedächtnis tief eingeprägt. Ich erinnere mich noch, dass der ältliche Scharführer an die sterbenden Mädchen herantrat und ihnen den Gnadenschuss gab. An jenem Tag blieben etwa 170 Opfer am Wegrand liegen, wenn ich mich recht erinnere.

Ganz besonders sind mir Gottlieb und seine Söhne in Erinnerung geblieben.

Gottlieb stammte aus Mukatschewe in der Karpaten-Ukraine und war mit seinen Söhnen ins Konzentrationslager Görlitz gekommen. Er war ein gelehrter, gesetzestreuer Jude mit grossem Talmudwissen und wusste als Einziger im Lager immer, an wel-

chen Tagen und Daten jüdische Feiertage waren. Wie er dies jeweils bewerkstelligte, wir besaßen weder Uhren noch Kalender, weiss ich bis heute nicht so recht. Jedenfalls sass er mit seinen Söhnen an den Abenden fast immer vor dem Block und hatte ihnen mündlich Talmudunterricht erteilt. Ich erinnere mich an Gottlieb als einen Mann, der stets seine Würde bewahrte und selbst unter den widrigsten Umständen im Konzentrationslager versuchte, seine Menschlichkeit und ethischen Grundsätze zu bewahren und zu leben. Doch auch Gottlieb und seine Söhne kamen bei diesem berüchtigten Todesmarsch ums Leben.

Als wir die Ortschaft Rennersdorf erreichten, wurden wir erneut in den Pferdeställen eines Bauernhofs untergebracht. Der Ort wirkte wie eine Geisterstadt, die ganze Gegend war menschenleer. Alle waren aus Angst vor den Russen geflohen, die bereits sehr nahe waren. Hier mussten wir länger als geplant bleiben, weil die deutsche Wehrmacht vor der vorstossenden Roten Armee um ihr Leben rannte und die Strassen daher verstopft waren. Die Eigentümer des Bauernhofs, die bereits vorher geflohen waren, hatten die Pferde mitgenommen, die Schafe aber zurückgelassen. Die Deutschen schlachteten Schafe, warnten uns jedoch, wer sich an den Schafen vergreife, sei des Todes. Man teilte uns bloss je eine Scheibe Brot zu, die jeder wie einen Schatz in seinem Brotbeutel hütete, um sie krümelweise zu essen. Als ich eines Morgens aufwachte – ich lag zwischen Vater und einem anderen Juden –, spürte ich, dass Letzterer sich nicht mehr regte und suchte als Erstes sein Brot. Als ich es gefunden hatte, froh-

lockte ich – ganz so, als hätte ich einen Schatz von unschätzbarem Wert entdeckt. Dann steckte ich das Brot des Toten hastig ein.

*

An einem Morgen erschien ein älterer Soldat, der die Küche der Deutschen unter sich hatte, und rief mich: «Hey du da! Komm schnell!» Er forderte mich auf, den geschlachteten Schafen das Fell abzuziehen. Von ihm erfuhr ich, dass kranke Schafe für die Häftlinge gekocht werden sollten.

Dies brachte mich auf eine Idee: Ich «erfand» eine Methode, die Schafe «krank» zu machen. Ich schlich in den Pferch, trat einem Schaf in den Bauch, dass es umkippte, und erklärte den Deutschen: «Dies hier ist krank.» Auf diese Weise bekamen wir nach langem Hungern etwas in den Magen. Wenn man Hunger leidet, tut man einfach alles, um diesen zu stillen.

Nach drei Wochen Aufenthalt in Rennersdorf erging am 23. März 1945 der Rückmarschbefehl nach Görlitz. Die Deutschen gaben zu, dass keinerlei Möglichkeit bestand, nach Tirol durchzukommen. Später erfuhr ich, dass Malitz, der Kreisleiter von Görlitz, uns sofort nach Görlitz zurückbeordert hatte, damit wir Schützengräben für die deutsche Wehrmacht ausheben sollten, um die Stadt gegen die Rote Armee zu verteidigen.

Vor dem Abmarsch gab es einen Appell. Solche Appelle waren etwas Alltägliches. Die Deutschen wollten wissen, wie viele Häftlinge noch übrig waren. Wir standen rund 30 Kilometer von

Görlitz entfernt. Sie fragten, wer marschunfähig sei. Es meldeten sich rund 100 Leute, die per Laster ins Lager Görlitz gefahren wurden. Als wir dort eintrafen, fanden wir sie lebend vor. Auch die Kranken, die im Lager verblieben waren, lebten noch.

Wir waren einen ganzen Tag bis zum Lager marschiert. Das gute Wetter hatte uns das Gehen erleichtert.

Bei diesem Marsch starben etwa 1'000 der ursprünglich 1'500 Häftlinge.

Ein geschenktes Leben

Am 28. April 1945 gegen 23.30 Uhr diktierte Hitler seiner Sekretärin Traudl Junge seinen Letzten Willen – neben einem «privaten» auch ein «politisches Testament». Er sterbe für eine ehrenvolle Sache, ein Mann des Friedens sei er gewesen und habe sein Volk in dessen Selbstverteidigung angeführt. Nicht er, sondern das «internationale Judentum» sei für den Grossbrand in Europa verantwortlich gewesen. Dann, in den Morgenstunden des 29. April, heirateten Hitler und seine Lebensgefährtin Eva Braun. Nachdem er sich von seinem Gefolge das Versprechen hatte geben lassen, seine Leiche zu verbrennen, bereitete er seinen Selbstmord vor. Als man Minuten später in sein Zimmer schaute, waren er und seine Frau tot. Eva Braun, die jetzt auch «Hitler» hiess, hatte Gift genommen und Hitler hatte sich erschossen.

Es ging ja in dieser Zeit schon gegen das Ende des Krieges. Aber als Gefangene waren wir natürlich komplett isoliert und hatten keine Ahnung vom Weltgeschehen. Trotzdem gab es gewisse Zeichen, die wir aber nicht richtig deuten konnten. Beispielsweise wurden wir bei unserer Arbeit, dem Ausheben von Gefechtsgräben, von gealterten Veteranen des Ersten Weltkrieges bewacht anstatt von jüngeren Aufsehern, wie ich sie in Auschwitz gesehen hatte.

Ich hantierte gerade mit meiner Schaufel in einem Graben, als ich einen Unteroffizier sagen hörte: «Ich denke, langsam, langsam kommt der Iwan.»

Ich fragte meinen Vater, der neben mir arbeitete: «Was meint der damit, ich verstehe den Sinn der Worte nicht.»

Vater antwortete: «Iwan? Ich glaube, das ist ein russischer Name. Vielleicht meint er damit die Rote Armee.»

Ein Hoffnungsfunke keimte auf, aber mehr nicht, denn wir hatten ja keinerlei Gewissheit.

Ein weiteres Indiz war, dass wir von den Deutschen zunehmend besser behandelt wurden. Ich denke, sie wussten, dass das Ende naht, und verrichteten ihre Arbeit nur noch wie eine Alibiübung.

Dann gab es noch ein anderes gutes Vorzeichen: Plötzlich war der Lagerälteste, der Verbrecher Tschech, der uns immer so übel mitgespielt und sogar womöglich seine eigene Familie umgebracht hatte, verschwunden. Das war für uns natürlich eine grosse Freude und Genugtuung. Wir erfuhren, dass er gestohlen hatte und mit dem Diebesgut abhauen wollte, um seiner gerechten Strafe zu entgehen. Aber die Aufseher erwischten und verhafteten ihn. Drei Jahre später wurde Tschech zum Tod durch den Strang verurteilt – die Hinrichtung fand unmittelbar nach dem Prozess statt.

Die Hoffnung auf Freiheit stieg bei uns von Tag zu Tag. Aber auch die Angst. Denn wir befürchteten, dass die Deutschen uns alle umbringen und das Lager vernichten würden, um sämtliche Beweise zu vernichten, bevor die Rote Armee vor den Toren stand. Ich erinnere mich, dass am 1. Mai eine Motorradpatrouille in Kampfmontur und Helmen ins Lager einfuhr. Sie sahen aus wie Feuerwehrleute. Würden sie das KZ in Brand stecken, fliehen und uns, eingepfercht in unseren Baracken, der Feuersbrunst überlassen? Sollten wir jetzt, nach all dem, was wir überstanden

hatten, noch bei lebendigem Leib eingäschert werden? Doch nichts dergleichen geschah. Als sie wieder wegfuhr, atmeten wir erleichtert auf.

An dieser Stelle möchte ich noch etwas einflechten: Obwohl ich drei Mal nur knapp dem Tod entgangen, mit weniger als dreissig Kilogramm Gewicht kaum überlebensfähig war, habe ich im Grunde meines Herzens immer daran geglaubt, dass wir eines Tages befreit werden würden. Vielleicht liegt das an meinem naturgegebenen unerschütterlichen Optimismus, den ich mir bis heute bewahrt habe. In den schwierigsten Situationen hatte ich einen Leitspruch: «Wenn du aufgibst und denkst, dass du sterben musst, dann tritt das auch tatsächlich ein. Wenn du aber daran glaubst, dass das Leben weitergeht, dann wird das auch so geschehen.» Natürlich hatte ich oft auch Glück – aber auch eine gewisse Schlitzohrigkeit, die mir geholfen hat. Aber all dies entsprang eben diesem unerschütterlichen Glauben.

Am 7. Mai 1945 unterzeichnete Generaloberst Alfred Jodl die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht im französischen Reims. Diese trat am Folgetag in Kraft.

Am folgenden Tag geschah dann das Wunder. Als erster Jude im Lager von Görlitz sollte ich von unserer Freilassung erfahren. Ich erinnere mich noch, als sei es gestern gewesen. Es war ein milder, etwas windiger Tag. Wie jeden Morgen brachte ich dem SS-Obersturmbannführer das Frühstück. Noch bevor ich das Tablett auf seinem Tisch abstellen konnte, trat ein Soldat durch die Tür. Noch ausser Atem legte er dem Obersturmbannführer

eine Zeitung hin. Auf dem Titelblatt war gross das Bild Hitlers zu sehen, mit einem dicken schwarzen Balken umrahmt und der Unterschrift: «Der Führer ist tot!» Ich glaubte, meinen Augen nicht zu trauen. Als der Soldat aber sagte: «Ich überbringe die Weisung, dass alle Häftlinge freigelassen werden müssen», fuhren die Worte wie ein Blitz in meinen Kopf. Frei! Wir waren frei! Das Frühstückstablett fiel klirrend zu Boden und ich rannte wie von Sinnen nach draussen.

«Wir sind frei, wir sind frei!», rief ich immer und immer wieder über den Hof.

Die Frauen, die als Erste meine Botschaft hörten, traten aus ihrer Baracke und zeigten mir den Vogel. Danach rannte ich zum Männerlager auf meinen Vater zu und wiederholte meine Worte. Alle Insassen schauten mich mit grossen Augen an und wussten nicht, was sie von meinem irren Geschrei, den fuchtelnden Armen halten sollten. Sie waren voller Skepsis, denn wieso sollte ausgerechnet ein Häftling diese ungeheure Botschaft, an die wir alle schon nicht mehr geglaubt hatten, verkünden? Niemand wagte sich nach draussen, alle redeten wild durcheinander.

Als nach etwa einer Stunde der Obersturmbannführer erschien, wurde es plötzlich still. Alle standen stramm und harrten der Dinge, die jetzt kommen sollten.

«Meine Herren», sagte er mit fester Stimme.

Meine Herren hatte er gesagt.

Noch nie zuvor wurden wir so angesprochen, denn diese Ehre wurde nur «Menschen» zuteil.

«Meine Herren, Sie sind frei, Sie dürfen Ihre Häftlingsnummern entfernen. Wir treffen uns in zehn Minuten auf dem Vor-

platz, wo ich Ihre Entlassung offiziell verkünden werde.»

Ich weiss nicht, wie viele seine Worte überhaupt richtig fassen konnten; wir waren erst einmal sprachlos und überwältigt. Der Obersturmbannführer erklärte, dass die Lagerleitung auf die amerikanische Seite überlaufen werde, und bot uns an, dies auch zu tun. Doch ausser den Kapos und den Stubenältesten gab es für niemanden einen Grund dafür.

Endlich hatte jeder begriffen, welch ein Wunder geschehen war, und das Tohuwabohu ging los. Männer und Frauen tanzten und schrien, rannten wild durcheinander und umarmten einander. Manch einer drang in die Unterkünfte der Wachmannschaften ein und stahl den Deutschen die Schuhe. Noch halb verschlafen und in Unterwäsche rannten diese den Befreiten nach und flehten sie an, ihnen das Schuhwerk zurückzugeben. Natürlich ohne Erfolg.

Der alte Oberfeldwebel der Küche, der mich nicht an die SS verraten hatte, bat mich, ihm zu helfen, die Fluchtwagen mit Proviant zu beladen. Ja, plötzlich wurden wir, bereits halbe Leichname, mit «*Herr*» angeredet, man flehte, man bat. Welch eine Genugtuung – fürs Erste wenigstens.

Ich rief Vater, der mit anderen eine Menschenkette bildete. Der Oberscharführer stand im Vorratsraum und übergab mir Kartons mit allen möglichen Konserven, Flaschen, Fleisch und anderem mehr, was uns das Wasser im Mund zusammenlaufen liess. Müssig zu erwähnen, dass keine Brosame der Lebensmittel in die Wagen gelangte, sondern alles von uns abgezweigt wurde.

Natürlich bekam der Küchenchef Wind davon. Aber was blieb ihm anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen? So flüchteten unsere ehemaligen Peiniger aus dem Lager mit leerem Magen in ihren Gelände- und Lastwagen.

Aus Angst vor den Kämpfen, die noch in der Stadt tobten, blieben wir allein im Lager zurück und feierten erst einmal hier unsere Befreiung. Bei mildem Wetter schleppten wir die Öfen aus den Baracken ins Freie und bereiteten Mahlzeiten aus den Vorräten, die deutsche Bäuche hätten füllen sollen.

Plötzlich erblickten wir den Verräter Tannenbaum, der uns so übel mitgespielt hatte. Er tanzte und hüpfte, tat so, als freue er sich wie alle, wollte sich bei uns einschmeicheln und erzählte von seiner früheren Zugehörigkeit zu einem zionistischen Jugendbund. Aber bald bemerkte er unsere feindseligen Blicke und floh aus dem Lager.

Mitten in unseren ausgelassenen Feierlichkeiten entdeckten wir einen sowjetischen Bomber. Plötzlich knallte ein Geschoss auf uns nieder. Eine ungeheure Stosswelle erfasste mich und schleuderte mich und ein paar andere einige Meter über den staubigen Boden. Glücklicherweise wurden nur zwei Leute leicht verletzt. Aber der Schreck war gross. Wollten die Sowjets nun uns erledigen?

Wie sich später herausstellte, hatten scheinbar die gefangenen Deutschen den Sowjets die Falschmeldung zugespielt, dass es sich bei unserem Lager um einen wichtigen Militärstützpunkt handelte, um durch dessen Bombardierung Beweismittel zu vernichten. Auch ausserhalb des Lagers war die Lage noch sehr un-

sicher, wie Vater und ich bemerkten, als wir anderntags das Lager verliessen, um auf Erkundungstour zu gehen.

Wehrmachtssoldaten feuerten noch immer – wohl in letzter verzweifelter Hoffnung – in der Gegend herum.

Wir versteckten uns hinter Schutzwällen und zogen uns dann schnellstmöglich ins Lager zurück. Aber auch dieses wurde weiterhin bombardiert. Vielleicht nahmen die Russen an, dass sich immer noch Deutsche im Lager verschanzt hielten.

In der Ziegelfabrik fanden wir Schutz. Wir waren nun zwar frei, hatten genug zu essen, mussten uns aber in Acht nehmen, nicht zwischen die Scharmützel der Deutschen und Sowjets zu gelangen – welch Ironie des Schicksals! Wie lange sollte unsere ungemütliche, lebensbedrohende Situation denn noch anhalten?

Zum Glück nur noch bis zum 8. Mai. Just an jenem 8. Mai 1945 kletterte einer von uns in dem russigen Schornstein hoch, um die Lage zu beurteilen. Plötzlich hallte sein Schrei durch das Rohr: «Die Russen sind vor den Toren!»

Wir rannten ins Freie und sahen, wie die sowjetischen Soldaten die Stacheldrahtzäune durchtrennten. Dies war nun die endgültige Befreiung. Wir umarmten unsere Retter, küssten sie, und endlich, seit langer Zeit, brach bei mir der Damm und ich konnte weinen. Tränen der Freude kullerten über meine Wangen.

Uns flogen keine Kugeln mehr um die Ohren, keine Schockwellen von Kanonengeschützen fegten durch die Luft. Wir atmeten Freiheit und konnten gehen, wohin wir wollten.

Aber wohin?

Natürlich war eines jeden Ziel sein Heimatort – sofern er denn noch existierte. Die Russen rieten uns, vorerst in die Stadt zu gehen und die von flüchtigen oder gefangenen Deutschen verlassenen Häuser zu beziehen.

«Erst einmal müsst ihr raus aus diesen Häftlingskleidern», riet uns ein Soldat.

Wir zogen uns aus, warfen die Klamotten auf einen Haufen, entfachten damit ein Freudenfeuer und tanzten splitternackt darum herum. Danach machten wir uns – so wie Gott uns geschaffen hat – nach Görlitz auf. Was für ein Bild! Ein Zug von etwa achthundert ausgemergelten, nackten Menschen zog durch die Strassen der Stadt. Eine Prozession, eine Demonstration ehemals verdammter, verfemter und geschundener Menschen. Und gleichzeitig ein Freudenmarsch in ein neues, «geschenktes» Leben. Niemand dachte in diesem Moment daran, Gott dafür zu danken. Einzig der Wettergott hatte uns gnädig einen sonnigen Maitag beschert, der unserem Umzug noch mehr Wonne verlieh.

Die Stadt war vollkommen verlassen, die Brücken über der Neisse kurz zuvor von den Deutschen noch gesprengt worden. Zu mehr hatte aber die Zeit nicht gereicht, die meisten Häuser waren unversehrt und standen leer. Görlitz, das einst etwa Hunderttausend Einwohner hatte, war eine Geisterstadt – und wir die Geister, die sie wieder belebten.

Vater und ich taten uns zusammen mit Pessil-Leah, der Tochter des Rabbis von Nyírbátor, die eine gute Freundin meiner Mutter war, und deren Cousine. Wir gaben uns als Familie aus, um die Frauen vor eventuellen Anzüglichkeiten betrunkenener Russen zu

schützen. Diese waren als Besatzer auch bald in die Stadt gezogen und feierten den Sieg auf russische Art: mit exzessivem Alkoholkonsum und entsprechendem Benehmen.

Mit einigen Freunden aus dem Lager besetzten wir ein grosses, wunderschönes Wohnhaus. Wir schwärmten aus, um aus den umliegenden, leer stehenden Gebäuden Lebensmittel zu ergattern, die von deutschen Flüchtlingen zurückgelassen worden waren. Auf den Strassen sah es aus wie beim Karneval in Rio. Wie auch wir hatten die anderen ehemaligen Häftlinge Kleidungsstücke erbeutet. Natürlich passten die in keiner Weise, da wir nach wie vor brandmager waren. Die Hosen schlotterten um die Beine und mussten, damit sie nicht herunterrutschten, mit Gurten so eng zusammengezurt werden, dass um die Hüfte ein ulkiger Faltenkranz entstand. Oder sie wurden von Hosenträgern gehalten, was die Träger dann wie Vogelscheuchen aussehen liess. Viel zu weite Hemden oder Jacken vervollständigten das skurrile Bild. Viele trugen auch Hüte, die den Kopf bis zu den Ohren bedeckten, und als Tüpfelchen auf dem «I» eine überdimensionierte Sonnenbrille, die schief auf der Nase lag. Wir erkannten uns kaum wieder. Es war nachvollziehbar, dass wir die neu gewonnene Freiheit mit fast kindischer Ausgelassenheit genossen.

Wir schleppten so viele Lebensmittel an, wie wir nur tragen konnten, und speisten mit unseren Freunden wie die Fürsten – soweit das möglich war. Denn uns war bewusst, dass nach so langer Zeit der Unterernährung unsere Körper behutsam an üppige Nahrungs- und Flüssigkeitszufuhr gewöhnt werden muss-

ten. Sonst hätten die Organe einen fatalen Schock erlitten. Dies hatte uns der jüdische Zahnarzt, der im Lager als Arzt arbeitete, eingetrichtert. Dr. Kinros hatte zu uns gesagt: «Fangt an wie ein Baby! Trinkt nur wenig, esst sehr langsam, versucht zu spüren, wenn ihr irgendwelche Beschwerden habt, dann macht eine Pause. Gier führt bei eurem Zustand zum Tod.» Er erklärte uns dies sehr gut und verständlich. Er war ganz einfach ein wertvoller Mensch. Leider haben einige seine Worte nicht mitbekommen oder ignoriert. Denn immer wieder lagen zu Anfang einige Leichen jüdischer Lagergenossen auf der Strasse, weil sie sich nicht an diese Regeln gehalten hatten. Sie frassen und tranken sich förmlich zu Tode. Das war uns eine Lehre.

Trotzdem fühlten wir uns wie Fürsten in unserem schönen Haus. Um Reinlichkeit waren wir herzlich wenig besorgt. War ein Stockwerk des Hauses schmutzig, gingen wir einfach in das nächste. Ich gebe es zu: Wir trieben es wie die Vandalen, aber nach all der Qual und den Entbehrungen brauchten wir das offensichtlich und genossen beinahe unersättlich den Rausch der Freiheit.

Kam dazu, dass uns unverhofft ein «Diener» ins Haus flatterte. Eines Tages stand ein Deutscher vor der Tür, der uns mit verängstigtem Blick erklärte, dass dieses Haus sein Anwesen sei. Anstatt ihn fortzujagen – oder gar Schlimmeres –, nahmen wir ihn unter der Bedingung auf, dass er uns zu bedienen hatte. Da er keine andere Wahl hatte, nahm er unser Angebot an.

Er führte uns in den Keller des grossen Hauses, den wir bisher noch nicht entdeckt hatten. Dort lagerte ein wahrer Schatz: Regale voller Einmachgläser mit Früchten oder Marmelade. Als wir einen Teil der Gläser in die Küche hochtragen wollten, hörten

wir plötzlich ein Blöken. In einem Nebenraum fanden wir eine verschüchterte Ziege, die sich dort verkrochen hatte. Sie war zwar auch schon etwas abgemagert, hatte aber trotzdem genug Fleisch am Knochen, um uns ein Festessen zu bescheren. Einige von uns schwärmten aus, um alle ehemaligen Mithäftlinge, die sie auf der Strasse antrafen, zum Mahl einzuladen. Die anderen schlachteten die Ziege im Salon, den wir gerade bewohnten, ohne Rücksicht auf die luxuriösen Teppiche, die einige Blutflecken abbekamen, und brieten das Tier auf offenem Feuer. Schon der herrliche Geruch, der das Haus erfüllte, liess uns das Wasser im Mund zusammenlaufen. Was für ein Unterschied zum Blechnapf, gefüllt mit verrottetem Schweinefutter, der uns damals im KZ wie ein Geschenk des Himmels vorkam!

Es wurde ein fürstliches, fröhliches Fest. In grosser Gesellschaft genossen wir Essen und Trinken, das wir nun wieder in etwas grösseren Mengen zu uns nehmen konnten, da unser Körpervolumen in relativ kurzer Zeit bereits wieder ordentlich zugelegt hatte. Das Reinigen und Aufräumen des Salons überliessen wir unserem deutschen Diener und zogen ins nächste Stockwerk um.

Als wir einmal Besuch von ein paar Russen hatten, schenkten wir ihnen einige der Gläser mit Kompott. Einer der Männer wollte ein Glas öffnen. Aber es gelang ihm mit aller Anstrengung nicht, denn scheinbar kannte er diese Art der Vakuumgummiverschlüsse nicht. So schlug er kurzerhand mit einem Stein aufs Glas und versuchte so, an den Inhalt zu kommen. Ich hielt ihn auf und öffnete am Bügel kurzerhand das Glas. Der Russe war verblüfft.

«Du bist ja ein Zauberer», sagte er bewundernd.

Überhaupt stammten viele unserer Befreier wohl eher vom Lande und waren mit vielem nicht vertraut. So beobachtete ich einmal eine sehr amüsante Episode: Eine kleine Gruppe ging in einen Friseursalon, wo sie Salben und Cremes aller Art fanden. Tatsächlich dachten sie, die Salben wären essbar und bestrichen damit ihr mitgebrachtes Brot. Ich schmunzelte, als sie ins Brot bissen und den Happen gleich wieder angewidert ausspien. Im Grossen und Ganzen kamen wir gut aus mit unseren Befreiern und lernten auch einige ehemalige jüdische KZ-Häftlinge kennen, die flüchten konnten und sich der Roten Armee angeschlossen hatten, was dank deren Jiddisch-Kenntnissen auch die Kommunikation erleichterte. Einzig unsere Frauen mussten wir, wie bereits erwähnt, ab und zu vor ihnen schützen, vor allem, wenn die Männer betrunken waren. Und dies war sehr oft der Fall. Im Grunde war die Stadt ein einziges Tollhaus; wir lebten in einer Art Trance, die man sich heute kaum mehr vorstellen kann.

Dann war da noch die Geschichte mit den Kameras: Auf einem meiner «Raubzüge» entdeckte ich ein Fotostudio. Mein Blick fiel auf zwei grosse Profikameras aus Holz. Ich weiss nicht mehr, weshalb ich sie mitnahm – vielleicht wollte ich das verrückte Abenteuer unserer Befreiung auf Zelluloid bannen. Da ich noch zu schwach war, um die schweren Geräte zu schultern, zog ich sie am Trageriemen wie kleine Hunde durch die staubigen Strassen. Ein ulkiges Bild, das wohl auch ein Erinnerungsfoto verdient hätte. Allerdings war mein Unterfangen gar nicht so ulkig. Unterwegs begegneten mir einige Freunde, die bei meinem

Anblick ein erschrecktes Gesicht machten. Ich hatte keine Ahnung, was der Grund dafür war, und hielt inne.

«Shlomo, bist du übergeschnappt, so was hier öffentlich herumzuschleppen?», sagte einer.

Keine Minute lang wäre mir in den Sinn gekommen, welche gefährliche Beute ich hier gemacht hatte. Als mir meine Freunde erklärten, dass die sowjetischen Besatzer Leute mit Fotoapparaten oder Filmkameras höchstwahrscheinlich der Spionage verdächtigen und verhaften würden, warf ich die Kameras weg wie ein heisses Eisen. Ich wollte es mir keineswegs verderben mit den Russen, die uns ja auch oft besuchten.

Dabei lernte ich Gerschon kennen, einen Juden der Roten Armee, der zwar von unserer Religion herzlich wenig Ahnung hatte, aber Jiddisch sprach und oft gute Dienste als Übersetzer leistete, da ich selbst die deutsche Sprache noch nicht genügend beherrschte. Gerschon war im Hauptquartier in der Kommandatur der Besatzer tätig und bot an, uns bei etwaigen Problemen zu helfen. In gewisser Weise war er Vermittler im Kontakt zwischen den Russen und uns.

So kam es, dass mich einmal ein Soldat anheuerte, mit ihm in den Häusern nach Wertsachen der Deutschen zu suchen. Er war scharf auf Uhren und Schmuck, ich hingegen sollte die Goldfunde bekommen. Überhaupt waren die meisten sowjetischen Soldaten gierig nach Uhren. Manche von ihnen trugen gleich vier oder fünf am Arm. Auch schwarze Ledermäntel waren sehr begehrt. Jeder, der einen solchen ergattern konnte, trug ihn, ungeachtet des warmen Wetters. So auch jener, den ich bei der Suche

nach den begehrten Objekten begleitete. Allerdings wollte er mich hereinlegen.

Bei der ersten Wohnung angekommen, deutete er auf die Türklinke aus Messing und sagte: «Das ist Gold, damit hast du deinen Teil bekommen.»

Ich glaubte, mich verhört zu haben, denn meine Russischkenntnisse waren damals noch ziemlich marginal. Aber er meinte es tatsächlich ernst und ich bin mir heute nicht mehr sicher, ob er mich über den Tisch ziehen wollte oder tatsächlich glaubte, die deutschen Klinken seien aus Gold. Jedenfalls wagte ich dem Hünen im schwarzen Mantel nicht zu widersprechen und montierte die Klinke ab. Dann betraten wir die Wohnung. Vorerst fanden wir weder Uhren noch Schmuck. Im Salon durchsuchte der Russe ein fein gearbeitetes Buffet aus geschnitztem Edelholz, in dessen Vitrine sich wertvolles Kristall und Porzellan befanden – aber keine Uhren oder Schmuck. Aufgebracht legte er seine Maschinenpistole an und feuerte eine Salve quer durch die Vitrine, deren Inhalt sich in Sekundenbruchteilen in einen Scherbenhaufen verwandelte.

Ich war heilfroh, dass wir im Schlafzimmer dann doch eine Schatulle mit Uhren und Schmuck fanden, und beeilte mich unter einem Vorwand, rasch wieder nach Hause zu kommen. Die Messingklinke warf ich weg – was hätte ich schon damit anfangen sollen? Überhaupt war ich nicht besonders auf irgendwelche Wertgegenstände erpicht – was waren denn die gegen den unermesslichen Wert der Freiheit und das Wohlgefühl, abends gesättigt in ein weiches Bett zu sinken!

Mein Vater hingegen überraschte mich mit einer plötzlichen Gier nach Bereicherung. Er streifte durch die Strassen und drang in die Wohnungen ein, um alles mitzunehmen, was nicht niet- und nagelfest war. So fand er zum Beispiel in einer Nische, die unter einem Parkettboden eingelassen war, einen Schmuckkasten, randvoll mit glitzerndem Zierrat, wohl von beträchtlichem Wert. Das wäre ja alles gut und schön gewesen und nach unserer Meinung nicht gestohlen – aufgrund dessen, was uns die Deutschen angetan hatten –, vor allem auch handlich zu transportieren im Hinblick auf eine mögliche Rückreise in die Heimat. Was mein Vater aber mit Bettzeug und gar zwei Fahrrädern wollte, die er einmal nach Hause brachte, war mir schleierhaft und verärgerte mich. Er entwickelte sogar eine gewisse Gewalttätigkeit. Einmal kreuzte er den Weg einer Frau, die mit einem Leiterwagen mit Wassereimern unterwegs war, denn fließendes Wasser gab es in den Behausungen nicht. Vater machte kehrt, lief zu der Frau und warf die Eimer samt dem kostbaren Nass aus dem Wagen. Es schepperte, das Wasser spritzte auf und floss in Rinnsalen über die Strasse. Er entriss der verutzten Frau den Wagen und eilte damit von dannen. *Das* war in meinen Augen Diebstahl. Mein Vater deklarierte aber seine Tat als «Konfiszierung» und benützte den Handwagen fortan als Transportmittel für seine weiteren «Beschlagnahmungen», die sich beträchtlich häuften. Ich möchte ihn seiner Handlungen wegen aber nicht verurteilen, denn nach der langen Zeit der Entbehrungen hatten wir wohl alle in irgendeiner Weise ein übergrosses Bedürfnis, alles auszuglei-

chen, was uns angetan worden war. Von einem geordneten Leben konnte in dieser verrückten Zeit noch keine Rede sein.

Doch bald darauf wurden ich und wohl viele von uns aus ihrem Taumel gerissen. Es mochten so an die drei Wochen seit unserer Befreiung vergangen sein, als jüdische Offiziere der Roten Armee in Görlitz auftauchten. Sie waren gekommen, um Bericht über das Schicksal unserer Familien zu erstatten, soweit sie informiert waren. Zu diesem Zweck luden wir sie und unsere Freunde ein und versammelten uns im grossen Salon, der dank unseres Dieners mit Ausnahme von ein paar hartnäckigen Blutflecken auf den Teppichen wieder blitzblank war.

Die Offiziere erzählten von den Gaskammern, den Krematorien und Massengräbern in Auschwitz, die die Häftlinge selbst für sich ausheben mussten, und auf welcher grausamen Weise die Gefangenen dort «exterminiert» wurden. Und zwar ausnahmslos alle! Das waren vorab Alte, Frauen und Kinder. Darunter auch meine Mutter, meine Schwester und die Kinder. Ich war fassungslos und glaubte den Überbringern der Botschaft erst kein Wort – *wollte* es nicht glauben. Doch nach all dem, was ich selbst erlebt hatte, konnte ich nicht mehr verdrängen, dass sich alles so zugetragen haben könnte, wie die Offiziere berichteten. Das Gefühl des Glücks über die Befreiung wich einem stählernen Band der Traurigkeit, das sich über meinem Herzen schmerzhaft zusammenzog.

Ich fand keine Ruhe mehr, wollte so rasch wie möglich zurück nach Nyírbátor, zurück nach Hause, um mich vor Ort davon zu

überzeugen, dass meine Familie nicht heimgekehrt war. Ein Funke abstruser Hoffnung glühte noch in mir. Vielleicht...

Aber noch war es nicht so weit. Zwei kleine Episoden, die sich nach unserer Befreiung in Görlitz zugetragen haben, möchte ich noch erzählen.

Es war ein milder Abend, die Dämmerung hatte kaum eingesetzt, als ein paar sowjetische Soldaten, ohne anzuklopfen, in unserem Haus erschienen. Ihr Gang, Gehabe und Mundgeruch verrieten, dass sie schon eine ganze Menge Wodka oder was auch immer intus hatten. Mir schwante nichts Gutes. Die rohen Kerle begannen, unsere Mädchen und Frauen zu belästigen, erst verbal, dann auch mit unsittlichen Berührungen. Sofort erkannte ich die Gefahr und eilte zur Kommandatur, wo ich zum Glück unseren Freund Gerschon fand und ihm ausser Atem vom üblen Treiben berichtete. Ohne zu zögern, zog er seine Pistole aus dem Holster, entscherte sie und gemeinsam rannten wir zu unserem Haus.

Er riss die Tür zum Wohnzimmer auf und schrie die betrunkenen Meute mit vorgehaltener Waffe an: «Verschwindet oder ich schiesse!»

Aufgeschreckt liessen die Soldaten von den Mädchen ab.

«Das sind meine Schwestern, wagt nicht noch einmal, sie zu berühren!», schrie Gerschon den Soldaten nach, die verängstigt das Weite suchten.

Wir waren alle erleichtert und dankbar für Gerschons Hilfe. Er hatte sein Wort gehalten und unsere Frauen vor Schlimmerem bewahrt.

Einige Tage später flanierte ich mit meinem Vater durch das Stadtzentrum. Ich sah einen Mann, der ein Fahrrad schob und eine Armbinde mit der Aufschrift «Volkspolizei» trug. Sofort erkannte ich ihn. Es war der ehemalige Obermeister der Firma WUMAG – der Waggon- und Maschinenbau AG Görlitz, der hier frei herumlief, und erst noch mit einer Polizeibinde! Wir gingen auf ihn zu und hielten ihn auf. Er erkannte uns vorerst nicht, denn wir waren nun ja wieder einigermaßen wohlgenährte Menschen. Während Vater den Obermeister in Schach hielt, rannte ich los, um russische Soldaten zu suchen. Ganz in der Nähe fand ich drei von ihnen und erzählte, wen wir aufgespürt hatten und was es mit ihm auf sich hatte. Schnell kehrten wir zurück und umringten den Mann.

Einer der Soldaten musterte ihn scharf und sprach ihn in perfektem Deutsch an: «Herr Obermeister, erinnern Sie sich an mich?» Der Soldat war ein Jude, der zwei Jahre zuvor als Häftling unter diesem Mann Fronddienst geleistet hatte. Dann gelang ihm die Flucht vor dem tyrannischen Obermeister und der Zwangsarbeit. Erst hatte er sich zu den Partisanen durchgeschlagen, dann diente er in der Roten Armee in einer Sondereinheit, wo er dank seiner Orts- und Sprachkenntnisse wertvolle Dienste leistete.

«Das ist meine *Ware*», sagte der Soldat mit Betonung auf «Ware», packte den Obermeister am Arm und schleppte ihn mitsamt seinem Fahrrad zur Kommandatur. Ob und welche Strafe der Deutsche erhielt, habe ich nie erfahren. Aber ich war froh, dass er das Fahrrad mitgenommen hatte, denn sonst hätte mein Vater womöglich auch dieses noch bei uns eingelagert.

Nun wollten wir endlich diesen Ort verlassen und uns auf die Reise nach Nyírbátor machen, um herauszufinden, ob sich nicht doch noch irgendein Überlebender unserer Familie dort befand. Vielleicht hatten es meine Geschwister, drei Brüder und eine Schwester, geschafft, ihr Leben zu retten. Es drängte uns, nach Hause zu fahren.

Aber war es noch unser «Zuhause»? Wie sah es dort wohl aus und was erwartete uns? Ich wollte, musste es wissen, und zwar bald.

Wir bekamen von den Sowjets eine Art Pass, sogenannte «Gruppenpassierscheine», die uns die Durchreise durch die damalige Tschechoslowakei zur ungarischen Grenze ermöglichten.

Bevor ich aber über unsere Abreise spreche, möchte ich über meinen zweiten Besuch in dieser Stadt berichten. Dieser fand nach neunundsechzig Jahren, also erst vor Kurzem, statt. Am 8. Mai 2014 war ich mit Myrtha eingeladen zum Jahrestag des Kriegsendes, der gleichzeitig auch Europatag ist. Der eine Teil von Görlitz ist deutsch, das Gebiet jenseits der Neisse polnisch. Der Anlass fand in einem grossen Saal auf deutscher Seite statt. Der Saal war gerammelt voll. Myrtha und ich fanden einen Platz in den vorderen Reihen. Ebenfalls anwesend waren die Bürgermeister der beiden Stadtteile und weitere Prominenz. Auf der einen Seite des Saales sassen die Polen, auf der anderen die Deutschen. Damit jeder die Ansprachen der verschiedenen Redner verstehen konnte, standen bei allen Stühlen Kopfhörer zur simultanen Übersetzung Polnisch-Deutsch und umgekehrt zur Verfügung.

Mitten in einer Rede stand plötzlich der Oberbürgermeister bei mir und flüsterte mir zu: «Herr Graber, Sie müssen auch etwas sagen.»

Ich war leicht irritiert und sah verunsichert zu Myrtha.

Sie zuckte nur die Achseln und sagte: «Ich weiss auch nicht, was willst du denn erzählen?»

Genau das war mein Problem und ich antwortete lapidar: «Keine Ahnung.»

Der Oberbürgermeister führte mich zur Bühne, und ich stand völlig unvorbereitet vor mehreren Hundert Menschen, die gespannt meiner Worte harreten. Also beschloss ich, einfach zu sagen, was mir gerade in den Sinn kam und begann:

«Wenn ich durch die Reihen sehe, kann ich keinen Menschen ausmachen, der damals dabei war. Nun, ich möchte ganz ehrlich sein. Am 8. Mai 1945 wurde überall in der Welt in den Strassen getanzt und der Sieg gefeiert. In Paris, London und vielen anderen Städten. Aber in Görlitz gab es keine Deutschen mehr, die wohl den Frieden ebenso herbeigesehnt hatten und tanzen konnten, denn sie wurden alle aus der Stadt vertrieben. Nur die Russen und wir, die befreiten Juden, waren dort und feierten. Doch einmal sah ich auf der Strasse eine zerlumpfte, etwa dreissigjährige Deutsche mit einem Kind auf dem Arm. Sie sah erbarmungswürdig aus. Gezeichnet von Hunger, mit dunklen Ringen unter den traurigen und angstvollen Augen, hatte sie sich in die Stadt gewagt, wahrscheinlich auf der Suche nach Nahrung und einem Plätzchen für sich und ihr Kind. Ich ging auf sie zu, klaubte ein Stück Brot aus der Tasche und gab es dem Kind.

Einige meiner Kollegen aus dem KZ sahen dies und sagten: ‚Siehst du denn nicht, dass dies eine Deutsche ist, wie kannst du der Essen geben?‘

Darauf erwiderte ich: ‚Wisst ihr was? Wenn ich diesem Kind kein Brot gebe, bin ich nicht besser als Hitler, der alle, auch die Kinder, vernichten wollte. Diese Frau, das Baby, sie sind Menschen wie wir und haben uns nichts zuleide getan. Ich fühle mich verpflichtet, das zu tun. Auch ihr wisst doch alle, was Hunger ist. Wollt ihr denn Rache nehmen an dieser unschuldigen Frau und dem armen Kind? Wollt ihr sein wie er?‘

Die Frau hatte Tränen der Rührung und des Dankes in den Augen, und meine Kollegen schwiegen beschämt.»

Im Saal war es mäuschenstill, da und dort hörte ich ein Schniefen. Ich schwieg einen Moment und schloss meine Rede: «Wir alle sind Menschen, und im Gedenken daran, dass es einmal nicht so war, sind wir hier zusammengekommen. Vielen Dank an alle, die anwesend sind.»

Der tosende Applaus, der durch den Saal brandete, überraschte und berührte mich tief. Als ich von der Bühne stieg, kam der Oberbürgermeister auf mich zu und sagte mit feuchten Augen: «Herr Graber, das war die schönste und intelligenteste Rede des ganzen Tages.»

Zurück an meinem Platz, strahlte mich meine Frau an und sagte: «Shlomo, wie hast du das hingekriegt? Ich wusste gar nicht, dass du ein so guter Redner bist.»

Am 6. und 9. August 1945 werfen die Amerikaner Atombomben auf die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki ab. Knapp

einen Monat später, am 2. September 1945, endet der Zweite Weltkrieg mit der bedingungslosen Kapitulation Japans.

Zahlenangaben zu den Gesamttoten des Weltkriegs und der einzelnen Staaten sind oft Schätzwerte, die in der Literatur unterschiedlich angegeben werden. Sie gehen meist auf offizielle Angaben der jeweiligen Regierungen zurück. Die Kriegstoten des Zweiten Weltkriegs ergeben eine Summe von 60 bis 65 Millionen Menschen. Davon waren mehr als die Hälfte Zivilisten.

Besonders die Zahlen der Holocaust-Opfer wurden im Laufe der Jahrzehnte mehrfach genau überprüft und die bis dahin ungewissen Zahlen der sowjetischen und polnischen Holocaustopfer durch neue Quellen exakter bestimmt. Dabei wurden die Mindestzahl von 5,7 Millionen und die wahrscheinliche Gesamtzahl von 6,3 Millionen ermordeter Juden wissenschaftlich gesichert. Das Forschungsinstitut Yad Vashem in Jerusalem, hat bis ins Jahr 2010 die Namen von 4 Millionen Holocaust-Opfern dokumentiert.

Doch all diese Zahlen sind für mich, wie für viele Menschen, wie ich annehme, bloss abstrakte Werte, die niemals das wahre Ausmass menschlichen Leids, das sich hinter diesen nackten Zahlen verbirgt, beschreiben können.

TEIL 2

Rückkehr nach Hause

Nun war es endlich so weit. Unsere Reise von Görlitz nach Nyírbátor, das circa 260 Kilometer von der ungarischen Hauptstadt nahe der rumänischen Grenze liegt, konnte beginnen. Ungefähr tausend Kilometer würden wir bis dahin unterwegs sein.

Obwohl wir nur etwa drei Wochen in dem Wohnhaus in Görlitz verbracht hatten, kam mir die Zeit wie eine kleine Ewigkeit vor. Vermutlich, weil sie so dicht gedrängt war von Eindrücken und abenteuerlichen Erlebnissen.

Die erste Etappe sollte uns nach Liberec, zu Deutsch «Reichenberg», führen, einer Stadt, die im Sudetenland lag und nach dem Krieg von den Siegermächten wieder der Tschechoslowakei zugeschlagen wurde. Es war zwar nur eine Reise von etwa sechzig Kilometern, doch sie sollte alles andere als gemütlich werden.

An einem sonnigen Maitag zog ein Menschentross zum Bahnhof in Görlitz. Mein Vater hatte seine «Beutestücke» in Koffer und Tragkisten gestopft und band sie an seinen zwei Fahrrädern fest. Pessil-Leah, Fejge, mein Vater und ich blieben zusammen, denn wir wollten uns in der Menschenmenge nicht verlieren.

Am Bahnhof angelangt, stand bereits eine rauchende Dampflok mit klapprigen Waggons bereit. Wir stemmten unser Gepäck auf das Dach des Zuges und wollten dann einen Platz in einem freien Abteil suchen. Aber weit gefehlt! Bis auf die letzte Sitz-

bank war alles von sowjetischen Soldaten besetzt, auch Stehplätze gab es nicht. Der Lärmpegel war schon auf einem unangenehm hohen Niveau, denn unsere Befreier sprachen dem Wodka bereits wieder nach Kräften zu. So blieb uns nichts anderes übrig, als mit unserem Gepäck auf dem Dach der Eisenbahn zu reisen. Allerdings waren auch dort die Platzverhältnisse alles andere als komfortabel, denn viele unserer ehemaligen Lagerinsassen hatten sich dort bereits niedergelassen. So sassen wir dicht gedrängt auf den Dächern, als die Lokomotive schnaubend anzog.

Als wir gegen Abend mit steifen Gliedern in Liberec ankamen, stellte mein Vater fest, dass die Soldaten seine Fahrräder geklaut hatten, und regte sich fürchterlich auf. Ich hüllte mich in Schweigen, war aber insgeheim froh, die schweren Vehikel losgeworden zu sein.

Unser Zug fuhr auf einem Nebengleis ein, wo wir mehrere Stunden Aufenthalt hatten. Einige Russen waren aus ihren Waggons gestiegen, um sich die Füße zu vertreten. Viele von ihnen waren schon dermassen betrunken, dass wir Angst bekamen, sie könnten uns, und vor allem unsere Frauen, belästigen. So kletterte ich vom Dach in die Nacht hinaus, um nach jüdischen Russen zu suchen, die uns beschützen könnten. Plötzlich waren im nahegelegenen Wald Gewehrsalven zu hören. Ich war erstaunt, wie rasch sich die besoffenen Russen formierten und das Feuer erwiderten. Sie hatten Flammenwerfer dabei, mit denen sie den Waldrand in eine lodernde Feuersbrunst verwandelten und immer weiter ins Gehölz eindrangten.

Wie sich herausstellte, hatte sich eine Horde deutscher Soldaten dort verschanzt, die scheinbar nicht mitgekriegt hatte, dass der Krieg verloren war. Ich hörte Schreie der Deutschen, die sich,

einer Übermacht gegenüberstehend, ergeben wollten. Aber die Russen kannten keine Gnade und erledigten jeden Deutschen, den sie aufspüren konnten.

Danach kehrten sie zurück, um ihre gelungene Aktion mit einer weiteren Sauforgie zu feiern.

Dann ging die Fahrt weiter durch deutsches Gebiet. Ich sah zerstörte Städte, Trümmer von zerbombten Häusern und besiegte Menschen, die, in Lumpen gekleidet, in den Strassen umherirrten und auf den Schutthalden nach Überlebenden suchten.

Ich gebe zu, dass mich diese Bilder damals mit Genugtuung erfüllten. Ich wünschte, dass dieses Land für immer von der Landkarte verschwinden würde. Dieses Volk hatte in meinen Augen keine Daseinsberechtigung mehr.

Doch diese Einstellung hat sich mit den Jahren geändert, denn ich erkannte, dass auch diese Menschen unter Hitler und seinen Schergen gelitten hatten. Dass viele von ihnen zum Gehorsam gezwungen worden waren und nun dafür bezahlen mussten. Obwohl ich Jude bin und für uns das Neue Testament keine Gültigkeit hat, bin ich von Natur aus nicht der Mensch, der Auge um Auge und Zahn um Zahn fordert, sondern verzeihen kann. Natürlich schliesst das nicht aus, dass es notwendig war, die Verbrecher durch eine seriöse Gerichtsbarkeit ihrer verdienten Strafe zuzuführen, um künftiges Unheil dieser Art auszumerzen. Leider muss ich heute aber feststellen, dass noch viele Kriege folgen sollten, die nicht minder grausam waren, und ich frage mich ab und zu, weshalb Gott – oder welchen Namen er auch immer trägt – all das Leid und die Not von vielen Millionen Menschen auf

der Welt zulässt. Er, der Gerechte, der seine Schäfchen lieben und beschützen sollte. Erst letzthin wurde ich gefragt, was Gott für mich bedeutet, und ich antwortete: «Gott ist kein denkendes, bewusstes Wesen. Gott ist die Natur, er ist reine Energie und überall vorhanden.» Was der Mensch mit dieser Energie anstellt, kann er nicht auf ein anderes Wesen abschieben. Wie gerne würde ich noch erleben, dass die Menschheit erwachsen wird, in Frieden und Harmonie und ohne Machtgelüste und Gier zusammenlebt. Aber dies wird wohl eine Illusion bleiben. Für mich selbst habe ich aber den inneren Frieden gefunden und – auch viele deutsche Freunde.

Doch zurück zu unserer Reise.

Unser nächstes Ziel war die slowakische Hauptstadt Bratislava. Es war eine sehr anstrengende und lange Fahrt, diesmal aber immerhin im Inneren der Waggons und ohne den beissenden Rauch der Lokomotive in der Nase.

Endlich fuhr unser Zug in den Hauptbahnhof ein. Dort standen bereits viele andere Gruppen, die ebenfalls vor Kurzem angekommen waren. Darunter war eine, die aus ehemaligen weiblichen Lagerinsassen bestand. Sie trugen noch immer ihre Häftlingskleidung und die unbequemen Holzschuhe und drängten sich auf den Plattformen zusammen. Ein sowjetischer Oberstleutnant – wie sich herausstellte, ein Jude – war entsetzt ob dieses erbärmlichen Anblicks. Er befahl, den Frauen und uns Nahrung zu bringen. Dann entdeckte er einen Zug mit deutschen Gefangenen. Er befahl seinen Soldaten, dass die Deutschen ihre Leder-
schuhe mit den Holzpantoffeln der Frauen tauschen sollten.

Einer seiner Leute sagte: «Die Holzschuhe sind doch viel zu klein für die Füße der Deutschen.»

«Dann schlag sie ihnen mit einem Hammer rein!», schrie er seinen Untergebenen unwirsch an.

Kurz darauf kam ein Zug mit deutschen Flüchtlingen an. Auch mit diesen kannte der Offizier keine Gnade: Er gab die Weisung aus, alle Deutschen aus den Waggonen zu holen und Männer und Frauen zu trennen. Dann mussten beide Gruppen in eine andere Richtung marschieren. So, wie man es einst uns angetan und die Familien auseinandergerissen hatte. Ich verstand die Aktion nicht recht und blickte den Offizier fragend an. Mit einem hämischen Lachen sagte er auf Jiddisch zu mir: «Schau mich nicht so an! Sie sollen auch mal spüren, wie das in Auschwitz gewesen ist.»

Ich schwieg, aber einverstanden war ich dennoch nicht. *Ich* war in Auschwitz gewesen und wenn überhaupt jemand hätte Rachegefühle haben sollen, dann wohl ich selbst. Unrecht mit Unrecht zu vergelten – damals wie heute glaube ich, dass das falsch ist.

Aus vielen ehemaligen Lagern waren befreite Juden in der Durchgangsstation Bratislava angekommen. Noch auf dem Bahnhof fand ein reger Austausch statt. Jeder erzählte seine Geschichte, und ich erfuhr viele Einzelheiten über die Vernichtungslager. Obwohl ich ein solches ja selbst erlebt hatte, war ich innerlich sehr aufgewühlt ob all dieser Erzählungen und dem enormen Ausmass der Grausamkeiten, das mir bis dahin gar nicht recht bewusst gewesen war.

Endlich wurden wir der Obhut des «Joint Distribution Committee», einer amerikanisch-jüdischen Hilfsorganisation, zugeführt,

die uns im Hotel «Doxa» unterbrachte, damit wir uns dort von den Reises Strapazen erholen konnten.

Ich fand aber im Hotel keine Ruhe, zu sehr hatten mich all die Berichte mitgenommen. Ich schlenderte durch die Strassen in der Hoffnung, ein Wunder geschähe und ich fände Mitglieder unserer Familie. Immer wieder glaubte ich, in diesem oder jenem Passanten, den ich von Weitem erblickte, einen Angehörigen zu erkennen. Doch immer wieder wurde ich enttäuscht. Ich erfuhr, wie stark doch der Wunsch Vater des Gedankens sein kann. Ziellos und niedergeschlagen irrte ich weiter durch die Stadt.

Und plötzlich erkannte ich doch noch einen Bekannten: Es war Lipa Titelbaum, Leahs Bruder und Sohn des Rabbis von Nyírbátor. Ich ging auf ihn zu und fragte unumwunden, ob er seine Schwester wiedersehen wollte. Erst war er verwirrt und erkannte mich nicht. Sein Blick war apathisch, er wirkte niedergeschlagen und deprimiert. Zaghafte nickte er. Wohl glaubte auch er nicht mehr daran, jemanden aus seiner Familie zu finden. Dennoch schloss er sich mir an. Und in mir selbst keimte neue Hoffnung auf.

Auf dem Weg zum Hotel trafen wir einen hochrangigen jüdischen Offizier, der sofort erkannte, dass wir aus den Lagern kamen. Er war hocheifrig, mit uns Jiddisch sprechen zu können, zeigte uns Fotos von seiner Familie – eins nach dem anderen zog er hervor und kommentierte es stolz: «Das ist meine Frau und hier mein Sohn, der Vater ...» Er begleitete uns zum Hotel und wollte auf dem Weg dorthin alles über die Lager wissen. Dann verabschiedeten wir uns vor dem Hotel.

Die Freude von Lipa war gross, als er seine Schwester in die Arme nehmen konnte. Pessil-Leahs Tränen des Glücks sind mir noch heute in rührender Erinnerung.

Kurz darauf fuhr ein Lastwagen vor dem Hotel vor. Sowjetische Soldaten stiegen aus und schenkten uns eine grosse Menge feinsten Lebensmittel – auf Geheiss des jüdischen Offiziers.

Nach einigen Tagen konnte die Reise endlich weitergehen. Wir erhielten neue Ausweise, die uns als Pass für die Einreise in Ungarn dienten.

Kurze Zeit später hatten wir bereits die Grenze nach Ungarn passiert. Wir waren in unserem Heimatland angelangt. Nach ein paar Stunden fuhr der Zug in Budapest ein. Es war der 6. Juni 1945. Dort war schon alles für uns vorbereitet. Wir wurden zum Gemeindezentrum am Bethlen-tér-Platz gebracht, wo wir «richtige» Ausweise, Geld und, wo nötig, erste Hilfe erhielten. Überall im Zentrum hingen Suchanzeigen nach Verwandten. Stundenlang studierte ich die Papiere, wieder und wieder, aber zu meiner grossen Enttäuschung war nirgends der Name eines meiner Familienmitglieder aufgeführt.

Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, stand die letzte Etappe bevor. Nyírbátor war nur noch wenige Stunden von uns entfernt. Endlich würde ich Gewissheit erlangen über den Verbleib meiner Familie. Ich war sehr aufgeregt.

Geisterstadt

Nyirbátor zählte vor dem Krieg einige Tausend Einwohner, vierzig Prozent davon waren Juden gewesen.

Als die Eisenbahn mit einem lang gezogenen Pfiff in den Bahnhof des Städtchens einfuhr, hätte ich eigentlich jubeln müssen: ‚Endlich wieder zu Hause!‘ Aber ich hatte gemischte Gefühle, denn ich wusste nicht, was mich dort erwartete. War die Stadt noch intakt oder würden mich auch dort Zerstörung und Elend erwarten?

Bald sah ich zu meiner Beruhigung, dass fast alle Häuser unversehrt waren. Wohl war den Deutschen seinerzeit die Munition für einen so unbedeutenden Ort zu schade gewesen. Eigentlich hatte ich angenommen, dass die Bevölkerung, unsere Nachbarn und Freunde, uns ein kleines Begrüßungskomitee schicken würden. Dies war aber nicht der Fall, und später sollte ich auch erfahren, weshalb.

Kaum waren wir dem Zug entstiegen, verlor ich meinen Vater aus den Augen. Er wollte sich umgehend zu seinem Elternhaus aufmachen – mit seinen Koffern und Kisten im Schlepptau.

Mich hingegen drängte es, mir erst ein Bild vom Ort zu verschaffen und mich umzusehen. Unterwegs traf ich auf ehemalige Schulkollegen und andere Freunde, die mich herzlich begrüßten. Aber bald musste ich erfahren, dass da keine Juden mehr dabei waren, meine Familie mit eingeschlossen. Die Nazis hatten gründlich «aufgeräumt». Der einst belebte Marktplatz, auf dem praktisch nur jüdische Geschäfte standen, war verwaist, keiner

der Läden war mehr geöffnet. Grosse Trauer überfiel mich bei dem Anblick. Die schon leicht verwitterten Firmenschilder und Namenstafeln an den Häusern kamen mir jetzt vor wie Grabschriften. Es war wie auf einem Friedhof. Stille – und sie erfüllte mich mit Leere. Ich stand da und wollte einfach nur allein sein mit meiner Trauer.

Dann ging ich umher und las die Schilder. Jeden hatte ich gekannt, keiner war offenbar mehr am Leben. Da standen noch die drei Synagogen, die Talmudschule aber war abgerissen worden, ebenso wie die Mikwe, das Ritualbad, wo ich gearbeitet hatte.

Heute stehen all diese Geschäfte nicht mehr, im Internet findet man kaum mehr Hinweise auf die grosse jüdische Gemeinschaft, die dort einst gelebt hat. Die jüdische Geschichte des Städtchens wurde, wenn nicht umgeschrieben, so doch schlicht ignoriert.

Kaum ein Jahr war seit der Deportation vergangen, alles sah noch aus wie damals, und doch war das Leben aus dem Ort gewichen, als ob ein grosser Moloch das Blut, die Lebensader der Stadt, ausgesaugt hätte. War das die Stadt, die ich einst gekannt hatte, oder war es eine Geisterstadt? Es schien, als ob die Zeit stehen geblieben und der Ort zu einer Filmkulisse verkommen sei.

Nachdem ich mich einigermaßen gefasst hatte, konnte ich den Umfang der Tragödie, die auch die zurückgebliebenen Ungarn hier ereilt hatte, halbwegs ermessen.

Als ich später mit der nichtjüdischen Bevölkerung über unsere Deportation und die KZ-Lager sprach und ausführlich berichtete, was man uns angetan hatte, glaubte man mir kaum. Die Bestür-

zung war enorm. Hatte man einfach angenommen, die Juden seien von ihren Häschern ein Jahr in die Ferien geschickt worden? Unsere Freunde und Nachbarn hatten nie erfahren, was aus uns geworden war. Nun verstand ich, weshalb uns kein «grosser Bahnhof» erwartet hatte, zumal auch niemand von unserer Ankunft informiert worden war.

Irgendwo fand ich meinen Vater, der auch Bekannte getroffen hatte und noch nicht in unserem Haus angekommen war. So gingen wir zu zweit «nach Hause».

Die Überraschung war gross, als wir auf eine Zigeunerfamilie trafen, die dort hauste. Wir erklärten, wer wir waren und dass dieses Haus unser Eigentum sei. Die Zigeuner flehten uns an, sie nicht auf die Strasse zu setzen. Wir hatten Mitleid mit ihnen und liessen sie bei uns wohnen, bis sie eine andere Unterkunft gefunden hatten.

Kurz darauf klopfte es an die Tür und Mutters gute Freundin, Frau Baracsi, stand davor. Sie brachte uns die Bettwäsche zurück, die ihr meine Mutter kurz vor der Deportation überlassen hatte. Bei Tee und Kuchen berichteten wir von den Grausamkeiten der Nazis und dass wir bisher keine Überlebenden aus unserer Familie gefunden hätten. Dass sowohl meine Mutter als auch ihre Schwester mit Sicherheit von den Deutschen eingäschert worden seien.

Frau Baracsi war zutiefst bestürzt und machte sich grosse Vorwürfe. Sie hatte sich seinerzeit angeboten, meine Schwester bei sich aufzunehmen und zu verstecken. Mit Tränen in den Augen sagte sie: «Warum nur habe ich nicht mehr insistiert, warum liess ich sie ziehen? Vielleicht wäre sie noch am Leben.»

Aber auch sie konnte ja nicht ahnen, was uns erwartet hatte.

Täglich trafen einige Juden in Nyírbátor ein, vorwiegend aus den umliegenden Dörfern. Sie wollten sich hier niederlassen, denn nach wie vor befürchteten sie antisemitische Übergriffe in den ländlichen Gegenden.

Langsam kehrte Leben in unser Städtchen zurück, was mich mit Freude erfüllte. Und immer noch glomm ein Funke Hoffnung in mir, einer unserer Familie sei bei den Zuwanderern dabei.

Doch Mal für Mal wurde ich enttäuscht, mein Herz war voller Trauer. Und heute wie damals frage ich mich noch manchmal: Weshalb lebe ich? War es einfach Glück, war es Zufall oder vielleicht Schicksal? Und heute wie damals finde ich keine Antwort auf diese Frage.

Noch immer lebte die Familie Lakatos, die Fahrenden, bei uns. Ihrer ursprünglichen Lebensweise, dem Reisen, Musizieren, Kesselflicken, Korbflechten und anderem, konnten sie zu dieser Zeit nicht nachgehen, es fehlte an Mitteln und war noch immer sehr gefährlich. Es entstand eine tiefe Freundschaft, ja beinahe eine Seelenverwandtschaft zwischen uns, denn auch diese Ethnie wurde oft geächtet und verfolgt, und dies seit langer Zeit.

Der Kontakt blieb auch bestehen, als die Lakatos in der Nachbarschaft einen neuen Unterschlupf gefunden hatten.

Sie verdienten ihr Brot bei Veranstaltungen, wo sie Zigeunerweisen zum Besten gaben. Obwohl der Vater völlig taub war, verstand er das Cembalospiele noch immer ausgezeichnet. Sein

ältester Sohn, Kalman, wurde später über Ungarns Grenzen hinaus ein berühmter Geiger.

Einmal machte er mir ein grosses Geschenk, das ich nie vergessen werde: Als ich in Budapest mit Freunden ein bekanntes Kaffeehaus besuchte, um einem Konzert der Kapelle von Kalman beizuwohnen, stimmte die Kapelle sofort die «Hatikwa», die israelische Nationalhymne, an. Ich war sehr gerührt, umso mehr, als ich erfuhr, dass die Familie Lakatos die Hymne als Zeichen der Dankbarkeit und Freundschaft zu meinen Ehren gespielt hatte.

Man kann nicht sagen, dass in Nyírbátor der Alltag schon wieder Einzug gehalten hatte. Wir hatten keine Arbeit und lebten in bescheidenen Verhältnissen von der Hand in den Mund. Da erinnerte ich mich, dass ich vor der Deportation auf dem Dachboden nebst einigen Familienbildern auch einen Brillantring meiner Mutter versteckt hatte, den man vielleicht hätte verkaufen können. Ich stieg hinauf und suchte diese Dinge – vergeblich. Bald konnte ich in Erfahrung bringen, dass die Antisemiten noch am Tag unserer Deportation alle jüdischen Häuser durchsucht und die darin befindlichen Besitztümer geplündert hatten.

Doch nach und nach fassten wir wieder Fuss im Ort. Der Sohn des von den Deutschen ermordeten Rabbis, Aaron Titelbaum, organisierte die Gemeinde neu. Er veranstaltete zum Beispiel Gottesdienste. Allerdings war der Betsaal der Synagoge noch immer angehäuft von allerlei Gerümpel, zerbrochenen Möbeln und Ähnlichem, das von vertriebenen oder deportierten Juden stammte und dort vor sich hin schimmelte. So wurden die Mes-

sen vorerst im «Paliscj», dem Durchgang zur Synagoge, abgehalten. Dort lehrte man auch die heiligen Schriften. Mein Vater – der ja des Lesens und Schreibens kaum mächtig war – schloss sich diesem Lernzirkel an. Ich glaube, es war nicht sein primäres Ziel, sich weiterzubilden, sondern eher der Trost, den er in dieser Gemeinde fand. Er «litt» noch immer an Heisshungeranfällen und bereitete vor dem Schlafengehen ein Tablett mit Esswaren vor, das er auf einen Stuhl neben seinem Bett stellte. Anderntags war das Tablett leer, die Speisen darauf gänzlich verputzt. Im Grunde hätte mir das egal sein können, aber es beschäftigte mich, dass er nicht von seiner Gier loskam. Unser ungleiches Verhältnis, das uns im KZ zusammengeschweisst und uns vielleicht das Leben gerettet hatte, verblasste zusehends, das gute Einvernehmen zwischen uns wich wieder vermehrt Meinungsverschiedenheiten und kleinen Streitereien.

Mit Wehmut dachte ich an meinen gütigen Grossvater und meine kluge Mutter. Ich erinnerte mich daran, wie sie mir das Kochen beibrachte. Wenn ich heute für meine geliebte Myrtha ein Mahl zubereite, ist es meist ein Rezept meiner Mutter. Auch viele Jahre nach ihrem Tod spüre ich eine starke Bindung zu ihr, und Trauer steigt in mir auf.

Aber es waren nicht nur Bagatellen, die meinen Vater und mich entfremdeten. Ich wandte mich immer stärker dem weltoffenen, weniger dogmatischen Zionismus und Glauben zu, während Vater sich mehr und mehr der strengen Orthodoxie und dem damit meiner Meinung nach verbundenen materialistischen Denken verschrieb. Es kam soweit, dass ich zu einem Freund, Bagyi Szrolovics, zog. Er hatte vor der «Schoah» mit mir als Glaser

bei Doved Österreicher gearbeitet, der mitsamt seiner Familie ebenfalls von den Nazis getötet worden war.

Bagyi und ich eröffneten Österreichers Geschäft neu. Wir erledigten Glaserarbeiten und rahmten Bilder. An Aufträgen mangelte es nicht. Aber die Bezahlung dafür war das grosse Problem. Die Inflation seit der sowjetischen Besetzung war dermassen eklatant, dass die Banknoten, die wir für einen Auftrag einkasierten, wenige Tage danach gerade noch dazu dienen konnten – meine Ausdrucksweise möge mir verziehen werden –, den Arsch zu putzen. Der Kurs sank stündlich. Zur Verdeutlichung: Vor dem Einmarsch der Roten Armee war der grösste Geldschein in Ungarn die Tausend-Pengö-Note, im November des gleichen Jahres musste die Notenbank bereits den ersten Eine-Million-Schein drucken. Sonst wäre man mit einer Einkaufsstüte, prall gefüllt mit Geldnoten, in den Laden gegangen und mit einer Handvoll Gütern herausgekommen. So zogen wir als Bezahlung Lebensmittel vor, die meist in Form von Eiern oder Gemüse abgegolten wurden. Unsere Regale füllten sich damit – und mussten dann auch konsumiert werden. Nicht selten assen wir zwanzig Eier pro Tag, meist zu Rührei verarbeitet.

Es versteht sich von selbst, dass ich heute, wenn ich für Myrtha und mich koche, von Rühreier-Rezepten absehe ...

Es kam der Tag, an dem Bagyi keine rechte Befriedigung mehr in seiner Arbeit fand. Er schloss sich der Geheimpolizei an, die unter anderem ungarische Nazi-Verbrecher suchte, die an den Deportationen beteiligt waren, um sie ihrer Strafe zuzuführen. Er war damit ziemlich erfolgreich und spürte einige der Missetäter

auf. Später wanderte er in die USA aus. Danach brach unser Kontakt ab und ich weiss nicht, was aus ihm geworden ist. Aber ich hatte grossen Respekt vor seiner Tätigkeit, denn auch mich befriedigte das Leben in Nyírbátor nicht mehr. Ich spielte mit dem Gedanken, nach Israel auszuwandern.

Mein Vater war auch nicht untätig geblieben und eröffnete eine Uhrenwerkstatt. Sein Problem war allerdings die Beschaffung von Werkzeugen und Ersatzteilen.

An einem regnerischen Tag – es mochte Frühherbst gewesen sein –, suchte er mich auf, um mir eine frohe Botschaft zu verkünden. Dies allerdings nicht ohne Hintergedanken. Er teilte mir mit, er habe herausgefunden, dass die beiden Schwiegertöchter meines Onkels mütterlicherseits die Konzentrationslager überlebt hätten. Sie hiessen Magda und Aranka, Letztgenannte konnte sogar ihren Sohn Motti retten. Onkel Alter, so sein Name, war wie die meisten Angehörigen seiner Familie im Holocaust umgekommen. Er hatte vor dem Krieg in der ungarischen Stadt Sátorajújhely mit seinem Bruder Schlomo zusammen eine Handelsfirma für den Vertrieb von Uhren, Ersatzteilen und Uhrmacherwerkzeugen geführt. Viele dieser Produkte importierte er aus der Schweiz.

Die Nachricht erfreute mich über alle Massen.

Vater berichtete weiter, dass wie durch ein Wunder Alters Geschäftshaus von den Plünderungen der Ungarn und später auch der sowjetischen Soldaten verschont geblieben war und noch viele Warenbestände dort lagerten. Nun rückte er mit seinem Anliegen heraus: Er bat mich, zu den beiden Frauen nach Sátoral-

jaújhely zu fahren, um dort für ihn dringend benötigte Werkzeuge und vielleicht auch Uhren zu erbetteln.

«Schliesslich sind wir ja enge Verwandte und sollten zusammenhalten. Ich meine, wir haben aus diesem Lager ein paar Dinge zugut.»

Hätte mich nicht die Aussicht, zwei Verwandte zu sehen, angespornt, wäre ich wohl dem Wunsch meines Vaters nicht nachgekommen. So aber machte ich mich auf zur etwa hundertfünfzig Kilometer entfernten Stadt Sátoraljaújhely. Der rein materialistische Zweck meines Besuches beschämte mich allerdings ein wenig.

Tatsächlich konnte ich Magda und Aranka ausfindig machen. Sie waren hochofrend, einen Überlebenden aus der Verwandtschaft zu treffen, und luden mich zum Abendessen ein.

Bis in die frühen Morgenstunden tauschten wir unsere Lagererlebnisse aus. Dann brachte ich etwas scheu heraus, was mir mein Vater aufgetragen hatte. Die beiden Frauen waren sofort einverstanden, am folgenden Morgen ins Lager zu fahren, und sagten, ich könne von dort mitnehmen, was immer meines Vaters Herz und Geschäft begehre.

Als wir anderntags dort eintrafen, glaubte ich, zu träumen: Überall lagen Kisten herum, angefüllt mit teilweise wertvollen Uhren, andere voller Edelsteine, dann auch Uhrmachergerät und Werkzeuge aller Art. Es war in der Tat ein Schatz, der dort lagerte.

Mir lag es jedoch fern, die Grosszügigkeit der beiden auszunutzen, obwohl sie mich beinahe drängten, so viel mitzunehmen, wie ich zu tragen vermochte. Aber ich hatte keinerlei materielle Interessen und nahm das, was mir mein Vater aufgetragen hatte: Werkzeuge, die zur Reparatur von Uhren dienten, und Ersatztei-

le. Auch eine goldene Armbanduhr, die sie mir schenken wollten, mochte ich nicht annehmen, obwohl ich damals noch keine solche besass.

Vielmehr erfreute mich die Nachricht, dass auch mein Onkel Zwi lebte und sich in Tel Aviv niedergelassen hatte und auch mein Cousin Joska und die Cousine Lili entkommen seien und in Debrecen lebten.

Als ich später dann ebenfalls in Israel lebte, traf ich auch diese, und wir pflegten eine intensive und lange Verbindung.

Glücklich reiste ich mit den Utensilien für meinen Vater nach Nyírbátor zurück und übergab sie ihm. Er war enttäuscht über die seiner Ansicht nach magere Ausbeute, und als ich ihm berichtete, was ich alles noch im Lager in Sátoraljajjhely gesehen hatte, war er äusserst verärgert. ‚Nur gut, dass *ich* die Reise unternommen habe‘, dachte ich in jenem Augenblick, vermutlich hätte er sehr gründlich abgeräumt.. .’

Ich scherte mich nicht um seine Vorwürfe, kehrte nach Hause zurück, bereitete mir ein grosses Rührei mit Gemüse zu, genoss das Mahl und legte mich dann ins Bett. Ich glaube, es war in dieser Nacht, als mein definitiver Entschluss reifte, meine Heimatstadt zu verlassen und neue, eigene Wege zu beschreiten.

Hachschara

Als Hachschara wurde die Vorbereitung auswanderungswilliger Juden nach Palästina bezeichnet. Ihren Ursprung hatte die Hachschara in den 1920er und 1930er Jahren und sie wurde von der jüdischen Jugendbewegung propagiert. Für manch junge Juden war die Hachschara zudem die einzige Möglichkeit, eine Berufsausbildung zu erhalten.

Ich habe von «Heimatstadt» geredet. Aber in Tat und Wahrheit war sie das nach meiner Rückkehr nicht mehr. Zu viel war in die Brüche gegangen, auch wenn wir dort gute Freunde hatten. Der Tod meiner Familie lag stets wie ein dunkler Schatten über dem Ort, die jüdische Gemeinschaft existierte nicht mehr.

Aber es gab ein Land, das unserem Volk, seit Jahrtausenden der Verfolgung, endlich zugesprochen worden war. Schon kurz nach dem Ersten Weltkrieg, im Jahr 1917, unterstützte die britische Regierung die Schaffung einer jüdischen «Heimstätte» in Palästina. Allerdings, und dies füge ich ganz bewusst hinzu: Die sogenannte Balfour-Deklaration und das spätere daraus abgeleitete Völkerbund-Mandat besagten ausdrücklich, dass die Rechte der nicht-jüdischen Bevölkerung nicht durch die Einwanderungen beeinträchtigt werden dürften. Aber, soviel ich weiss, hatten die Engländer offenbar auch den Arabern dasselbe Land versprochen, damit diese sich gegen das Osmanische Reich wenden würden. Jene britische «Doppelstrategie» löste eine fatale Entwick-

lung aus – nämlich das, was man heutzutage so routiniert den «Nahostkonflikt» nennt.

Und es kam, wie es kommen musste: Die vorwiegend osteuropäischen Einwanderer gründeten die Kibbuzim, eine Art Dorf- und Arbeitsgemeinschaften, Kommunen, die am Aufbau der jüdischen Siedlungen arbeiteten. Doch schon im Jahr 1920 kam es zu blutigen Übergriffen auf die jüdische Bevölkerung in Jerusalem.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, am 14. Mai 1948, zog England die letzten britischen Streitkräfte aus Palästina ab, und David Ben Gurion verlas die israelische Unabhängigkeitserklärung. Noch in der Gründungsnacht erklärten Jordanien, der Libanon, der Irak und Syrien dem soeben «geborenen» Staat den Krieg. Würde denn die Verfolgung und Vertreibung der Juden nie ein Ende nehmen? Israel sollte nun mein Heimatland werden, ich wollte auswandern, mich für dieses, *unser* Land, einsetzen, und wenn es denn sein musste, die Feinde mit Waffengewalt daraus vertreiben. So dachte ich damals. Man möge mir und wohl vielen anderen diese vielleicht einseitig anmutende Sichtweise verzeihen. Aber wir waren diskriminiert, gedemütigt und verfolgt worden. Man hatte versucht, und fast wäre es den Nazis gelungen, uns auszurotten wie Ratten. Ich gebe es gerne an dieser Stelle zu: Nein, ich hatte damals keine historisch differenzierte Sichtweise der Dinge, nein, ich versetzte mich *nicht* in die Lage der Araber, die dort bis zu unserer Ankunft gelebt hatten und die unsere Einwanderung und die Gründung des Staates Israel als Katastrophe sahen. Und, ja, damals empfand ich Israel einzig und allein als das, was sich unzählige Juden schon ihr ganzes Leben lang gewünscht hatten – als Heimat!

Ich erinnere mich, wie eines Tages Efraim Gottlieb, ein Abgesandter aus Israel, in Nyírbátor auftauchte. Im Namen und Auftrag der religiös-zionistischen Jugendbewegung «Bne Akiwa» hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, Holocaust-Überlebende davon zu überzeugen, nach Israel auszuwandern. Nach aussen hin war er ein hartgesottener Kerl, aber innerlich mit weichem Kern – und ideologisch hoch motiviert.

An einem Abend lud er die Gemeinde ein, sich in der (noch immer nicht vom Gerümpel befreiten) Synagoge zu versammeln. Eine Vielzahl von Menschen erschien. Efraim hielt auf Jiddisch eine wahre Brandrede, um die Anwesenden zu überzeugen, sich in Israel anzusiedeln.

Bei mir brauchte es nicht viel Überzeugungskraft. Schon acht Jahre zuvor hatte mir Rabbi Lemberger prophezeit, dass es der-einst einen jüdischen Staat geben werde mit einer eigenen, wehrhaften Armee. Wenn ich recht überlege, war es schon damals ein Traum von mir, in diesem «gelobten Land» zu leben. Diesen Traum teilte ich mit meiner Mutter, der sich für sie – dank Hitlers Schergen – leider nicht mehr verwirklichte. Ich aber war nun Feuer und Flamme von der Vorstellung, ein richtiges Heimatland zu haben und dort unter meinesgleichen zu leben, es aufzubauen und für dessen Autonomie zu kämpfen.

Im Anschluss an die Rede bat ich Efraim, mir bei der Auswanderung zu helfen. Er versprach, sich bei der Budapester Zentrale der «Bne Akiwa» persönlich für mich einzusetzen. Zudem schenkte er mir ein Lehrbuch für Hebräisch, das ich mit Eifer studierte. So eignete ich mir in kurzer Zeit schon einige Grundkenntnisse von Sprache und Schrift an.

Es war mir ein grosses Anliegen, all das, was ich in meiner kurzen Schulzeit verpasst hatte, nachzuholen – sei es Geschichte, Kultur, seien es Sprachen oder was auch immer. Ich liess keine Gelegenheit aus, zu lernen, was immer mich interessierte, und weil ich mich interessierte, fiel mir das Lernen leicht. Ich hatte einige Mentoren, die mir sehr viel beibrachten. Dass ich vier Jahrzehnte später Kunstmaler werden würde, hätte ich mir damals allerdings nie träumen lassen, denn die Interessen waren, dem Zeitgeist und dem Erlebten gemäss, ganz anderer Natur.

An dieser Stelle möchte ich etwas vorgreifen und eine kleine Episode zum Besten geben, auf die ich noch heute mit einem Schmunzeln und auch etwas Stolz zurückblicke: Ich war bereits im israelischen Militärdienst, als mich der Kommandant zu sich beorderte. «Shlomo», sagte er zu mir, «aus deinen Papieren geht hervor, dass du nur sechs Jahre die Schulbank gedrückt hast. Ich werde dich nach Haifa schicken, um die Ausbildung abzuschliessen.» Ich war mit Begeisterung dabei.

In Haifa lernte ich Professoren und Akademiker jeder Art kennen. Bereits nach einigen Wochen kehrte ich zurück und meldete mich beim Kommandanten. Er war etwas überrascht, weil ich schon wieder da war, und fragte, wie es gewesen sei.

Zufrieden nickte ich und sagte neckisch: «Es war wunderbar. Alle haben von mir gutes Hebräisch gelernt.»

Er schmunzelte: «Und du, hast du auch etwas gelernt?»

«Oh ja», antwortete ich. «Ich habe sehr viele interessante und kultivierte Menschen kennengelernt. Und durch jeden meiner Lehrer bin ich etwas klüger geworden.»

Zurück nach Nyírbátor. Efraim hatte in Budapest schon alles in die Wege geleitet, wo man mir bei den Vorbereitungen zur Übersiedelung nach Israel helfen würde. Vor meiner Abreise verabschiedete ich mich von meinen Freunden und von meinem Vater mit den Worten: «Auf Wiedersehen in Israel.»

Auf meiner Fahrt nach Budapest legte ich einen Zwischenhalt in Debrecen ein, um meinen Cousin Joska und die Cousine Lili zu besuchen. Vor dem Holocaust hatten wir engen Kontakt gehabt, oft weilte ich bei ihnen in den Ferien, und auch sie haben mich viele Male besucht. Es war ein erfreuliches Wiedersehen. Aber es lag auch Trauer darin, Trauer um alle anderen Verwandten, die nicht mehr da waren, die nie mehr kommen würden.

Nachdem wir uns herzlich verabschiedet hatten, bestieg ich den Zug nach Budapest, eine Reise von etwa zweihundertfünfzig Kilometern, die einige Stunden dauerte. Der Zug war vollgepfert, sodass ich mir fast die ganze, mehrstündige Fahrt, auf engstem Raum zwischen Menschen und Gepäckstücken eingeklemmt, die Füße in den Boden stand. Erholsam konnte man die Reise nicht nennen, aber im Vergleich zur ersten Zufahrt auf dem Dach des Waggons war es ja geradezu komfortabel. Und gegen Ende der Reise fand ich dann doch noch einen freien Sitzplatz.

Etwas gerädert, war ich froh, am Ziel angekommen zu sein und mir die Füße zu vertreten. Budapest hatte schon zu dieser Zeit weit über eine Million Einwohner. Verloren und erschreckt ob der Hektik, der vielen Leute, des Verkehrs stand ich vor dem Bahnhof im Stadtzentrum und hatte keine Ahnung, wie ich mich

hier zurechtfinden sollte. Das Büro, wo ich mich melden sollte, war in der Eva-Strasse 10. Wie um Himmels willen konnte ich dorthin gelangen?

Ich fragte einen freundlich aussehenden Mann nach dem Weg, und er erklärte mir, welche Strassenbahnen ich zu nehmen hätte, wo und in welche Linien ich an welcher Station umsteigen müsste. Mir schwirrte der Kopf. Dazu kam, dass ich noch nie mit einer Tram gefahren war. Darüber hinaus waren auch diese vollgestopft mit Menschen. Dies alles beängstigte und verwirrte mich. So wählte ich den (vermeintlichen) Weg des geringsten Widerstandes und ging zu Fuss.

Immer wieder fragte ich Passanten nach der gesuchten Adresse. Ich weiss nicht, wie weit es tatsächlich gewesen wäre, wenn ich mich nicht dauernd verlaufen hätte. Stundenlang irrte ich in der Stadt umher, oft im Kreis, sah zerbombte Gebäude und Schutthalden. Aus einigen ragten noch versehrte Statuen heraus, die einst die Fassaden zierten. Sie wirkten auf mich wie Mahnmale – ebenso einsam und verloren wie ich. Plötzlich stand ich vor der grössten Synagoge Europas. Sie war im Gegensatz zur Umgebung komplett unversehrt. Ich konnte mir den Grund dafür nicht erklären und fragte einen Mann, der aus dem Gotteshaus trat. Er behauptete, dass hier der deutsche Obersturmbannführer Adolf Eichmann, einer der grössten Judenmörder und Verbrecher des Nazireiches, seine Zentrale eingerichtet hatte und das Gebäude darum verschont geblieben sei. Eichmann sei leider entkommen und untergetaucht.

Heute wissen wir, dass dies offenbar ein Mythos war, denn Eichmann war in einer Villa in der Apostelstrasse 13 (welch ein

Hohn!) untergebracht und ist 1960 in Argentinien von israelischen Agenten aufgespürt und nach Israel deportiert worden, wo er zwei Jahre später endlich seine gerechte Strafe erhielt und hingerichtet wurde.

Doch damals wusste ich dies noch nicht und mit einer Wut im Bauch führte ich meine Suche fort. Endlich fand ich die Eva-Strasse 10. Vor mir ragte ein hohes Gebäude gen Himmel. Das Büro befand sich in einem der obersten Stockwerke, was mich erneut vor eine Mutprobe stellte. Ich musste den Lift nehmen. Auch dieses Transportmittel war für mich neu. Wie von Geisterhand öffnete sich die Tür. Mutig betrat ich die Kabine. Ich studierte die vielen Knöpfe und die Schilder. Tatsächlich fand ich die Tafel mit dem Namen der «Bne Akiwa» und drückte den Knopf daneben. Ruckartig schloss sich die Tür hinter mir und der Lift holperte nach oben. Ich geriet in Panik, spürte Schweissausbrüche, wusste ich doch nicht, ob sich die Tür dann auch wieder öffnen würde oder ob ich nun eingesperrt war.

Sie tat es am richtigen Ort, erleichtert stieg ich aus.

Heute muss ich schmunzeln. Einer, der drei KZs überlebt hat, bekommt wegen einer Strassenbahn und eines Liftes Angstzustände.

Ich betrat das Büro und stellte mich vor. Die Leiter der zionistischen Jugendbewegung in Budapest hiessen Ossi, Schraga und Usi. Sie begrüßten mich sehr freundlich auf Hebräisch. Und ich war in der Lage, mich mit ihnen zu unterhalten. Es war das erste Mal, dass ich meine Kenntnisse anwenden konnte. Sie waren noch nicht perfekt, aber immerhin konnten wir uns verständigen – was mich mit Stolz erfüllte.

Im Verlauf des Gesprächs, in dem ich auch meine «Odyssee» durch Budapest erwähnte, erkannten die drei bald, dass ich ein «Landei» war.

«Du wirst dich an das Grosstadtleben gewöhnen», sagten sie. Und sie sollten Recht behalten.

Anfangs hatte ich gehofft, gleich Papiere und Informationen zur Weiterreise zu erhalten, denn der Drang, «mein» Land kennenzulernen, war beinahe unbändig. Aber Ossi riet mir, erst einen Vorbereitungskurs in einem Budapester Zentrum zu absolvieren. Diese Vorbereitung nannte man, wie bereits erwähnt, «Hachschara».

Tatsächlich wagte ich am vereinbarten Tag und nach eingehender Information eine Tramfahrt, die mir dann sogar Spass bereitete und mich ohne Probleme zu den Kursräumen an der Bajcsy-Zsilinszky-Strasse brachte. Genauer gesagt waren es nicht eigentliche Kursräume, denn wir wohnten auch dort. Das Domizil nahm ein ganzes Stockwerk ein. Es war die Vorbereitung auf ein Leben in einem israelischen Kibbuz. Das erklärte Lernziel war, in einer Kommune zu leben oder beim Aufbau einer Siedlung mitzuwirken. Die Teilnehmer sollten zu einer homogenen Gemeinschaft zusammengeschweisst werden.

Ich kann es nicht erklären, aber anfangs war es nicht leicht für mich, ständig mit Menschen zusammen zu sein. Irgendwie schien mich immer noch eine gewisse Furcht vor allzu grosser Nähe und Bindung zu beherrschen. Wer weiss, vielleicht weil ich zu viele Menschen, die ich ins Herz geschlossen hatte, in den KZs habe sterben sehen?

Aber mit Zeit lernte ich damit umzugehen und wir hatten dann auch viel Spass zusammen. Wir waren noch sehr jung und le-

benshungrig, tanzten Hora, den traditionellen osteuropäischen Kreistanz, lärmten, sangen und feierten ausgiebig, um nicht zu sagen, ausgelassen. Dies sehr zum Ungemach unserer Nachbarn. Nicht selten mussten wir eine Reklamation einstecken.

Natürlich gehörte zu unserer «Ausbildung» nicht nur das Vergnügen, sondern auch die Arbeit. Wir mussten lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Es war eine echte Lebensgemeinschaft im ursprünglichen «sozialistischen» Sinn, wie sie auch in den Sechzigern wieder im Trend lag. Es gab kaum persönliches Eigentum, die Einnahmen flossen in eine Gemeinschaftskasse, aus der die Kosten der Wohn- und Arbeitsgemeinschaft gespeist wurden. Die meisten Männer arbeiteten auswärts, um das nötige Geld zu beschaffen. Die weiblichen Mitglieder und jüngere Genossen führten den Haushalt.

Mithilfe der Leitung fand ich eine Stelle bei der Schokoladenfabrik «Stollwerck», wo ich im Lager die Artikel für den Versand an die Kunden verpacken musste. Ein jüdischer Mitarbeiter zeigte mir, wie die Arbeit professionell verrichtet werden musste – was gar nicht so einfach war, wie ich anfangs angenommen hatte.

Der Arbeitsplatz war in schöner Lage am Donauufer und – es wurde mir gestattet, Ausschussware zu essen, so viel das Herz beehrte. In der ersten Zeit stopfte ich so viel Schokolade in mich hinein, dass mir davon schlecht wurde.

Mein Arbeitskollege amüsierte sich köstlich und tröstete mich: «Das geht jedem am Anfang so, danach hat man eine ganze Weile genug von dem Zeug», womit er absolut recht hatte. Auch

mein Leibesumfang war mittlerweile, auch dank Stollwerck, recht stattlich geworden.

Es blieb genug Freizeit, meine Lernbegierde zu befriedigen. Sehr oft besuchte ich die Bibliothek und las viele Bücher von renommierten Schriftstellern. Nicht nur auf Ungarisch, auch auf Hebräisch und Jiddisch, das ich ja dank meiner Mutter seit früher Jugend beherrschte. Auch besuchte ich viele Kulturstätten wie Museen, die Oper oder die Kunstakademie. Dies alles war für mich spannend und neu und verhalf mir zu erweiterter Bildung.

Aber auch das Zusammensein mit meinen neuen Freunden genoss ich. Oft trieben wir uns gut gelaunt und unternehmungslustig in der Innenstadt umher. Dazu gehörten auch ein paar harmlose Streiche.

Ich erinnere mich an eine Strassenbahnfahrt. Das Auf- und Abspringen vom Wagen beherrschte ich mittlerweile wie ein richtiger Grossstädter. Einmal war die Tram so überfüllt, dass wir nur gerade knapp ins Innere springen konnten. Einen Sitzplatz zu ergattern schien unmöglich. Plötzlich begann sich einer meiner Freunde heftig an Kopf und Hals zu kratzen. Das allein verursachte bei den umstehenden Passagieren schon beträchtliches Stirnrunzeln.

«Sag mal», sprach ihn ein Genosse an, «hat die Salbe, die dir der Arzt verschrieben hat, noch nicht geholfen, den ansteckenden Ausschlag zu lindern?» Der Genosse sagte dies betont laut und sehr deutlich.

Daraufhin verliessen einige der Passagiere erschreckt die Tram, und wir fanden umgehend ein paar freie Sitzplätze. Es kostete uns einige Disziplin, erst loszuprusten, nachdem wir die Strassenbahn verlassen hatten.

Natürlich waren auch in Ungarn die Nachwehen des Krieges noch immer zu spüren. Die Räumungsarbeiten und der Bau neuer Gebäude liefen auf Hochtouren. Und es gab auch politische wie religiöse Querelen. Ich war dem «hebräischen Klub» beigetreten und erweiterte fleissig meine Hebräischkenntnisse, um den Vorträgen folgen zu können, die dort abgehalten wurden. Meist dozierten israelische Zionisten oder Intellektuelle mit akademischer Bildung. Einmal erlebte ich eine heftige Auseinandersetzung zwischen einem israelischen Kommunisten und einem Mitglied des revisionistischen Jugendverbandes von Budapest. Es waren vielleicht schon die ersten Anzeichen des Kalten Krieges. Es gab die Religiösen und die Freidenker ebenso wie die orthodoxen Juden und die weniger strenggläubigen Zionisten. Man versuchte aber im Allgemeinen, sich gegenseitig nicht in allzugrosse Streitigkeiten zu verwickeln – wohl in Erinnerung an den erst kürzlich wiedererlangten Weltfrieden. Ich selbst zählte, und zähle mich heute noch, zu den gemässigten Zionisten, aber hauptsächlich zu den Freidenkern. Wer sich mit Kultur und den schönen Künsten auseinandersetzt, wie ich es tat, ist in aller Regel auch ein freidenkender, toleranter Mensch.

1946 fanden zum ersten Mal seit dem Krieg wieder Wahlen der jüdischen Gemeinde in Budapest statt, die sich natürlich während des Zweiten Weltkrieges drastisch vermindert hatte, wie die kleine Statistik zeigt: 1930 waren 20,3% der Budapester Bevölkerung jüdisch, 1941 noch 15,8% und 1949 gerademal 6,4%, dies trotz der erneuten Zuwanderung nach Kriegsende. Aber dass

die jüdische Gemeinde eine homogene, ideologisch und religiös gleichdenkende Gemeinschaft war, widerlegte der heftige Wahlkampf. Ohne präziser auf die Details einzugehen, sei hier erwähnt, dass beispielsweise die Zionistenzentrale ihre Mitglieder aufrief, die Versammlungen der Antizionisten zu stören und Unruhe zu stiften.

An dieser Stelle möchte ich noch etwas über die Prozesse gegen ungarische Naziverbrecher, die der sogenannten Pfeilkreuzlerbewegung angehört hatten, erzählen. Auch ich wollte verständlicherweise einem solchen Prozess beiwohnen, wie die meisten Holocaust-Überlebenden. Zudem befanden sich auch Angehörige der Angeklagten im prallvollen Gerichtssaal, die sich scheu und beschämt auf den hintersten Bänken zusammendrängten.

An einem Samstag im März 1946 fand ein solcher «Volksprozess» statt, im selben Gebäude in der Markostrasse, in dem auch das Gefängnis war. Man machte im wahrsten Sinn des Wortes kurzen Prozess mit den Angeklagten. Nach den Zeugenaussagen und den Ermittlungsberichten wurden die Beschuldigten, sei es in Gruppen oder einzeln, mit ganz wenigen Ausnahmen, zum Tod durch den Strang verurteilt. An diesem Tag wurden vier Delinquenten verurteilt.

Die Hinrichtungen wurden umgehend im Gefängnishof vollzogen. Die Verhafteten wurden, bewacht von einem Trupp Soldaten und angeführt von einem Offizier, vom Gerichtssaal über die Treppe auf den Hof vor einen Richter geführt.

Wir folgten den Todgeweihten und ihren Vollstreckern, um dem Geschehen beizuwohnen.

In der Mitte des Hofes standen, umringt von russgeschwärzten Backsteinwänden, vier Galgen. Hinter den vergitterten Fenstern des Gefängnisses, die zur Hofseite zeigten, sah ich Häftlinge, die mit bangem Blick ihr zukünftiges Schicksal mitverfolgten. In der Mitte des Hofes sass ein Richter an einem kleinen Tisch und verlas noch einmal jedem Delinquenten das Urteil.

Als der Trupp in meine Nähe kam, erkannte ich den Offizier. Es war Weinberger, ein mir bekannter Jude aus Nyírbátor. Ich winkte ihm zu und grüsste ihn. Auch er erkannte mich und winkte zurück.

Nachdem der Richter das Urteil verlesen hatte, wurde der Verbrecher vor den Henker geführt. Der Scharfrichter hiess Bogär und war ein Hüne von einem Mann. Vor der Hinrichtung fesselte er dem Todgeweihten die Hände vor dem Bauch und fragte ihn, ob er noch eine letzte Aussage machen wolle. Als dieser verneinte, rief Bogär scharf: «Der Nächste!»

Vom Richtertisch trat ein weiterer Verurteilter auf den Henker zu. Plötzlich griff er diesen an. Der machte kein langes Federlesen und schlug dem Mann mit seiner Pranke auf den Kopf, sodass er ins Taumeln geriet. Bogär zog die Fessel um dessen Hände straffer als üblich zu und sagte: «Dir garantiere ich einen langsamen Tod.»

Nachdem er alle vier abgefertigt hatte und sie vor dem Galgen standen, band er ihnen auch noch die Füsse zusammen und stülpte ihnen einen schwarzen Sack über den Kopf. Dann legte er ihnen die Schlinge, die am Galgen baumelte, um den Hals. Er trat zum Ersten, fasste die Enden der Stricke an Händen und Füßen, legte sie in einen Haken am Galgen und zog die Körper daran

hoch, bis die würgende Schlinge das Genick brach und der Kopf des Erhängten schlaff nach vorne kippte. Nach einer kurzen Weile kam der Arzt hinzu, um den Tod festzustellen. Danach wurde der Leichnam weggebracht.

Das Prozedere führte er bei allen vieren durch, bei jenem, der ihn angegriffen hatte, zog er die Stricke langsamer hoch als bei den anderen und liess ihn länger leiden.

Aus heutiger Sicht mag es unmoralisch erscheinen, einer öffentlichen Hinrichtung beizuwohnen, wo es fast zu- und herging wie bei den Kreuzigungen der alten Römer. Aber für uns Überlebende war es eine Genugtuung und in gewisser Weise auch eine Wiedergutmachung unserer ermordeten Brüder und Schwestern. Auch mir bereiteten damals diese Hinrichtungen Befriedigung und möglicherweise auch eine Art Trost.

Ich wohnte auch noch einer weiteren Exekution bei, bei der besonders brutale Verbrecher gehenkt wurden. Diesmal waren es fünf an der Zahl. Noch während des Prozesses kam im Saal Unruhe auf, und je mehr Anschuldigungen erhoben wurden, desto lauter wurde es und eskalierte schliesslich in einem Tumult. Die Zuschauer stürzten sich auf die Angeklagten und wollten sie lynchen. Die Soldaten hatten alle Hände voll zu tun, den Prozess wieder in die vorgesehenen Bahnen zu lenken.

Als später die Verurteilten vor den Galgen standen, rief der Plebs dem Henker im Chor zu: «Langsam, Bogär, langsam!» Es ging fast zu wie auf einem Volksfest. Zigaretten, Münzen und anderes wurden vor den Henker geworfen. Der aber tat in stoischer Ruhe seine Pflicht. Als die Leichen an den vier Galgen bau-

melten, stand der fünfte Verurteilte mangels eines fehlenden Galgens daneben – ohne Sack über dem Kopf. Bogär wartete die Kontrolle des Arztes gar nicht erst ab, liess einen der Gehenkten zu Boden fallen und schob ihn mit dem Fuss zur Seite, um Platz zu machen für den fünften Verurteilten.

Als sich die Menge nach dem Prozedere langsam zerstreute, machte auch ich mich auf den Weg. Nein, Mitleid hatte ich in jenem Augenblick nicht. Trotzdem war ich nachdenklich gestimmt. Wenige Tage zuvor hatte ich eine Oper besucht und mich an deren «himmlischen» Klängen ergötzt. Heute «genoss» ich die Grausamkeit einer Hinrichtung. Ich empfand seltsame, kontroverse Gefühle, auch wenn der Gerechtigkeit Rechnung getragen wurde. Kurz zuvor hatte ich ein Zitat von Samuel Johnson gelesen: *«Rache ist eine Tat der Leidenschaft; Vergeltung eine der Gerechtigkeit»*, und ich fühlte mich durch diese Worte einerseits erleichtert, doch andererseits fragte ich mich gleichzeitig, ob das eine nicht genauso verwerflich sei wie das andere.

Doch ich war noch jung, und ich war noch zornig, und ich war noch traurig und verbittert über das, was die Nazis mir und meiner Familie angetan hatten, und dann ... erinnerte ich mich wieder daran, dass Adolf Eichmann entkommen war, und sogleich waren meine Zweifel hinweggefegt: Wie gerne hätte ich auch ihn an diesem Ort baumeln sehen! Ich war masslos wütend darüber, dass oft die Schlimmsten ihrer Macht und Beziehungen wegen der gerechten Strafe entgingen.

Im Rückblick jedoch weiss ich, dass auch viele Unschuldige diesen Prozessen zum Opfer fielen, und ich bin mir dessen be-

wusst, dass ich in jenem Augenblick vielleicht wohl eher meinen Durst nach Rache stillen wollte und diese Hinrichtungen dabei auch noch als «Gerechtigkeit» empfand. Heute jedoch kann ich eines mit Gewissheit sagen: Rache ist keine Antwort auf Hass – zumal meine verstorbenen Angehörigen dadurch auch nicht mehr lebendig wurden. Müsste ich es plakativ ausdrücken, würde ich sagen: Strafe, ja – Rache, nein!

Bald hatte ich genug vom Verpacken von Schokolade und wollte etwas Sinnvolleres, Spannenderes tun. Da kam mir gerade recht, dass mich ein Kollege des Zentrums fragte, ob ich in den Fluchthelferdienst eintreten wolle, da ich mit meinen Sprachkenntnissen auch wertvolle Dienste als Übersetzer leisten könnte. So meldete ich mich bei dieser Einheit an, um Juden, denen die Ausreise erschwert wurde oder unmöglich war, beim Verlassen des Landes zu helfen. Ich freute mich auf diese neue Aufgabe.

Viele rumänische Juden wollten sich durch die Wälder über die grüne Grenze nach Ungarn durchschlagen, um dann von dort nach Österreich in den freien Westen zu gelangen. Dies war ein gefährliches Unterfangen, denn die rumänischen Grenzwachter durchkämmten die Wälder und schossen auf jeden, der ihnen verdächtig erschien. Einige der Flüchtenden wurden verletzt, die meisten schafften ungeschoren den Rückzug.

Weil Debrecen in der Nähe der rumänischen Grenze lag, gab es dort am meisten Arbeit, und ich setzte meine Hachschara dort fort. Unsere Organisation bekam Anweisungen und Geld über ein unauffälliges Postfach in Budapest. Da ich selbst Durchrei-

sepapiere besass, weil ich als Staatenloser galt, konnte ich ungehindert nach Rumänien gelangen. Mittels Schmiergeldern, gefälschten Papieren oder auch Tricks konnten wir in wenigen Wochen eine grosse Anzahl «Flüchtlinge» zu Fuss nach Ungarn einschleusen. Dort fuhren wir sie in Lastwagen zum nächsten Bahnhof, von wo sie mit dem Zug nach Debrecen gelangten. Danach ging's weiter nach Budapest und von dort nach Österreich. Sie fanden vorerst Unterschlupf in der Zwischenstation, dem «Rothschild-Haus» in Wien, wo sie mit Papieren und Geld ausgestattet wurden. Dann war ihr Weg ins «gelobte Land» geebnet.

Allerdings verschärften die Ungarn ihre Einreisekontrollen am Bahnhof in Debrecen. So fuhren wir die Leute vermehrt vorerst nach Nyírbátor, wo wir sie für einige Tage versteckten, bis sich die Lage beruhigt hatte und sie von dort ungehindert nach Debrecen gelangen konnten.

Bei meiner Tätigkeit erlebte ich einmal eine grosse Überraschung: Ich war an der rumänischen Grenze und betrat die Wachtstube. Dort erblickte ich meinen Onkel Ezra, einen Bruder meiner Mutter. Bei ihm waren eine Frau und drei Kinder – seine Familie, wie ich später erfuhr. Mein Onkel sass am Tisch und reparierte die Uhren der rumänischen Soldaten. Man hatte ihn und seine Familie tags zuvor beim versuchten Grenzübertritt erwischt und wollte sie nach Rumänien zurückschicken. Ezra bot ihnen an, ihre Uhren zu flicken, was die Soldaten gerne annahmen.

Nach getaner Arbeit durfte ich die Familie über die Grenze mitnehmen und brachte sie nach Debrecen, wo ja auch noch zwei meiner Onkel lebten. Ezra und seine Familie blieben einige Tage

dort, dann fuhren sie nach Österreich weiter und gelangten sicher ins israelische Einwandererheim in Pardas-Chanah in Palästina.

Dies war eine clevere Taktik meines Onkels gewesen, aber auch wir hatten unsere Tricks, wenn es Schwierigkeiten mit ungarischen Grenzwächtern gab, die die Rumänen wieder abschieben wollten. Als wir einmal dabei waren, eine Auswanderergruppe wie gewohnt in die Laster zu verfrachten, nahmen wir ihnen sämtliche Papiere ab, die in irgendeiner Weise auf ihre rumänische Abstammung hinwiesen. Wir trichterten ihnen ein, bei einer Kontrolle nur Jiddisch zu sprechen und auf keinen Fall auch nur ein Wort auf Rumänisch fallenzulassen. Sie verstanden nicht recht, was das sollte, doch ich sagte nur: «Macht einfach, was wir euch gesagt haben, den Rest erledigen wir.»

Auf unseren Fahrrädern radelten wir los und fuhren etwas ins Landesinnere, um die Anfahrt des Lasters zu beobachten.

Prompt wurde der Transport von ungarischen Soldaten kontrolliert. Dies war unser Zeichen. Wir fuhren zur Kontrolle, hielten an und sahen, dass die Soldaten ziemlich ratlos waren, da sie ja kein Wort Jiddisch verstanden und die Identität der Leute wegen der fehlenden Papiere nicht festzustellen vermochten. Wir taten so, als seien wir zufällig vorbeigekommen, und fragten die Grenzwächter, ob wir behilflich sein könnten, da wir Jiddisch verstünden. Erleichtert nahmen sie unser freundliches Angebot an.

Unsere Übersetzung lautete wie folgt: Die Leute kämen aus Österreich und wären auf dem Weg zur rumänischen Hafenstadt

Constanza, um von dort nach Palästina weiterzureisen.

Es komme auf keinen Fall infrage, dass die Österreicher nach Rumänien einreisten, urteilten die Soldaten streng. Um sicher zu gehen, eskortierten sie den Lastwagen gar bis zur österreichischen Grenze.

Wir freuten uns wie kleine Kinder über den gelungenen Coup und hätten uns bei den Grenzwächtern noch so gerne für deren unbeabsichtigte Hilfeleistung bedankt.

Dann war da noch die Geschichte mit dem Kindertransport: Mein Freund Pinchas Rosenbaum rief mich an und bat mich, eine Gruppe von Kindern von Debrecen nach Budapest zu bringen. Ich nahm den Auftrag gerne an. Allerdings waren in dieser Zeit die Züge stets dermassen überfüllt, dass es unmöglich gewesen wäre, eine ganze Kindergruppe darin unterzubringen. Kurzerhand suchte ich den Bahnhofsvorsteher auf und bewog ihn mittels eines saftigen Schmiergeldes, uns einen Waggon zu reservieren. Dies war auch für einen Bahnhofsvorstand keine einfache Sache. So klebte er Plakate an die Türen eines Waggons, worauf er in grossen Lettern schrieb: «Vorsicht: Infektionsgefahr, den Waggon nicht besteigen!»

So hatten wir einen ganzen Eisenbahnwagen für uns. Dachten wir. Wir hatten es uns soeben gemütlich gemacht, als eine Gruppe sowjetischer Soldaten eintrat, die ja die Aufschrift auf den Plakaten nicht verstanden. Sie forderten uns ultimativ auf, ihnen den Wagen zu überlassen. So verliessen wir diesen wohl oder übel. Ein Tross hochrangiger Offiziere wurde zum Waggon eskortiert, der nun für sie reserviert war. Einer der Offiziere war

Jude, das erkannte ich an seinen Gesichtszügen. Ich ging auf ihn zu und fragte ihn auf Russisch: «Herr Offizier, Sie sind Jude, habe ich recht?»

Er bejahte.

«Sie wissen, was das Vernichtungslager Auschwitz war?», fuhr ich fort.

Wieder bejahte er, jetzt auf Jiddisch.

«Diese Kinder und ich sind Überlebende von Auschwitz, sie sind noch geschwächt, und nun sollen wir Ihretwegen, ein Glaubensbruder, den Wagen verlassen. Finden Sie das gerecht?»

Der Offizier reagierte umgehend und liess alle Kinder wieder einsteigen. Wie sich herausstellte, waren die meisten Offiziere ebenfalls Juden. So teilten wir uns den Wagen. Unterwegs erzählte ich ihnen von meinen Lagererlebnissen. Es war eine wunderbare Zugfahrt.

Natürlich erfuhr mein Freund Pinchas Rosenbaum von meiner Tat und war sehr dankbar. Er wurde später persönlicher Wirtschaftsberater des liberianischen Staatspräsidenten und danach erfolgreicher, bekannter Banker in Genf. Jedes Mal, wenn wir uns in Israel trafen, fragte er mich, ob er in irgendeiner Weise helfen könne. Einmal ermöglichte er einem krebskranken Kind eine Strahlentherapie in Genf und sorgte auch liebevoll für den Knaben. Er erbaute in Genf eine Synagoge und tat nach meinem Dafürhalten noch viel Gutes mehr. Leider verstarb er schon im Alter von 57 Jahren.

Während der Zeit meiner Hachschara in Debrecen besuchte mich mein Vater erstaunlich häufig dort. Bald wurde mir klar, dass seine Besuche weniger mir denn einer Frau galten: Böske Horo-

witz. Sie war Witwe, auch ihr Mann war im Holocaust umgekommen. Sie war eine intelligente und kultivierte Frau und Besitzerin eines Nähateliers. Nach kurzer Zeit heiratete Vater Böske, die ihm später vier Kinder gebar. Noch im ersten Ehejahr verbrachten wir zusammen mit Freunden, nach langer Zeit wieder einmal, den Sederabend (Vorabend des Pessach-Festes) in Vaters guter Stube. Es war eine fröhliche und unbeschwerte Feier, und diesmal ohne jegliche Furcht vor Verfolgung.

In der südungarischen Stadt Mako machte ich meine ersten Erfahrungen auf dem Gebiet der Elektronik, was mich später jahrelang beruflich begleiten sollte.

Kurz nach dem Krieg wurde in Mako eine Hachschara in einer ehemaligen Talmud-Schule eingerichtet. Allmählich verließen immer mehr Juden den Standort und übersiedelten nach Israel. Die Führung befürchtete, dass aufgrund der kargen Besetzung des Hauses die Unterstützungsgelder gestrichen und die Ausbildungsstätte geschlossen würde. So versetzte man mich dorthin, um den Schein einer intakten Hachschara zu wahren. Dies gelang mir recht gut, und wenn einmal Inspektoren zu Besuch kamen und sich über die wenigen Leute im Gebäude wunderten, redete ich mich damit heraus, die Genossen seien auswärts am Arbeiten. Mit der Zeit zogen dann aber wieder viele junge Leute in die Hachschara, darunter auch Mädchen. Der kleine «Betrug» hatte sich also ausgezahlt.

In Mako lebten und arbeiteten erstaunlich viele Juden. Wie ich erfuhr, wurden sie aufgrund einer beispielhaften Rettungsaktion von Rudolf Kaszner, einem Juristen und gewieften zionisti-

schen, vermögenden Politiker, hierher gebracht. Bald fand ich Freunde und pflegte häufig Kontakt mit der Bevölkerung. Einer meiner Freunde war Rundfunktechniker. Als er bemerkte, dass ich mich für diesen Beruf interessierte, vermittelte er mir bereitwillig seine Kenntnisse. Meine Begeisterung steigerte sich Mal für Mal und oft sassen wir stundenlang zusammen und arbeiteten. Am Ende war ich in der Lage, ein richtiges Radio mit Lautsprecher herzustellen. Stolz nahm ich die Geräte nach Hause, stellte sie in meinem Zimmer auf und genoss die Musik, die ich nun hören konnte. Dies sprach sich herum. Die Mädchen baten mich, auch für sie einen Lautsprecher zu bauen, was ich mit Freude tat. Ich verband ihn mit meinem Radio und hängte ihn in ihrem Schlafsaal auf.

Mein folgender Streich sei mir verziehen – vor allem vom weiblichen Geschlecht. Ich war noch jung und war gern mal zu einem Schabernack bereit.

Durch eine bestimmte Technik des Umstöpselns konnte ich den Lautsprecher in ein Mikrofon verwandeln. Dies tat ich heimlich im Mädchenzimmer. Nun konnte ich auf meinem Radio alles hören, was dort gesprochen wurde. Ich dachte, nur Männer führen frivole Gespräche, aber da irrte ich mich. Zu meiner Überraschung bekam ich ziemlich viele Intimitäten mit. Ich hörte auch, wie über uns gesprochen wurde und welcher Bursche diesem oder jenem Mädchen gefiel. Allerdings darf ich zu meiner Verteidigung sagen, dass ich nie etwas ausgeplaudert habe und solche Informationen für mich behielt.

Dann kam ich auf die Idee, auch an mein Rundfunkgerät ein Mikrofon anzuschliessen. Dieses versteckte ich in einem kleinen Nebenzimmer. Wir waren nun in der Lage, Radiosendungen ausstrahlen.

Erst war mir nicht recht klar, was ich mit der neuen Möglichkeit anfangen sollte. Als ich einmal mit Schaul Friedländer, dem jüdischen Jugendleiter im Ort, zusammensass, zeigte ich ihm meine Anlage. Schaul sprach fließend Hebräisch, und so kamen wir auf die Idee, einen «gefälschten» israelischen Radiosender zu lancieren.

Schaul versteckte sich im Nebenraum, während ich mit eingeladenen Hachschara-Mitgliedern seinen Nachrichten lauschte, die er aus einer hebräischen Zeitung vorlas. Alle waren hocherfreut über die Nachrichten aus dem Heimatland. Tatsächlich trieben wir es so weit, dass wir jeden Abend eine Sendung ausstrahlten, manchmal auch auf Jiddisch. Ohne dabei rot zu werden, übermittelten wir Grüsse aus der «Heimat» an die Zurückgebliebenen, zum Teil auch an namentlich Genannte von Verwandten, von denen wir wussten, dass sie in Israel lebten.

Der Radiosender wurde ein regelrechter Renner. Sogar das Gemeindeblatt vermeldete, dass man jetzt einen israelischen Sender – den wir wie den staatlichen Hörfunksender Israels «Kol Israel» («Die Stimme Israels») nannten – empfangen könne. So kam es, wie es kommen musste: Die Leute brachten ihre Radios zu mir und baten mich, diese auf die Frequenz von «Kol Israel» zu justieren. Ich redete mich damit heraus, dass dies sehr kompliziert sei. Ich dachte, es sei nun an der Zeit, die Katze aus dem Sack zu lassen, bevor wir erwischt wurden.

Zum Purimfest verkündete Schaul die Wahrheit und sagte: «Wir haben euch hereingelegt, das waren keine Sendungen aus Israel, sondern aus Mako.»

Aber die Leute wollten das partout nicht glauben und dachten, es sei ein Scherz zu Purim aus Israel. Trotzdem stellten wir dann die Sendungen ein, aber es war ein Riesenspass gewesen, und wir hatten auch den Leuten Freude bereitet.

So viel zu meinen ersten «Berufserfahrungen» in Sachen Elektronik, an die ich heute noch gerne mit einem Schmunzeln denke.

Da meine Anwesenheit in Mako wegen des wieder angewachsenen Interesses für die Hachschara dort nicht mehr notwendig war, ging ich nach Budapest zurück. Ich lebte in einer Hachschara im Stadtzentrum. Jedes der Hachschara-Häuser, die um einen Innenhof gebaut waren, verfügte über einen eigenen Pförtner, der die Ankommenden einlassen musste. In unserem Fall war es eine Pförtnerin. Und eine sehr hübsche dazu.

Ab 22 Uhr war die Tür geschlossen, sodass wir läuten und die bereits zu Bett gegangene Frau wecken mussten, damit wir Einlass bekamen. Wie oft wir absichtlich nach 22 Uhr heimkehrten, weiss ich nicht mehr, denn es war überaus oft der Fall. Aber an den Grund dafür erinnere ich mich sehr wohl: Wir wollten die wohlgeformte Pförtnerin in ihrem halbtransparenten Nachthemd bewundern. Ich bin mir nicht sicher, ob die Frau unsere Absicht durchschaut hatte, aber schliesslich erhielt sie auch jedes Mal ein erkleckliches Trinkgeld ...

Nun ja, in gewisser Weise war auch das Folgende eine Liebesgeschichte, allerdings eine eher unrühmliche. Andererseits weiss ich nicht, wo ich jetzt stünde und ob ich Myrtha je kennengelernt hätte, wenn es sich anders entwickelt hätte.

Es war nach jenem Sederabend, den wir bei Vater feierten. Zurück in der Hachschara in Debrecen kam ein Neuzuzug, ein junges, bildschönes Wesen namens Zusu. Als ich ihrer ansichtig wurde, durchflutete mich ein heisses Gefühl. Mein Blick blieb an ihrem grazilen Gesicht förmlich kleben, ich konnte ihn einfach nicht abwenden. Sie lächelte mich an, ich errötete. Dann reichte sie mir die Hand und stellte sich vor, und auch ich stammelte meinen Namen. Amors Pfeil hatte mich ohne Vorwarnung mit aller Wucht getroffen.

Ich erfuhr von ihr, dass sie gerne sang, und wie ich später hören konnte, auch sehr gut. Wenn sie ein Lied zum Besten gab, war ich noch stärker hingerissen, fühlte mich noch mehr zu ihr hingezogen. Aber was tat ich? Ich setzte alles daran, meine Gefühle vor ihr zu verbergen.

Manchmal frage ich mich noch heute, weshalb das so war. Vermutlich hatte ich, was Frauen anbelangte, während der Zeit meiner Gefangenschaft und Pein in den Konzentrationslagern einen gewissen Minderwertigkeitskomplex entwickelt. Vielleicht hinderte mich auch der innere Schmerz ob Mutters Tod immer noch daran, einer Frau nahezutreten?

Zusu war noch nicht sehr lange bei uns, als ich die jährliche Chanukka-Feier vorbereitete. Mit zitternder Stimme bat ich Zusu, bei der Feier ein Lied vorzutragen.

«Das würde ich sehr gerne tun», beschied sie, «aber ich benötige dazu Klavierbegleitung.»

Also machten wir uns auf und gingen zu einem Pianisten, mit dem sie üben konnte. Ich traute mich nicht, neben ihr zu gehen, sondern hielt immer zwei, drei Schritte Abstand, sonst hätte sie womöglich meine Gefühle erraten.

So und ähnlich verhielt ich mich oft ihr gegenüber, und im Grunde hatte sie gar keine andere Möglichkeit, mein Verhalten als Abweisung zu betrachten. Oft hätte ich mich am liebsten gehorfeigt wegen dieses Verhaltens.

Und als Vater bei einem seiner Besuche, die ja seiner Geliebten Böske galten, Zusu kennenlernte, stiess er mich in die Seite und sagte: «Diese Zusu ist ein ausserordentlich hübsches Mädchen. Warum gehst du nicht einmal mit ihr aus? Sie wäre keine schlechte Partie.»

Grimmig sah ich ihn an und entgegnete: «*Du* scheinst ja Mutter schon ganz vergessen zu haben.»

Einige Zeit später kam ein Junge namens Gerschon zu uns. Er war nicht besonders attraktiv. Er war klein, hatte eine spitze Nase, auf der seine dicke Hornbrille immer etwas schief sass. Er kannte keine Hemmungen und machte Zusu sofort den Hof. Schon nach kurzer Zeit verkündete er stolz, dass sie beide heiraten würden.

Mit Wehmut wohnte ich der Hochzeit bei, ging zu Zusu, gratulierte ihr und wünschte ihr Glück.

Sie nahm mich am Arm und zog mich etwas von den Leuten weg. Mit versteinerner Miene sagte sie: «Shlomo, was bist du doch für ein Feigling.»

Weiter sagte sie nichts, aber ich verstand: Auch sie hatte mich geliebt und nur darauf gewartet, dass ich ihr Avancen mache.

Nun war es zu spät. Kurze Zeit danach zog Zusu mit ihrem Gatten nach Israel und lebte in der Kleinstadt Safed.

Gut fünfzig Jahre später, es war im Oktober 1998, weilte ich einmal in Safed. Ich suchte einen alten Freund auf und fragte ihn, ob er wisse, wo Zusu sei. Er berichtete, dass sie in Rechovot lebe, er aber auch schon lange nichts mehr von ihr gehört habe.

Es war nicht schwer, ihre Telefonnummer ausfindig zu machen, und so rief ich an. Sogar jetzt schlug mein Herz noch höher als normal, als sie abnahm.

«Zusu, erinnerst du dich noch an mich, ich bin Shlomo – von Debrecen.»

Sie schwieg einen kurzen Moment und entgegnete mit weicher Stimme: «Shlomo ... heute ist mein Geburtstag, und dein Anruf ist das schönste Geburtstagsgeschenk, das ich je bekommen habe.»

Ich lächelte: «Nun ja, wie sagt man so schön: ‚Alte Liebe rostet nicht‘«, und fügte trocken bei: «Auch wenn sie nie wirklich stattgefunden hat.»

Nun aber zurück nach Budapest. Es ist die letzte Episode meiner Hachschara in Ungarn, und vielleicht die bewegendste. Man schrieb den 29. November 1947. An diesem Tag stand die Abstimmung der UN über den Teilungsplan von Palästina an. Im Klartext: Die Grenzen des neu zu gründenden Staates Israel wurden gezogen, es würde keine vereinzelt israelischen Siedlungsgebiete mehr geben, keine Kibbuz-Enklaven auf palästinensischem Gebiet. Die Prophezeiung von Rabbi Lemberger würde

sich am heutigen Tag erfüllen, der Staat Israel wurde offiziell geboren.

Fast alle Zionisten aus den verschiedensten Gruppierungen hatten sich zusammengefunden und lauschten gespannt der Radio-Berichterstattung über den Verlauf der Abstimmung. Die Spannung stieg beinahe ins Unermessliche.

Als endlich das Resultat verlautbart wurde, hielt es uns nicht mehr in den Sitzen. Jubel brach aus, man umarmte sich, weinte vor Freude und klatschte. Dann erhob sich plötzlich eine klare Stimme aus dem Lärm und begann, die israelische Nationalhymne zu singen. Die Hundertschaften der Anwesenden stimmten ein. Das Gefühl der Freude, der Kraft in diesem erhebenden Moment war unbeschreiblich.

Danach zog der Menschentross durch die Strassen Budapests, tanzte Hora, schwang Fahnen und sang. Immer mehr Menschen stiessen dazu, auch nichtjüdische Passanten schlossen sich uns an. Die Polizei eskortierte den Umzug und war darum besorgt, dass die Strassen für die Feiernden frei waren. Wie viele andere war ich an diesem Tag stolz auf unser Volk, auf unsere neue Identität. Drei Jahre, nachdem diese Strassen noch von jüdischem Blut durchtränkt gewesen waren, hatte, so sahen wir es damals, in unseren Augen und Herzen endgültig die Gerechtigkeit gesiegt.

Mit wehenden Fahnen zogen wir zur Musikakademie, wo eine jüdische Festveranstaltung stattfand, an der viele prominente Leute unter frenetischem Applaus patriotische Reden und Ansprachen hielten.

Ich wäre am liebsten noch am selben Tag nach Israel gereist, doch die Verwirklichung dieses Traumes sollte noch eine Weile auf sich warten lassen. Denn ich dachte an das Versprechen, das ich mir selbst gegeben hatte. Ich würde in dieses, mein Land, ziehen und es, wenn nötig, mit Waffengewalt verteidigen. Deshalb wollte ich mich militärisch ausbilden.

Haim Gouri

Ich wusste, dass es in Budapest eine Ausbildungsmöglichkeit gab, um sich auf die israelische Armee vorzubereiten. Ich meldete mich umgehend bei Haim Gouri, dem israelischen Abgeordneten und Ausbildungsleiter, an. Sein Vater wurde Abgeordneter der Knesset. Gouri, gerade mal drei Jahre älter als ich, war ein sehr kräftiger, gut aussehender und zudem auch gebildeter Mann, dem die Frauen scharweise nachliefen, wie es mir schien. Seine Leidenschaft war das Schreiben, vorab von Liedtexten, die ihn später im ganzen Land populär machten. Viele Jahre später sollte Gouri gar weltweite Berühmtheit erlangen, als er 1961 den Gerichtsprozess, den man Adolf Eichmann machte, minutiös mitverfolgte und als Journalist darüber berichtete. Mit Vorliebe trug er eine lederne Pilotenjacke. Er lebt übrigens noch heute mit seiner Frau in Jerusalem.

Doch das sollte, wie gesagt, erst später sein. Jetzt, da ich vor dem dreiundzwanzigjährigen Muskelprotz und Beau Gouri stand, wollte er erst mal dies und jenes von mir wissen, und so erfuhr er dann auch, dass ich mehrere Sprachen beherrschte. Da sagte er: «Graber, einen Mann wie Sie können wir gut gebrauchen, aber ich möchte Sie warnen: Diese Ausbildung ist kein Spaziergang, machen Sie sich auf eine harte Zeit gefasst!»

Ich antwortete: «Jawoll, Herr Gouri! Sie können versichert sein: Ich bin nicht so leicht unterzukriegen.»

«Fühlen Sie sich denn schon stark genug?», fragte er skeptisch nach.

«Jawoll, Herr Gouri!»

Damit war die Sache geritzt.

Die Übungen wurden in einem Stadtteil an der Peripherie Budapests namens Csillebérc abgehalten. Er lag etwas erhöht und grenzte an ein grosses Waldgebiet. Gouris Hilfsausbilder hiess Cigany Eisenberg. An den Trainings nahmen Pioniere verschiedenster zionistischer Gruppierungen teil. Es waren alles Freiwillige mit demselben Ziel wie ich.

Unsere Einheit stapfte hinter Gouri und dem Hilfsausbilder in den feuchtkalten Wald und kam bald auf eine Lichtung.

Dort sollten wir mit den Nahkampfübungen beginnen. Gouri gab jedem der Männer einen Stock, und wir mussten uns in Kreisform aufstellen. Gouri stand, ebenfalls mit einem Stock bewehrt, in unserer Mitte. Er war der Angreifer, wir sollten uns verteidigen.

„Ein Mann gegen so viele, das wird ja nicht so schwierig sein“, dachte ich. Aber ich sollte mich irren.

Gouri befahl: «Alle Mann Laufschrift im Kreis!»

Dann rannten wir wie bei einem Ringelreihentanz in der Runde. Gouri wirbelte mit seinem Stock, schnellte plötzlich auf einen Mann zu und griff ihn an. Er war unheimlich schnell und schlug sehr hart zu. Unsere Aufgabe war es, sofort in Abwehrstellung zu gehen und Gouris Stock mit unserem abzuwehren. Es gab viele blaue Flecken. Ich hatte bei jeder dieser Übungen Angst, der durch die Luft zischende Stock des Ausbilders würde meine Hände zertrümmern und die Knochen zu Brei schlagen. Immerhin wurden wir instruiert, welchen Körperteil wir schüt-

zen mussten. Es gab den Kopfschlag, den Kinnschlag, Schlag in die rechte Seite, Schlag in die linke Seite und den Beinschlag. Vielleicht auch noch einige Varianten mehr. Das übten wir stundenlang bis zur Erschöpfung.

Dann gab es noch die Kraft- und Balance-Lektionen. Eine davon lief wie folgt ab: Über einen Wassergraben wurde ein Holzbalken gelegt, auf dem wir mit einem schweren Sack auf dem Rücken balancieren mussten. Dazu kam, dass uns Gouri von links und Eisenberg von rechts einen etwa fünf Kilogramm schweren Medizinball zuwarfen, den wir fangen mussten. Dies mehrmals pro Balanceakt. Den ersten Versuch schaffte ich, beim zweiten Mal verlor ich das Gleichgewicht und plumpste in den Graben, dem ich pitschnass und völlig erschöpft entstieg.

Gouri hatte mit seinen Zweifeln recht gehabt. Ich war für solche Anstrengungen tatsächlich vom Lageraufenthalt noch nicht vollständig erholt. Gouri zeigte Verständnis dafür. Ich wurde von dieser Übung freigestellt. Ebenso war ich nicht in der Lage, stehend auf einem Fass zu rollen und dann auf weitere überzuspringen. Die Kraft reichte ganz einfach noch nicht.

Dafür waren meine Dolmetscherfähigkeiten gefragt. Da die Kameraden auf dem Übungsplatz nur Ungarisch sprachen und Gouri Hebräisch, diente ich ihm als Übersetzer.

Als es nach dem Appell zum Abendessen ging, staunte ich nicht schlecht, dass Gouri sein Gericht selbst zubereitete. Er bereitete Gemüse vor, wusch Salat und schnitt alles in kleine Stücke. Dann würzte er das Ganze, goss Olivenöl darüber und mischte es mit seinen Pranken kräftig durch. Als er zu essen begann, setzte ich mich zu ihm und fragte, weshalb er nicht dassel-

be esse wie die Kameraden, worauf er erklärte, Vegetarier zu sein. Ich hätte eher gedacht, dass ein Mann von seiner Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer kilogrammweise Fleisch vertilge. Er bemerkte meine Überraschung, füllte einen Napf mit dem Salat und sagte: «Möchten Sie kosten?»

Gerne nahm ich sein Angebot an. Und staunte erneut: Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass dies der köstlichste Salat war, den ich je genossen hatte. Gouri ist in der Tat ein besonderer Mann, und vielleicht ist seine Lebensweise der Grund, weshalb er – obwohl älter als ich, noch immer lebt und sich bester Gesundheit erfreut.

Einige Zeit später teilte mir Gouri mit, ich habe mich bei der Leitung der Kampfabteilung zu melden. Ich war etwas verunsichert und fürchtete, dass man mich wegen meiner noch mässigen Kondition entlassen würde.

Ich betrat das Büro, wo zwei Männer an einem Tisch sassen, an deren Namen ich mich nicht erinnere. Sie schoben mir einen Stuhl hin und forderten mich auf, mich zu setzen.

Unumwunden fragte der eine: «Verstehen Sie Tschechisch?»

«Ja», antwortete ich.

«Sind sie gewillt, eine Rekrutenschule in der Tschechoslowakei zu absolvieren?»

Ich wusste, dass die Tschechoslowakei dem israelischen Staat während des Unabhängigkeitskrieges freundlich gesinnt war, ihm Waffen lieferte und unserer Armee auch tschechische Trainingslager und Ausbilder zur Verfügung stellte, vorab für ange-

hende Funker, Piloten und Fallschirmjäger. Ich jubelte innerlich und nahm das Angebot an.

«Bestens», sagte der Leiter. «Nachdem Sie die Militärübungen dort abgeschlossen haben, schicken wir Sie nach Israel. Wegtreten!»

Ich salutierte und verliess den Raum.

Es war ein grosser Moment für mich, mein Ziel rückte näher. Jsrael, ich komme', sang es in mir. Ein bisschen Wehmut schwang auch mit, denn ich hatte mit meinen Kameraden eine gute Zeit erlebt. Es gab nicht nur Drill, wir veranstalteten in den freien Stunden zu Hause auch oft Feste, machten Musik und tanzten Hora, auch wenn die Nachbarn nicht immer begeistert waren. Nun, mich würden sie bald los sein.

Ich fuhr nach Nyírbátor, um einige Dokumente zu besorgen, die ich benötigte, um in Budapest einen Reisepass zu beantragen. Auch wollte ich mich von meinem Vater verabschieden.

Das Städtchen stand ganz im Zeichen des Wahlkampfes, denn die Parlamentswahlen sollten bald stattfinden. Als ich eintraf, war man emsig dabei, auf dem Hauptplatz eine Bühne für die Redner der verschiedenen Parteien zu errichten. Ich näherte mich dem Treiben und entdeckte einen Mann, der die Arbeiten beobachtete. Ich wusste, wer er war, erkannte ihn sofort an seiner Glatze. Es war der berühmte Rákosi Máttyás, ein militanter Kommunist, der laut Aussage auf den Wahlplakaten hier die Hauptrede halten würde.

Ich sprach ihn an und fragte: «Wie stehen Sie zur zionistischen Bewegung?»

Mit stechendem Blick sah er mich an und schrie: «Die Zionisten sind alle Faschisten!»

Ich blieb ruhig und sagte: «So, so. Aber Sie sind doch auch Jude, oder etwa nicht?»

Er blickte zur Seite und schwieg.

Ich hakte nach: «Sie sind doch Jude, oder nicht? Wenn ich nicht irre, hiessen Sie früher Roth.»

Er schwieg eisern, und so liess ich ihn in Ruhe.

Was geschehen wäre, wenn ich ihn ein paar Monate später so angesprochen hätte, möchte ich mir lieber nicht vorstellen. Denn dies waren die letzten «freien» Wahlen vor der Machtübernahme der Kommunisten.

Ich blieb einige Tage in Nyírbátor, bis ich im Besitz der nötigen Dokumente war.

Nachdem ich mich von meinem Vater verabschiedet hatte, fuhr ich zurück nach Budapest, wo ich meinen Reisepass bekam. Umgehend packte ich mein Bündel.

Tschechoslowakei – Rekrutenschule

Im Frühsommer 1948 traf ich nach einer langen, anstrengenden Zugfahrt in Prag ein. Ich war überrascht, wie schön die Stadt war – vielleicht die schönste der Welt, wie ich dachte. Der Aufenthalt dort sollte allerdings nicht sehr lange dauern.

Die Gruppe der Freiwilligen wurde vom israelischen Botschafter Ehud persönlich im Botschaftsgebäude empfangen.

Ich fühlte mich grossartig und war begierig, mit der Ausbildung zu beginnen.

Die Frau von Ehud, Chana, arbeitete ebenfalls in der Botschaft und kümmerte sich professionell um unsere Unterkunft, Lebensmittel und was sonst noch alles notwendig war. Der Verbindungsmann zur tschechischen Armee hiess Michael und war für die Einteilung der angehenden Soldaten in die verschiedenen Ausbildungslager zuständig. Ich war bei der Gruppe, die nach Chrudim, einer kleinen Stadt mit etwa 20'000 Einwohnern und ca. 150 Kilometer von Prag entfernt, geschickt wurde.

Die dortige Kaserne hat einen gewissen Berühmtheitsgrad erlangt, weil Jaroslav Hasek dort den weltbekannten Schelmenroman «Der Soldat Schwejk» geschrieben hatte, der auch in vielen Sprachen verfilmt wurde. Noch heute steht dort eine Gedenktafel zu Ehren des Autors.

In Nebenlagern von Chrudim wurden auch Piloten, Fallschirmspringer und Kommunikationsspezialisten ausgebildet. Ich allerdings gehörte zum Fussvolk – um nicht zu sagen, zum Kanonenfutter.

In der Kaserne angekommen, fassten wir zuerst eine tschechische Uniform, blechernes Essgeschirr und eine Woldecke. Danach wurden uns die Schlafsäle zugewiesen, wo wir die Uniform anzogen. Ich war mächtig stolz, nun ein «richtiger Soldat» zu sein. Allerdings reichte eine Uniform dazu noch nicht. Wir waren erst Rekruten und eine harte Ausbildung stand bevor, wie wir noch erfahren sollten.

Danach hatten wir uns zum Appell im Kasernenhof einzufinden und stellten uns in Einerkolonne auf. Es erfolgte die feierliche Übergabe des Gewehrs mit aufgestecktem Bajonett.

Der Kommandant stellte sich vor die Kompanie und hielt eine kurze Ansprache, in der Art, dass wir hier für die Verteidigung unseres Heimatlandes, dem die Tschechoslowakei wohlgesinnt sei, ausgebildet würden und dafür dankbar sein müssten. Mit zakiger Stimme fügte er hinzu: «Denkt immer daran, auch wenn ihr harte und anstrengende Tage habt!»

Damit war die Zeremonie auch schon beendet.

Umgehend bekamen wir Instruktionen und mussten nach tschechischer Manier Marschübungen und Drill mit dem Gewehr üben. Diese dauerten etwa zwei Stunden, danach führte uns der Ausbilder in den karg eingerichteten Schlafsaal. Die Betten standen in Reih und Glied, daneben ein hoher, hölzerner Spind, in dem unsere Kleider, das Essgeschirr, Schuhe und sonstige per-

sönliche Utensilien ihren Platz hatten. Der Saal war blitzsauber, kein Staubkorn oder Fleck war am Boden zu sehen.

Zuerst mussten wir unter Anleitung unseres Kompaniefeldwebels lernen, die Betten zu machen. Dies war gar keine so leichte Aufgabe. Die Matratze bestand aus Stroh und musste in mühseliger Arbeit mit den Händen zurechtgeklopft werden, bis alle Ecken und Kanten sowie die Oberfläche exakt in rechtem Winkel und planiert waren. Als dies vom Spiess kontrolliert und in Ordnung befunden worden war, musste ein Unterleintuch darübergelegt und dann so gestrafft werden, dass keine einzige Falte zu sehen war. Ein weiteres Laken kam darüber. Es musste an den Ecken so in die Matratze eingeschlagen werden, dass auch hier alles gestrafft und im korrekten Winkel war. Darüber kam die Decke, die einmal gefalzt und ebenfalls flachgeklopft werden musste. Die Ecken durften keine Rundung haben, sondern mussten scharf nach aussen stechen.

Dann ging's ans Einräumen unserer Sachen. Auch hier musste eine peinlich genaue Ordnung eingehalten werden. Die Kleider mussten perfekt gefalzt und auf dem richtigen Bord liegen. Die Schuhe mussten mit der Sohle nach vorn in den Kastenboden gelegt werden. Auf die Sohlen waren metallene Noppen genagelt, die nach Dienstende jeden Abend auf Hochglanz poliert werden mussten, als ob es sich um Diamanten handelte. So platziert, waren sie für den Feldwebel bei der Kontrolle von Weitem einseh- und kontrollierbar.

Dann und wann kam auch der diensthabende Offizier ohne Voranmeldung, um uns zu inspizieren. War ein Bett nicht perfekt gemacht, riss er die Laken weg, und der «Sünder» musste das Bett neu herrichten. War der Spind nicht vorschriftsgemäss ein-

geräumt, warf er alle darin befindlichen Dinge raus, und der Soldat musste ihn neu einräumen. Manchmal kam er überraschend auch nachts, machte Licht und weckte uns. Er trug weisse Handschuhe, mit denen er über den Fussboden fuhr. Wehe, er fand auf seinem Handschuh einen grauen Staubfleck. Dann jagte er uns aus den Betten, und wir mussten den Boden schrubben. Natürlich waren solche Schikanen unangenehm, allerdings amüsierten sie mich in gewisser Weise auch. Einerseits liess man uns in Schlamm und Dreck herumrobben, andererseits musste in der Kaserne alles aussehen wie in einem Mädcheninternat.

Der häufige Drill war sehr anstrengend. Man wollte uns zu harten Kämpfern heranzüchten – in unserem eigenen Interesse, wie der Kommandant oft zu sagen pflegte.

Eine der brutalsten Übungen war der Feueralarm. Dieser wurde stets mitten in der Nacht ausgelöst. Die Ausbilder stürmten in den Schlafsaal und schrien: «Feuer! Feuer! Sofort Notstandsmassnahmen ergreifen!» Schlagartig waren wir hellwach, sprangen aus den Betten und kleideten uns in Minutenschnelle notdürftig an. Dann warfen wir sämtliches Mobiliar, Betten, Spinde und deren Inhalt, aus dem Fenster. Darauf verknoteten wir fünf, sechs Bettlaken miteinander, befestigten deren Enden am Fensterkreuz und kletterten daran die etwa fünf Meter hinunter in den Hof. Dann wurde in Zweiergruppen gearbeitet. Mein Bett Nachbar und ich stapelten unsere Betten und Matratzen aufeinander, legten die Spinde, in die wir eilig unsere Sachen gestopft hatten, darauf. Dann buckelten wir die Fuhre und liefen, so schnell es mit der Last ging, einige Kilometer von der Kaserne

weg durch unwirtliches Gebiet. Mitsamt der Last hatten wir einen kleinen Fluss zu durchqueren, der mehr als einen Meter tief war. Schon ziemlich erschöpft und völlig durchnässt kraxelten wir aus dem Gewässer. Wir schnappten trockene Kleider aus dem Spind und zogen uns um.

Nach einigen weiteren Metern des Marsches kam der Ausruf: «Das Feuer ist gelöscht, Alarm beendet!»

Nun ging das ganze Prozedere – zwar in etwas weniger hohem Tempo – in derselben Art und Weise den gleichen Weg zurück. Erneut wateten wir durch den Fluss, wieder mussten die Kleider gewechselt werden.

Zurück im Lager mussten die Möbel wieder an ihren Ort gestellt und die nassen Klamotten zum Trocknen aufgehängt werden, bevor wir endlich ins Bett fallen konnten. Allerdings blieben kaum zwei, drei Stunden Schlaf, denn die frühen Weckzeiten wurden wegen dieser «Nacht- und Nebelaktion» nicht verlängert.

Beim Frühstück schlief ich jeweils fast ein und hatte kaum Kraft, den Löffel in den Napf zu tauchen.

Danach mussten wir zum Appell antreten. Die frische Luft weckte allmählich die Lebensgeister.

Nach und nach leerte sich die Kaserne, bis kein Mann mehr dort war. Singend marschierten wir Seite an Seite mit den tschechischen Soldaten zum Übungsgelände. Das schwere, hohe Eisentor der Kaserne wurde verschlossen. Daran wurde an einer Kette eine Tafel aufgehängt mit der Aufschrift: «Das Bordell ist geschlossen.»

Erst wusste ich nicht, was dieser Text bedeuten sollte, bis ich den durchaus humorvollen Inhalt verstand. Wenn wir nämlich abends jeweils vom Übungsgelände verschmutzt und ausgelaugt

zurückkehrten, warteten bereits die Freundinnen der Soldaten vor dem Tor auf ihre Liebsten.

Die Feldübungen waren auch nicht ohne. Eines Tages überreichte mir der Zugführer ein schweres Maschinengewehr mit starkem Rückschlag und nahm mir das Sturmgewehr ab.

«Rekrut Graber», sagte er: «Sie haben breite, starke Schultern und sind deshalb geeignet für diese Waffe.»

Tatsächlich waren meine Kräfte vollends zurückgekehrt und ich nahm das MG mit Stolz entgegen. Dazu bekam ich einen Mann zugewiesen, der meine Patronengurte trug. Wenn dann der Befehl zum Feuern ertönte, liess ich mich auf den Boden fallen und legte mich auf den Bauch. Dann öffnete ich den Hebel für den Gurtschieber, damit mein Träger die Patronengurte einlegen konnte. Ich ballerte los, verschoss Salve um Salve, bis der Befehl kam, das Feuer einzustellen. Ich ergriff das Kühlgehäuse, um das Gewehr aufzuheben. Dieses war von den vielen Schüssen glühend heiss und ich verbrannte mir die Finger so stark, dass es noch tagelang schmerzte. Diese Erfahrung lehrte mich, das Gewehr nach Abschluss der Schiessübungen stets am dafür vorgesehenen Lederriemen zu fassen. Ich war heilfroh, dass zur Essenszeit gerufen wurde und ich mich ein wenig ausruhen und stärken konnte. Dann mundete das einfache, warme Mahl aus der Feldküche besonders köstlich.

Eine Stunde danach gingen die Übungen weiter. Manchmal dachte ich an die Ausbildung in Ungarn zurück, die mir aus jetziger Sicht wie ein Kindergartenspiel vorkam.

Wieder kam der Befehl zum Feuern. Ich lag auf dem Bauch mit schmerzender Hand, biss auf die Zähne und schoss. Dabei stützte ich mich mit meinen Zehen am Boden auf und hatte die Fersen in der Luft. Plötzlich spürte ich einen schmerzhaften Tritt in die Ferse. Ich blickte zurück und sah den Ausbilder. Die Fäuste in die Hüften gestützt, sah er mich mit strengem Blick an und sagte: «Wenn Sie so an der Front in Israel liegen, schleicht sich ‚Freund Abdullah‘ von hinten an und schießt Ihnen ein Loch in die Füsse. Legen Sie sie also immer so flach wie möglich auf das Gelände.»

Wenn auch streng, waren die Ausbilder echte Profis und solche Tipps, die wir häufig zu hören bekamen, wertvoll und wichtig fürs Überleben im Krieg.

Als wir abends, wieder singend, zum Eingangstor kamen, wurde dieses geöffnet und die Tafel entfernt. Leider wartete auf mich kein Mädchen ...

An diesem Wochenende hatten wir Ausgang. Allerdings war es den jüdischen Ungarn verboten, dabei die Uniform zu tragen, denn die tschechischen Behörden wollten unsere Anwesenheit geheim halten, möglicherweise, um politische Querelen zu vermeiden, oder aus welchem Grund auch immer.

Ich fuhr mit einigen Kameraden, die ebenfalls noch nicht liiert waren, nach Pardubice, einer etwas grösseren Stadt, nur wenige Kilometer von Chrudim entfernt, wo etwas mehr los war als in unserem kleinen Städtchen. Eine der Touristenattraktionen von Pardubice war das Schloss, das oberhalb des Ortes thronte. Uns interessierte das aber herzlich wenig, wir Junggesellen hatten an

diesem Abend anderes vor. Wir besuchten ein Tanzlokal, wo eine Kapelle aufspielte, die nur aus jungen Frauen bestand. Auf den Tischen waren Zettel ausgelegt, auf denen die Titel vieler der damals beliebtesten Schlager aufgeführt waren. Daneben lag ein Stapel Briefumschläge. Die Gäste konnten ihren Wunschlager ankreuzen und mit einem Trinkgeld zusammen in das Kuvert stecken, das dann der Kapelle vom Kellner überreicht wurde. Wir waren in Festlaune und zu einem Scherz aufgelegt. So schrieben wir auf ein Blatt die Worte «Ich liebe dich» in zehn Sprachen. Zusammen mit einem grosszügigen Trinkgeld steckten wir es in den Umschlag. Beflissen brachte der Kellner unseren «Musikwunsch» den Damen. Ohne die Musik zu unterbrechen, reichten die Musikerinnen den Zettel durch und versuchten, das Geschriebene zu übersetzen.

Scheinbar gelang dies.

In einer Pause setzten sich die Mädchen zu uns, und nach Ende der Vorstellung zogen sie mit uns durch die Gassen der Stadt – und verschwanden auch mal mit einem Soldaten in einem dunklen Hinterhof. Ich selbst nahm mein Mädchen mit in ein Hotel, wo wir einige sinnliche Stunden verbrachten.

Mein Andenken an diese nächtliche Vergnügungstour war ein Tripper.

Tage später meldete ich mich beim Stabsarzt, der mich umgehend in ein Lazarett einwies, das für Geschlechtskrankheiten zuständig war. Leider war gerade kein Antibiotikum mehr verfügbar, und so war die Behandlung äusserst schmerzhaft und dauerte ziemlich lange. Täglich kam der Arzt und steckte einen glühenden Draht in meinen Harnweg, um so der Krankheit Herr zu werden.

Ich nutzte die Zeit und schrieb einen Brief an Esther, eine Freundin, die in Bratislava eine Hachschara absolvierte. Natürlich erwähnte ich im Brief nichts von meiner Krankheit, aber weil das Schreiben den Absender des Krankenhauses trug, machte sich Esther Sorgen und beschloss kurzerhand, mich zu besuchen.

Als der Krankenpfleger ins Zimmer trat und mir mitteilte, dass ich Damenbesuch hätte, war mir das Ganze ziemlich peinlich. Was sollte ich Esther sagen, wenn sie nach meiner Krankheit fragte? Ich war ratlos und teilte dies dem Krankenpfleger mit. Der schmunzelte und sagte mit einem Augenzwinkern: «Sie sind nicht der Erste, der in dieser Situation steckt. Wir haben da einige kleine Tricks auf Lager. Eilig holte er einen Gipsverband und Krücken, umwickelte mein Bein, sodass augenscheinlich war, dass ich wegen eines Knochenbruchs in der Klinik weilte und sich Fragen erübrigten.

Esther hatte grosses Mitleid und sah mich scheinbar als Held an, der seine Gesundheit für das Wohl Israels aufs Spiel gesetzt hatte. Wir hatten ein anregendes Gespräch und einen unterhalt-samen Nachmittag. Bevor sich Esther verabschiedete, schrieb sie ihren Namen auf meinen Verband – der nunmehr nicht wieder- verwendet werden konnte. Mir war beinahe etwas weh ums Herz, als sie ging, denn ich mochte Esther sehr.

Endlich wurde dann das Penizillin geliefert, und zwei Tage später konnte ich entlassen werden.

Als ich zu den Kameraden meiner Einheit stiess, wurde ich mit einer Kaltwasserdusche aus mehreren Kübeln überrascht. Erst wusste ich nicht, wie mir geschah. Dann erklärte man mir, dass dies das Zeremoniell für die Aufnahme in den Männerklub

sei. Wie ich erfuhr, war ich nicht der Einzige gewesen, der sich eine Gonorrhö eingefangen hatte, und alle wussten, weshalb ich im Lazarett gewesen war – inklusive der Vorgesetzten, die uns zu unserem Leidwesen für drei Wochen jeden Kontakt zu Frauen verboten.

Seit der Rekrutierung waren etwa drei Monate vergangen, wir hatten viel gelernt, waren gestählt und beherrschten mittlerweile die Kampftechniken ziemlich gut.

Dann kam die Mitteilung, dass in Kürze ein israelischer General zu Besuch käme. Dies versetzte mich in grosse Aufregung. Einen israelischen General, ein hohes Tier, würden wir zu Gesicht bekommen! Ich fieberte dem Tag entgegen und versuchte mir vorzustellen, wie seine Uniform aussähe und wie dekoriert mit Abzeichen und Auszeichnungen seine Brust wohl war.

Endlich war es so weit. Wir traten auf dem Appellplatz Gewehr bei Fuss an, um den hohen Gast mit den üblichen militärischen Ehren zu empfangen.

Der Wagen des Generals fuhr vor, der Wagenschlag wurde geöffnet. Er stieg aus, gekleidet in ein kurzärmeliges Hemd und eine Zivilhose.

Ich war erst enttäuscht und leicht verwirrt, dann erschien mir aber, es sei eigentlich sympathisch, dass es der Würdenträger nicht nötig hatte, mit seiner Aufmachung zu klotzen. Es war General Jisrael Galili. Er schritt durch die Reihen und nahm den Appell ab, während wir salutierten. Dann stellte er sich vor uns hin und fragte: «Spricht jemand von euch Hebräisch?» Ausser dem israelischen Abgesandten war ich der Einzige. Also sprach

er mich an und ich übersetzte: «Wie ist es euch ergangen, habt ihr eine gute Ausbildung genossen?»

Wie aus einem Munde antworteten wir: «Der Drill von morgens bis abends ist sehr streng. Oft werden wir auch mitten in der Nacht aus den Betten geholt und müssen fast bis zum Umfallen exerzieren und Übungen durchführen.»

«Na, das ist ja prima. Unser Staat braucht disziplinierte und hartgesottene Soldaten wie euch», antwortete der General.

Diese Worte erfüllten uns mit Stolz. Und als Galili zum Abschluss seines Besuches jedem Einzelnen das Palmach-Abzeichen überreichte, schwellte sich unsere Brust noch mehr. Somit gehörten wir von jetzt an offiziell der Eliteeinheit des jüdischen Selbstschutzes an. Eliteeinheit – das mag vielleicht im Rückblick und aus heutiger Sicht arg übertrieben klingen ... Aber damals zumindest fühlten wir uns alle so. Man kann es mit Worten kaum beschreiben, doch es waren keine paar Jahre vergangen, seit ich dem Hungertod nahe aus der Hölle der Konzentrationslager befreit worden war. Kein Wunder, fühlte ich mich wie neugeboren in einem Leben, in dem ich mich endlich wehren konnte – in einem Leben, in dem ich nun selber Soldat war.

Jedenfalls war damit meine militärische Ausbildung in der Tschechoslowakei erfolgreich beendet.

«Israel, ich komme!»

Abschied

Der Abschied von meinen Kameraden war etwas schwermütig, als ich mit meinem Bündel die Kaserne verliess. Immerhin hatten wir rund drei Monate Zimmer, Essen, Erlebnisse, harte Übungen, aber auch spannende und amüsante Abenteuer gemeinsam erlebt und Freundschaften geschlossen. Gleichzeitig fühlte ich mich leicht, frei und in froher Erwartung auf meine Zukunft in Israel. Da ich noch auf den Einwanderungstermin warten musste, wollte ich die Gelegenheit nutzen, um Bekannte und einige der wenigen Verwandten zu besuchen, die noch in Tschechien lebten. Zudem hegte ich den Wunsch, die Stadt Prag, die mich so fasziniert hatte, noch einmal zu sehen.

Zuerst fuhr ich nach Bratislava in die Slowakei, wo ich eine Weile in der Hachschara in der Strasse «Zochova ulica 3» wohnte. Die meisten Genossen dort waren Tschechen und warteten ebenfalls auf den Einreisetermin nach Israel.

Ich wusste, dass in Zochova ulica 3 auch meine Freundin Esther Kramer wohnte, die mich ja im Lazarett besucht hatte.

Ihre Augen leuchteten, als sie mich erblickte. Auch ich freute mich sehr über das Wiedersehen. Bei ihrem Anblick wurde mir warm ums Herz. Esther gefiel mir sehr, sie hatte blaue Augen, blondes Haar, ein hübsches, ebenmässiges Gesicht und einen wohlgeformten Körper. Ich hoffte, sie später in Israel wieder zu treffen.

Wir gingen an der Donau spazieren, besuchten das grösste Kaufhaus in der Slowakei – das höchste Gebäude der Stadt. Ganz oben stand in grossen Lettern der Name des jüdischen Inhabers. Esther erzählte mir, dass sich dieser, als ihn die Nazi-Schergen festnehmen wollte, aufs Dach begeben habe, sich von seinen Lettern in die Tiefe gestürzt und seinem Leben ein Ende gemacht habe.

Ein paar Tage später wurde ich Zeuge eines Vorfalles, der mich traurig und wütend zugleich stimmte.

Ich sass am Fenster der Hachschara und blickte hinaus. Ich sah, wie eine alte Jüdin durch die Éidovská ulica (Judengasse) ging und von slowakischen Antisemiten angegriffen wurde, von denen es scheinbar immer noch einige gab und die bereits wieder aus ihren Löchern krochen, um Unheil zu stiften.

Zum Glück waren einige junge Männer der zionistischen Verbände in der Nähe. Sie gingen auf die Antisemiten los, es entstand ein véritable Handgemenge. Bald darauf war die Polizei zur Stelle und setzte dem Treiben ein Ende. Während des Vorfalles hatten sich einige Leute am Fenster versammelt, unter anderem auch ein israelischer Journalist, der dann mit spitzer Feder eine Berichterstattung für seine israelische Zeitung verfasste.

Erneut mit etwas Wehmut verabschiedete ich mich von Esther. Es ging weiter nach Prag, wo ich meinen Pass beantragen und auf die Einwanderungserlaubnis warten musste. Dort erfuhr ich, dass mein Cousin Josef den Holocaust ebenfalls überlebt und sich in Liberec niedergelassen habe.

Da Liberec nur gut hundert Kilometer von Prag entfernt liegt, ergriff ich die Gelegenheit, ihn zu besuchen. Auch er hatte bereits erfahren, dass ich am Leben war.

Als er mich in der Hachschara empfing, erschrak ich, denn er hatte seinen rechten Arm verloren. Also mussten wir uns zur Begrüssung die linke Hand reichen. Er erzählte mir, dass der Unfall während der Zwangsarbeit in einer Fabrik geschehen sei.

«Das ist sehr betrüblich», sagte ich etwas oberflächlich.

Er lächelte und antwortete: «Wenn man bedenkt, dass ausser meinem Bruder Schlomo die übrigen vier Familienangehörigen umgekommen sind, kann ich nur zufrieden sein.»

Wie ich später in Israel erfuhr, waren auch seine hochschwangere Frau Schoschana und deren Familie mit knapper Not dem Tod entkommen und lebten in Ramat Gan in Israel, wo Josef dank staatlicher Unterstützung trotz seiner Invalidität ein Lebensmittelgeschäft eröffnen konnte.

Zurück in Prag, brachte man mich im Hotel Regina unter, bis ich meinen Auswanderungstermin bekam. Dies dauerte allerdings eine Weile, weil ja sehr viele Juden in ihr neues Heimatland gehen wollten. Dies brauchte viel Organisation und den Aufbau der nötigen Infrastruktur. Also genoss ich den Aufenthalt, ohne ungeduldig zu werden.

Schon kurz nach meiner Ankunft luden mich Freunde ein, mit ihnen dem Freitagabend-Gottesdienst in der Altneuschul-Synagoge beizuwohnen. Dies war, obwohl ich nicht besonders religiös bin, ein sehr beeindruckendes Erlebnis. Nicht nur wegen der

eindrücklichen Architektur des Gebäudes, das im 13. Jahrhundert erbaut wurde, sondern weil viele Juden aus aller Herren Länder anwesend waren.

Als wir nach dem Gottesdienst die Synagoge verliessen, wiesen meine Freunde auf das danebenstehende jüdische Rathaus, ein reich verziertes Gebäude im Barockstil, und sagten: «Wirf mal einen Blick auf die untere Turmuhr!»

Ich staunte: Die Zahlen auf dem Ziffernblatt waren hebräisch und die Zeiger liefen im Gegenuhrzeigersinn, entsprechend der hebräischen Schreibrichtung. Dieses Ziffernblatt zierte noch heute das Rathaus.

Zurück im Hotel erfüllte mich eine Art von Stolz. Nach all den Demütigungen und dem Leid waren mein Volk und dessen Glaube in der Welt wieder akkreditiert und akzeptiert.

Noch intensiver erfuhr ich dies beim Besuch von Golda Meir in Prag. Sie war auf dem Weg nach Moskau, wo sie als erste israelische Botschafterin ihr Amt übernehmen würde. Natürlich wollte ich ihren Empfang auf dem Wenzelsplatz nicht versäumen und suchte mir einen guten Standort mit Sicht auf das Geschehen. Die Botschafterin fuhr in einer Staatskarosse vor, an deren Seiten israelische Flaggen flatterten. Sie wurde vom kommunistischen Parteisekretär der Tschechoslowakei mit allen Ehren empfangen. Es war für mich ein erhebendes Erlebnis.

Als junger, erlebnishungriger Mann genoss ich natürlich auch das Prager Nachtleben, das einiges zu bieten hatte. Zum Beispiel das Tanzlokal «Petit Pas». Auf jedem Tisch stand ein Telefon, daneben eine gut sichtbare, beleuchtete Nummer. Zu dieser Zeit etwas Hochmodernes. Es war nicht mehr notwendig, sich einem

Tisch zu nähern und in altem Stil eine Frau zum Tanz aufzufordern. Man wählte einfach die Nummer, an dem die gewünschte Partnerin sass, und fragte nach dem nächsten Tanz. Bekam man einen Korb, versuchte man es kurzerhand mit einer anderen Nummer. Ab und zu gab es eine Absage, aber sehr oft nahmen die Damen meine Aufforderung an. Einmal erhielt ich sogar eine Aufforderung von einer Frau – Damenrunde war angesagt – und nahm gerne an.

Dann bekam ich endlich meinen Pass und der Ausreisetermin wurde festgelegt. Es sollte der 15. September 1948 sein. Ich war übergücklich.

Zuvor ereignete sich allerdings noch etwas Dramatisches: Am 3. September 1948 wurde über den Rundfunk die Nachricht ausgestrahlt, dass Ex-Präsident Edvard Benes nach langer Krankheit verstorben sei. Dieser Umstand schaltete die nicht-kommunistischen Kräfte im Land endgültig aus und verschaffte zusätzlichen Aufwind für die Sowjetunion, deren Repressionen nun bestimmt zunehmen würden. Denn Benes war, in gewisser Weise, nach wie vor Garant für politische Stabilität gewesen. Die Prager Bevölkerung trauerte und stellte überall in der Stadt blumenumrahmte Porträts von Benes auf. Den kommunistischen Führern missfielen diese «Demonstrationen», sie postierten überall Sicherheitskräfte, bereit, bei etwaigen antisowjetischen Aktionen hart durchzugreifen. Im Radio wurden deshalb regelmässig Warnungen an die Bevölkerung ausgestrahlt, Ruhe zu bewahren, um bewaffnete Konflikte zu vermeiden.

Die tschechischen Kommunisten begannen, ihre Gegner zu beseitigen, so zum Beispiel den Aussenminister Jan Masaryk,

den man einfach aus dem Fenster eines Hochhauses warf und danach behauptete, er habe Selbstmord begangen.

Die Deutschen waren zwar besiegt, aber nun begannen Machtkämpfe, die nicht nur chaotisch, sondern auch beängstigend waren und noch viele Jahre andauern sollten.

Mir war nun nicht mehr geheuer in diesem Land, das mir ja so vieles gegeben hatte, und ich war heilfroh, es in wenigen Tagen verlassen zu können.

Vor meiner Ausreise kaufte ich auf dem Prager Flohmarkt ein zerlegtes Grammophon und geeignete Werkzeuge, um es zusammenzubauen. Dies war gewissermassen mein Startkapital für das Leben in der neuen Heimat.

Venedig

Am Tag meiner Ausreise aus Prag, Mittwoch, 15. September 1948, war ich nicht einfach aufgeregt, sondern sehr nervös. Die erste Etappe sollte nach Venedig gehen, und zwar mit dem Flugzeug. Ich war noch nie geflogen und muss zugeben, dass ich mir schon bei der Vorstellung, hoch oben in der Luft zu sein, abhängig allein von der Technik, beinahe in die Hose machte.

Zögerlich betrat ich die Propellermaschine und setzte mich an den mir zugewiesenen Platz. Als nach etwa fünfzehn Minuten die Motoren zu dröhnen begannen und sich der Vogel in Bewegung setzte, traute ich mich nicht, aus dem Fenster zu schauen. Die Maschine rumpelte über die Startbahn und ich schickte ein Stossgebet zum Himmel. Plötzlich hörte das Rumpeln auf, und es drückte mich in den Sitz. Der Flieger hatte abgehoben und stieg steil in die Höhe. Statt des Rumpelns wackelte es nun leicht.

Bald war die Flughöhe erreicht und wir schwebten ruhig dahin. Allmählich beruhigte sich mein Herzklopfen, ich wischte den Schweiß von der Stirn und wagte einen scheuen Blick aus dem Fenster. Es war ein einmaliger Ausblick! Ein strahlend blauer, klarer Himmel tat sich vor mir auf. Auf ca. 3'000 Metern Höhe überflogen wir die schneebedeckten Gipfel der Alpen. Ich überblickte eine Weite, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, und erlebte ein Gefühl unendlicher Freiheit. Meine Angst war im wahrsten Sinn des Wortes «verflogen». Dann tat sich vor uns das azurblaue, unendlich scheinende Meer auf. Ich kannte den Be-

griff Meer nur vom Hörensagen, auch das hatte ich noch nie mit eigenen Augen gesehen. Nach wenigen Stunden kam Venedig ins Blickfeld und der Pilot kündigte die baldige Landung an. Die Stadt wirkte aus dieser Höhe wie ein winziger Fleck inmitten des Wassers. Wie sollte die Maschine hier landen können? Ich befürchtete, dass wir irgendwo im Meer aufklatschen würden. Doch als der Sinkflug begann, die Stadt und deren Häuser sichtbar wurden, war ich wie verzaubert. Mir schien, die weissen Gebäude und deren rote Dächer wüchsen direkt aus dem Wasser; es war ein beinahe surrealistischer Anblick. Die Gebäude wurden klarer sichtbar, die Landepiste war zu sehen, und mit einem harten Ruck setzte das Flugzeug auf. Ich hatte meinen ersten Flug nicht nur heil überstanden, es war ein grossartiges, imponantes Erlebnis gewesen. Trotzdem zitterten meine Knie noch leicht, als ich das Treppchen hinunterstieg, und ich war froh, wieder festen Boden unter den Füssen zu haben.

Ich verliess den Flughafen, der auf einer Insel lag, und setzte mit einem Boot zum Hafen über, denn hier sollte die Reise mit dem Schiff weitergehen. Ich bewunderte die malerischen Häuser, die Brücken, Kirchen und Paläste. Hatte ich bisher Prag oder auch Budapest für die schönsten Städte der Welt gehalten, musste ich jetzt eingestehen, dass Venedig mindestens ebenso schön und faszinierend war. Ich hatte bis dahin noch nie einen Ort in Westeuropa gesehen. Alles war anders, alles war neu für mich. Häuser, die aus dem Meer wuchsen, Gondeln, die auf den Kanälen dahinschwebten, es war wie im Traum.

Im Hafen angekommen, fand ich bald das Schiff, ich glaube mich zu erinnern, dass es «Campidolia» oder so ähnlich hiess,

das mich nach Israel bringen sollte. Und mit mir eine Gruppe weiterer Auswanderer, die sich am Quai versammelt hatte, um möglichst rasch auf den Kahn zu kommen. Nach einer unendlich lang scheinenden Wartezeit erschien ein Mann der Schifffahrtsgesellschaft und erklärte, dass das Schiff erst am folgenden Tag auslaufen könne und bis dahin der Aufenthalt an Bord nicht gestattet sei.

Ich war völlig ratlos, wusste ich doch nicht, wohin ich in dieser unbekanntenen Stadt gehen sollte, wo übernachten, wie etwas zu essen bekommen? Zudem sprach ich kein Wort Italienisch. Kurz, ich fühlte mich wie jemand, der im Nirgendwo ausgesetzt worden war. Aber wie schon so oft in meinem Leben hatte ich einen Schutzengel. Er begegnete mir in der Gestalt einer bildhübschen jungen Frau. Ich weiss nicht, ob sie meine Ratlosigkeit bemerkt hatte, aber sie löste sich aus der Gruppe der Auswanderer, kam auf mich zu und sprach mich an. Sie hiess Miriam, war italienische Jüdin und sprach Deutsch. Da Jiddisch und Deutsch ähnlich sind, und auch ich einige Brocken Deutsch verstand, konnten wir uns unterhalten. Ich klagte ihr mein Leid.

Mit einem zauberhaften Lächeln sah sie mich an und sagte: «Shlomo, mach dir keine Sorgen, ich werde das alles für dich erledigen.»

Sie brachte mich in ein Hotel, bezahlte auch gleich die Übernachtung und wir verabredeten uns zum Essen. Wahrlich, ein Engel.

Nachdem ich meine Habe ins Hotelzimmer gebracht hatte, geduscht und mich, soweit es meine bescheidene Garderobe erlaubte, herausgeputzt hatte, ging ich in die Hotelhalle, wo Miriam

bereits auf mich wartete. Ich gebe zu, mein Pulsschlag erhöhte sich bei ihrem Anblick und ich verspürte wieder diese gewisse Scheu vor dem anderen Geschlecht, vor allem wenn es die Schmetterlinge in meinem Bauch zum Flattern brachte. Aber Miriam war von so natürlicher, frischer Art und auch intelligent, dass ich mich in ihrer Gegenwart sofort wohl und unbeschwert fühlte.

Bei einer milden Brise flanieren wir durch die Stadt, über den Markusplatz, wo die Tauben aufflogen, wir überquerten Bogenbrücken, streiften durch pittoreske Gassen, und als schliesslich die Sonne rot glühend im Meer versank, betraten wir ein kleines, romantisches Lokal. Mir war etwas peinlich, dass ich kaum über Geld verfügte, und als ob sie meine Gedanken gelesen hätte, sagte Miriam, noch bevor wir uns an ein Tischchen setzten: «Du bist natürlich eingeladen, Shlomo.»

Bei einem vorzüglichen Essen erfuhr ich, dass sie Krankenschwester sei und ebenfalls nach Israel auswandere, um dem aufstrebenden Staat als Armeekrankenschwester zu dienen.

Es war ein zauberhafter Abend. Wir beschlossen ihn mit einer romantischen Gondelfahrt bei sternklarem Himmel. Beim Hotel angelangt, versprach mir Miriam, mich anderntags abzuholen, um gemeinsam aufs Schiff zu gehen.

Am liebsten hätte ich sie auf mein Zimmer eingeladen, aber natürlich wagte ich das nicht. Wir kannten uns ja kaum.

Wovon ich in dieser Nacht träumte, kann sich jeder ausdenken...

Noch vor Sonnenaufgang erwachte ich und fand keinen Schlaf mehr. Zu aufgeregt war ich wegen der bevorstehenden Schifffahrt, und ich konnte es kaum erwarten, meine «Krankenschwester» wiederzusehen.

So sass ich dann viel zu früh in der Hotelhalle, neben mir das Gepäck, und beobachtete durchs Fenster das erwachende Leben der Stadt.

Gegen Mittag kam Miriam, auch sie hatte ihr Reisegepäck dabei. Wir fuhren zum Hafen und durften, nachdem unsere Papiere und das Gepäck in einem unendlich lange scheinenden Prozedere kontrolliert waren, endlich die Campidolia betreten.

Die Passagiere waren fast ausschliesslich Holocaust-Überlebende, auch ein paar Abgesandte aus Israel waren an Bord. Die Kajüten wurden zugeteilt, und gegen Abend liefen wir aus.

Ich kann vorwegnehmen, dass die etwa einwöchige Fahrt nie langweilig war. Zumal ich sehr viel Zeit mit Miriam verbrachte.

Da die Besatzung ausschliesslich aus Italienern bestand, bat der Kapitän Miriam, als Dolmetscherin und Verbindungsperson zu den Passagieren zu amtieren. Dies war sehr interessant für mich, denn sie informierte mich stets über die Geschehnisse an Bord. Meist nahmen Miriam und ich die Mahlzeiten gemeinsam ein, und sie berichtete von den Neuigkeiten. Am ersten Tag gab es Kartoffelbrei mit schwarzen Oliven. Da ich die italienische Küche und demnach auch Oliven nicht kannte, dachte ich, es seien gedörrte Pflaumen und bat den Steward, mir etwas mehr davon zu aufzutun, da ich Dörripflaumen gerne mochte.

Als ich die Erste dann kostete, wurde mir vom bitteren Geschmack fast übel. Ich versteckte die Oliven unter dem Kartoffelbrei und ass nur die oberste Schicht des Pürees, damit die Oliven darunter kaschiert waren. Miriam, die das mitbekommen hatte, lachte über mein beschämtes Verhalten, und ich lachte am Ende mit.

Aber so richtig schlecht wurde mir, als ich am dritten Tag bei unruhigem Wetter und starkem Wellengang seekrank wurde. Dank Miriams liebevoller Pflege und trotz mehrmaligem Erbrechen Überstand ich aber auch dies.

Als wir an einem Nachmittag an der Reling standen, kam ein Mann mit einem Fotoapparat vorbei. Er bot uns an, für einen günstigen Preis ein Foto von uns zu schießen. Diese Gelegenheit nahmen wir gerne wahr. Wir posierten und lächelten in die Kamera. Schon zwei Stunden später erhielten wir das Bild vom Fotografen. Ich habe es bis heute aufbewahrt.

Nach einigen Tagen teilte Miriam mir im Flüsterton mit, sie habe vom Kapitän erfahren, dass sich ein arabischer Spion auf das Schiff geschlichen habe, den die Sicherheitskräfte dingfest gemacht hätten. Es sei aber sehr vertraulich und dürfe nicht publik gemacht werden. Mir schien das Ganze merkwürdig: Was sollte ein arabischer Spion schon ausspionieren auf diesem Schiff? Und warum erzählte mir Miriam dies, obschon der Kapitän doch gesagt haben soll, dass es vertraulich sei?

In der folgenden Nacht schlief ich unruhig – Miriam schien so nah und doch so fern.

Im zypriotischen Hafen Famagusta machten wir einen Zwischenhalt, um Gemüse, Obst und Getreide an Bord zu nehmen, von

dem in Israel wegen der vielen Einwanderer noch nicht genügend produziert werden konnte. Zudem hatte in diesen Tagen das Rosch Haschana, das jüdische Neujahrsfest, stattgefunden, an dem der Bedarf an Lebensmitteln noch grösser war als üblich.

Es kamen aber nicht nur Lebensmittel an Bord, sondern auch in Zypern stationierte britische Soldaten, die mit kleinen Booten anlegten und sich an der Gangway postierten, um zu verhindern, dass einwanderungswillige Juden, die noch in britischen Internierungslagern auf Zypern auf ihre Bewilligung warteten, sich als blinde Passagiere auf die Campidolia einschleusten. Die Bewachung wurde von vielen Passagieren als Affront und Provokation empfunden. Weshalb hielten die Briten unsere Leute noch fest? Es gab Beschimpfungen, ein junger Mann versetzte einem Briten einen derart heftigen Stoss, dass dieser ins Wasser fiel. Beinahe wäre das Ganze in eine Massenkeilerei ausgeartet. Zum Glück beruhigten sich aber dann die Gemüter, und so konnte die Fahrt weitergehen.

Das gelobte Land

Am 23. September liefen wir in den Hafen von Tel Aviv ein. Da die Wassertiefe für ein so grosses Schiff zu gering war, mussten wir in Boote verfrachtet werden, um an Land zu gelangen. Der arabische Spion wurde schwer bewacht auf einem separaten Boot seinem Schicksal zugeführt.

Uns brachte man in eine gigantische Lagerhalle, wo die Formalitäten erledigt wurden und wo sich auch eine Einberufungsstelle der Armee befand. Es herrschte reges Treiben. Es waren auch viele Vertreter von Kibbuzim anwesend, die die Ankommenen zum Eintritt in ihren Kibbuz anwarben. Alles war etwas chaotisch, und die Kolonnen bei den Registrierungsschaltern lang. Als Miriam und ich endlich an der Reihe waren, schickte man mich weg mit der Begründung, die «Ersteinwanderer» hätten Vorrang. Weil ich Hebräisch sprach, nahm der Beamte an, ich sei ein israelischer Abgesandter, der von einer Mission zurückkehrte. So verlor ich Miriam aus den Augen. Ich wurde von einer Amtsstelle zur nächsten geschickt, bis alle Formalitäten erledigt waren. Eine Verletzung an meiner Wade, die vom Konzentrationslager stammte, machte mir noch immer zu schaffen und schmerzte wieder vermehrt. Ich suchte eine Sanitätsstelle auf, wo ich verarztet wurde.

In der Halle standen viele Zelte, eines davon wurde mir als provisorische Behausung zugewiesen. Ich legte mein Gepäck auf die Pritsche und humpelte sofort los, um Miriam zu suchen.

Ich irrte durch die Zeltstadt und fand sie endlich, nicht weit von meinem Standort entfernt, in ihrem Zelt. Ich war so froh darüber, dass ich ihr spontan einen Kuss auf die Lippen drückte, was sie erröten und mich über meinen eigenen Mut staunen liess.

Ich lud sie in mein Zelt zum Essen ein, was sie gerne annahm. Langsam glomm in mir die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft in unserer neuen Heimat auf. Aber ich wagte nicht, sie darauf anzusprechen.

Anderntags meldete ich mich bei der Einberufungsstelle für die Armee, berichtete von meiner Ausbildung in der Tschechei und zeigte stolz meine Auszeichnung.

Man registrierte mich und überreichte mir ein entsprechendes Dokument.

Danach schlenderte ich ein wenig im Hafen umher, um mir die Zeit bis zum Essen zu vertreiben. Dann suchte ich die Unterkunft von Miriam auf, wo wir zusammen speisten und plauderten.

Bald darauf kam der Aufruf, dass sich alle Einwanderer zur Weiterfahrt bereit zu machen und in einer Stunde vor der Lagerhalle zu versammeln hätten. Also packten wir unsere Sachen. Miriam holte mich in meiner Unterkunft ab und wir machten uns auf zum Treffpunkt. Plötzlich spürte ich ihre Hand in der meinen. Erstaunt und beglückt sah ich sie an.

Sie lächelte nur und sagte: «Wir wollen uns doch nicht verlieren.»

Beim Treffpunkt warteten bereits die Busse mit laufendem Motor. Das Gepäck wurde im Laderaum und auf dem Dach verstaut, und bald sassen wir erwartungsvoll im Bus. Miriam über-

liess mir den Fensterplatz und setzte sich neben mich auf die Sitzbank.

Dann ging's los. Wir fuhren durch die Strassen von Tel Aviv. Ich blickte aus dem Fenster. Alle Geschäfte, Strassenschilder und Reklametafeln waren in hebräischen Lettern geschrieben. Ich kann meine Emotionen, die mich bei diesem Anblick erfüllten, kaum beschreiben. Erst jetzt begriff ich, dass ich tatsächlich angekommen war in meiner neuen Heimat. Das Gefühl, ein Heimatloser zu sein, das mich die ganze Zeit begleitet hatte, ohne dass mir dies recht bewusst gewesen war, verflog. Ich fühlte mich leicht und geborgen an der Seite von Miriam. Es war, als sei das letzte Stückchen Schwermut von meiner Seele gefallen.

Ich drückte Miriams Hand und sagte: «Weisst du, Israel hat mich gerettet.» Fragend sah sie mich an, ich fuhr fort: «Ich meine nicht im physischen Sinn, sondern im seelischen. Ich empfinde eine grosse Zugehörigkeit zu diesem Land. Endlich kann ich wie alle anderen Menschen im eigenen Staat leben und mich damit identifizieren. So wie Engländer in England, Franzosen in Frankreich, Amerikaner in Amerika bin ich nun Israeli in Israel.»

Miriam nickte, sie hatte verstanden, und ich glaube, sie empfand ähnlich.

Was mir besonders auffiel, war, dass die meisten Häuser nur einstöckig gebaut waren. Darauf aufgepfropft aber improvisierte Hütten und Baracken. Ein jüdischer Abgesandter erklärte mir, dass die Engländer nur den Bau sehr weniger mehrstöckiger Häuser gestattet hatten, den Grund dafür kenne er aber nicht. Die Hütten darauf waren von jungen Juden, die keine Unterkunft hatten, kurzerhand auf die Dächer gestellt worden. Der Abgesandte

schmunzelte: «Nun ja, schön frech, aber was sollten sie anderes tun? Auf jeden Fall wurde es von den Engländern stillschweigend geduldet.»

Langsam lichtete sich die urbane Umgebung und wir gelangten aus der Stadt. Der Weg führte etwa fünfzig Kilometer an der Küste entlang zur Stadt Chadera. Dort wurden wir in einem ehemaligen britischen Militärcamp, das der Stadt vorgelagert war, untergebracht.

Die Busse mit den Familien fuhren weiter nach Raanana, wo sie in einem Einwandererheim ihr vorläufiges Zuhause fanden.

Natürlich hätte ich gern mit Miriam im gleichen Zimmer gewohnt, aber das war in dieser Zeit kein Thema. Unverheiratete mussten getrennt leben.

Gleich am nächsten Tag fuhr ich nach Tel Aviv, denn es drängte mich, meinen Onkel Zwi, den Bruder meiner Mutter selig, mit dem ich bereits früher Briefkontakt gepflegt hatte, und seine Frau Chana zu besuchen. Seine Adresse war mir bekannt, weil meine Mutter diese einst auf ein Kuvert geschrieben und ich sie mir eingeprägt hatte. In weiser Voraussicht war Zwi bereits in den Dreißigerjahren mit seinem Stiefbruder Jakob Prisant, dessen Frau und anderen Familienmitgliedern aus Majdan ausgewandert. Zwi besass ein Restaurant ganz in der Nähe des Tel Aviver Busbahnhofs.

Ich hatte nur wenig Gepäck mitgenommen, unter anderem auch das zerlegte Grammophon, das ich auf dem Prager Flohmarkt erstanden hatte. Ich wusste zwar nicht, weshalb ich das Ding mitschleppte, es geschah aus einem Bauchgefühl heraus.

Auf dem Fussweg zum Restaurant war ich sehr gespannt auf die Begegnung mit meinem Onkel.

Es war ein sehr rührendes Wiedersehen nach so langer Zeit.

Chana bereitete ein Essen zu, das schmeckte, als ob es meine Mutter gekocht hätte. Kindheits- und Jugenderinnerungen wurden wach. Natürlich war das Gesprächsthema die Deportationen, die Ermordung unserer Familienmitglieder. Chana erzählte aber auch von den vielen schönen Stunden, die sie mit meiner Mutter verbracht hatte, und sagte, dass sie sie sehr geliebt habe. Wir weinten zusammen und trauerten um sie.

Am Abend schloss Zwi das Restaurant und wir gingen zur wenige Gehminuten entfernten Wohnung der Familie. Dort lernte ich ihr siebenjähriges Töchterchen Sara kennen. Ich plauderte mit ihr in meinem vermeintlich schon recht ordentlichen Hebräisch. Sie verzog ihr Gesichtchen und fragte ihren Vater unverblümt: «Wer ist denn dieser Depp, der so komisch hebräisch redet?»

Zwi schalt sie wegen des «Depp», aber ich schmunzelte und erklärte, dass ich ihr Cousin sei und erst seit ein paar Tagen in Israel weile und deshalb ein etwas «komisches» Hebräisch spreche.

Am nächsten Tag half ich Zwi im Restaurant. Er zeigte mir, wie man die landesüblichen Getränke herstellte, zum Beispiel Limonaden mit besonderen Geschmacksrichtungen. Das machte mir Spass.

Bevor wir abends das Lokal schlossen, öffnete er die Kasse und drückte mir ein halbes israelisches Pfund für meine Hilfe in die Hand. Das war ein sehr guter Lohn, den ich aber erst nicht annehmen wollte. Wir gerieten uns deshalb beinahe in die Haare,

denn er bestand darauf, dass das Geld ehrlich verdient sei und er es keineswegs dulde, mich gratis arbeiten zu lassen. Am Ende nahm ich gerne an, denn ich hatte ja kaum Geld. Vielleicht könnte ich davon Miriam ein kleines Geschenk kaufen ...

Zwei Tage später besuchten Zwi und ich den Stiefbruder Jakob Prisant, den ich noch nicht kannte. Er wohnte mit seinen vier Brüdern und seiner Schwester in einer grossen Wohnung im Süden von Tel Aviv. Wir assen fürstlich und redeten natürlich wieder über die Nazizeit. Ich erfuhr von Jakob, dass seine Tochter Ariela bei den «Lechi», was soviel heisst wie «Kämpfer für die Freiheit Israels», gedient habe und in einem Einsatz gefallen war. Stolz verkündete er, dass ihr zu Ehren die Tel Aviver Stadtbibliothek ihren Namen trage.

Dann kamen wir auch auf seine Arbeit zu sprechen. Er war Schreiner und hatte mit einer kleinen Werkstatt angefangen, die sich mittlerweile zu einer veritablen und landesweit bekannten Möbelfabrik namens «Prima» entwickelt habe. Beim Wort Werkstatt klingelte es bei mir. Auf meine Bitte war Jakob gern bereit, mir sein Geschäft zu zeigen.

Anderntags besuchte ich, mein Grammofon unter dem Arm, Jakobs Fabrik. Nach einer ausführlichen Besichtigung brachte ich meine Bitte vor: Ob ich in einer seiner Werkstätten mein Grammofon zusammenbauen dürfe. Gerne wies er mir einen Arbeitsplatz zu und sagte: «Nimm, was du für deine Arbeit brauchst, und lass dir Zeit!»

Dann verschwand er in seinem Büro.

Zwei Tage später hatte ich mein Werk beendet. Mit einem Teil des Lohns, den ich von Zwi erhalten hatte, kaufte ich eine Schallplatte mit romantischen Schlagern und war gespannt, ob mein Gerät funktionierte. Tatsächlich war es funktionstüchtig. Zwar war die Nadel schon etwas abgewetzt, trotzdem war die Musik ziemlich klar. Vor meinem geistigen Auge sah ich Miriam und mich beim Tanz zu dieser Musik. Ich hatte lange Zeit Sehnsucht nach ihr.

Trotzdem blieb ich noch eine gute Weile in Tel Aviv, denn es gab noch einige entfernte Verwandte in der neuen Heimat zu besuchen bzw. kennenzulernen.

Nach einigen Wochen kehrte ich nach Hadera zurück und suchte Miriam. Vergeblich. In meinem Quartier lagen meine Kleider, von Miriam gewaschen und liebevoll zusammengelegt auf dem Bett gestapelt. Obenauf lag ein Briefchen, in dem sie erklärte, man hätte sie in ein Militärlazarett berufen, weil dringender Bedarf an ausgebildeten Krankenschwestern herrsche. Wohin sie ging, stand nicht auf dem Zettel. Ich war zutiefst betrübt. Wie gerne hätte ich ihr das Grammofon gezeigt und mit ihr zur Musik der Schallplatte getanzt. Daraus wurde nun nichts. Niemand konnte mir sagen, wo sie stationiert war.

Das bittere Ende der Geschichte mit Miriam möchte ich vorwegnehmen: Zwei Jahre später, als ich bei der Armee diente, erfuhr ich von einem Soldaten italienischer Herkunft, dass Miriam eine hohe Position in der Krankenabteilung einer Kaserne an der Front innehatte, und er nannte auch den Ort. Allerdings, so erklärte er mir, habe er auch schon eine ganze Weile keinen Kontakt mit ihr mehr gehabt.

Bei erster Gelegenheit machte ich mich auf den Weg, um sie aufzusuchen. Obwohl so viel Zeit vergangen war, glomm in meinem Herzen noch grosse Zuneigung, ja Liebe gar für sie.

In der Kaserne angekommen, erkundigte ich mich nach ihr. Was man mir dort mitteilte, brach mir das Herz: Sie hatte sich das Leben genommen! Auf welche Weise und weshalb, habe ich nie erfahren. Tränenblind verliess ich den Ort, ohne weitere Fragen zu stellen. Den ganzen Weg zurück weinte ich, mein Herz blutete.

Aber irgendwann heilt die Zeit alle Wunden, und die Liebe sucht neue Pfade. Trotzdem schaue ich noch heute ab und zu mit Wehmut die Fotos von ihr an, denke an die schöne, kurze Zeit mit dieser tapferen Frau und frage mich, was sie wohl zu diesem Schritt getrieben hat. Vielleicht hatte sie einfach zu viel gesehen in ihrem noch so jungen Leben.

Aber zurück nach Hadera zwei Jahre zuvor. Mich hielt nichts mehr in Hadera, und so beschloss ich, nach Tel Aviv zu ziehen. Dort verkaufte ich als Erstes meinen Plattenspieler, der mir zwei Israelische Pfund einbrachte, was in dieser Zeit ein schöner Batzen war. Aber natürlich konnte man davon nicht ewig zehren. Ich suchte eine Wohnung in einem Aussenquartier der Stadt und richtete dort eine kleine Werkstatt ein.

Anfangs ging ich von Haus zu Haus und bot meine Dienste für die Reparatur elektrischer Geräte aller Art an. Mit der Zeit sprach sich das herum, und die Leute aus der Gegend brachten mir ihre Radios, Plattenspieler, Tonbandgeräte, Telefone, Lampen und vereinzelt sogar die ersten Fernsehapparate dieser Zeit

zur Reparatur vorbei. Wenn ich Wissenslücken hatte, ging ich zur Ariela-Bibliothek, lieh mir die entsprechenden Fachbücher aus und lernte mit der Zeit einiges dazu. So konnte ich ordentlich leben und war im Grunde ganz zufrieden mit meinem Dasein. Es mag seltsam klingen, wenn ich jetzt sage, dass langsam aber sicher eine innere Wandlung in mir stattfand: Ich begann zu verinnerlichen, was mir mein ganzes Leben, bis zum heutigen Tage, als Charaktereigenschaft erhalten geblieben ist: Sein eigenes Geld mit ehrlicher Arbeit zu verdienen, ist eine der grössten Befriedigungen, die ein Mensch sich selber geben kann. Dies mag jetzt in den Ohren des einen oder anderen merkwürdig klingen, aber vor dem Hintergrund meiner Vergangenheit in den KZs, wo man nur die Möglichkeit hatte, mit Tricks und Bauernschläue zu überleben, und wo man gezwungen war zu stehlen, um nicht zu verhungern, war es zu Beginn für mich gar nicht so einfach, den Gedanken «Ehrlich währt am längsten» zu verinnerlichen.

Eines Tages flanierte ich durch die Stadt, betrachtete die Schaufenster der Geschäfte, insbesondere natürlich solche, die Elektrogeräte anboten. Am «Platz der Moschawot» hielten mich zwei Militärpolizisten auf und verlangten meinen Pass. Daraufhin wurde ich festgenommen und hatte keine Ahnung, weshalb. Man brachte mich in ein Rekrutierungslager in Tel-Litwinski, einem Militärstützpunkt etwa zehn Kilometer ausserhalb Tel Avivs.

Ich wurde beschuldigt, mich vor dem Wehrdienst gedrückt zu haben, und man drohte mir mit einer Gefängnisstrafe. Ich war erzürnt und erklärte, dass ich mich bei meiner Ankunft bei der

Einberufungsstelle der Streitkräfte ordnungsgemäss gemeldet hätte und registriert worden war. «Hier ist meine Bestätigung», sagte ich und hielt ihm den Wisch unter die Nase: «Wenn ich von Ihnen keinen Einberufungsbefehl erhalte, weiss ich auch nicht, wann und wo ich einrücken muss.»

Nach Prüfung des Schriftstückes glaubte man mir, und so war ich von nun an israelischer Soldat, was ja auch immer mein Ansinnen gewesen war. Mit dem Befehl, mich anderntags bei der Aufnahme­stelle zu melden, entliess man mich.

Zu Hause angekommen, packte ich meinen Koffer und hängte ein Schild an meine Wohnungstür mit der Aufschrift «Werkstatt wegen Militärdienst geschlossen». So endete meine erste kurze Zeit der Geschäftstätigkeit. Ich kündigte die Wohnung und begab mich nach Tel-Litvinski. Dort wurde ich registriert und erhielt ein paar knielange Kaki­hosen. Man drückte mir ein paar Lira in die Hand mit der Weisung, in einem Textilgeschäft namens «Ata» in Tel Aviv ein passendes Kaki­hemd zu kaufen. Dies war meine Uniform. Im Gegensatz zur tschechischen war sie sehr locker und weniger «militärisch».

Am Abend erkundete ich das Zentrum des Stützpunkts. Gleich nebenan befand sich ein Krankenhaus, das übrigens heute noch existiert und eines der grössten in der Agglomeration von Tel Aviv ist. Auf meinem Rundgang begegnete ich alten Bekannten aus Ungarn, der Tschechoslowakei und sogar von den Konzentrationslagern. Erfreulicherweise waren auch weibliche Soldaten und Mädchen aus Ungarn dabei, vermutlich Mitarbeitende des Krankenhauses. Viele waren der hebräischen Sprache nicht

mächtig und freuten sich, mit mir Ungarisch sprechen zu können. Und ich freute mich darüber, ein wenig zu schäkern.

Am nächsten Morgen wurden wir früh geweckt und mussten zum Appell antreten. Man händigte uns einen Overall aus grobem, schwerem Drillich aus, der bei den Übungen immer getragen werden musste, ungeachtet der Temperaturen. Dazu bekamen wir ein Holzgewehr, denn die richtigen Schiesseisen waren den kämpfenden Truppen vorbehalten.

Als ich dieses Kinderspielzeug sah, musste ich schmunzeln, war ich doch von der Tschechoslowakei schon gewohnt, professionell mit Maschinengewehren umzugehen. Es kam mir vor, als würde ich von der Schule in den Kindergarten zurückversetzt. Dass hier nicht so eine strikte Betten- und Kleiderordnung herrschte, war mir allerdings recht. Ich war überzeugt, dass diese Ausbildung für mich keine grosse Herausforderung sei. Doch ich sollte mich irren, denn es gab andere Unannehmlichkeiten. Zum Beispiel die Übung «Wasserdisziplin»: Eingepackt in den Overall, das Holzgewehr geschultert, mussten wir bei brütender Hitze stundenlang marschieren, ohne einen Schluck Wasser zu bekommen. Die Begründung dafür war, dass wir im Ernstfall in der Wüste unter denselben Bedingungen kämpfen müssten und uns deshalb daran zu gewöhnen hätten. ‚Wenn wir verdursten, bevor es zu diesem Ernstfall kommt, nützt es der Armee auch nichts‘, dachte ich und marschierte missmutig und vor allem durstig weiter. Zudem machte mir meine Wade wieder zu schaffen. Bald wurde mir schwindlig und ich befürchtete, ohnmächtig zu wer-

den oder zu dehydrieren. Nicht einmal eine Kopfbedeckung hatten wir zur Verfügung, um uns vor der sengenden Sonne zu schützen. Plötzlich sahen wir von Weitem in Reih und Glied angelegte kurzstämmige Bäume, durchsetzt mit orangefarbenen Punkten. Als wir näherkamen, stellte sich heraus, dass es eine Orangenplantage war. Da Orangen Wasser brauchen, fand ich bald den Hahn des Bewässerungssystems. Ohne Rücksicht auf etwaige Sanktionen stürzte ich mich darauf, öffnete den Hahn, und das kühle Nass sprudelte im Überfluss heraus. Ich trank in gierigen Schlucken, benetzte mein Gesicht und liess dann meine Kameraden an die Leitung, die sich auch daran labten. Wir spritzten einander voll, bis wir völlig durchnässt waren. Die Erfrischung war herrlich. Damit aber nicht genug. Wir nutzten die Gelegenheit, pflückten so viele Orangen, wie wir unter dem Overall verstecken konnten, sodass eine grosse Ausbuchtung über dem Bauch entstand. Der Truppenführer hatte unser Treiben längst mitgekriegt, doch er liess Gnade vor Recht ergehen, denn auch er hatte sich am Wasser gütlich getan.

Und er zeigte Humor: «Soldaten», sagte er: «Seid ihr plötzlich schwanger geworden?»

Er ertete grosses Gelächter und Erleichterung. Trotzdem mahnte er uns, die Orangenschalen nicht in der Plantage liegen zu lassen, denn Ordnung sei auch in Israel kein Fremdwort, und ausserdem hätten wir ja eigentlich Diebstahl begangen. Im weiteren Verlauf des Marsches stopften wir uns die Bäuche mit den saftigen, süssen Früchten voll. Vom vielen Wasser und dem Verzehr der Orangen wurden die Mägen schwer und wir träge. Deshalb waren wir froh, als wir in der Kaserne ankamen, die ver-

schwitzten Klamotten wechseln und den Overall ausziehen konnten.

Abends standen wir vor der Latrine Schlange. Wir hatten alleamt Durchfall und mussten auch mitten in der Nacht immer mal wieder zur Toilette eilen.

Hier hätte wohl eine Banane Abhilfe schaffen können, die damals aber noch nicht zu bekommen war.

Dies erinnert mich an eine spätere Begebenheit in Tel Aviv. Dort hatte ich an einem Kiosk diese Frucht zum ersten Mal gesehen. Ich fragte den Verkäufer, was das sei, und er gab mir Auskunft.

«Dann möchte ich gerne eine Banane kaufen», sagte ich.

Der Mann erwiderte: «Es tut mir leid, Bananen geben wir nur Kindern.»

«Weshalb denn?», fragte ich zurück.

«Weil wir nur wenige davon bekommen können und sie vor allem für Kinder sehr gesund sind», war die lapidare Auskunft.

Aber zurück zu unserem Durchfall. Die Begebenheit hatte bei den Kommandierenden einen Umdenkungsprozess in Gang gesetzt, denn von da an bekamen wir bei Übungen jeder Art eine wohlgefüllte Wasserflasche mit auf den Weg. Vermutlich hatten sie begriffen, dass man im Ernstfall wohl auch niemanden ohne entsprechende Ausrüstung und Verpflegung in die Wüste schicken würde.

Einmal kamen wir von den Übungen zurück und mussten umgehend antreten. Wir bekamen richtige Gewehre und es erging der Befehl, uns auf die bereitstehenden Lastwagen zu begeben,

es stünde ein Einsatz in Jaffa bevor, das damals noch nicht zu Tel Aviv gehörte. Wir hatten keine Ahnung, was wir bewaffnet mitten in befriedetem Gebiet tun sollten. Nach kurzer Fahrt hielt der Wagen an dem dortigen Gefängnis. Hier waren Leute der jüdischen Terrorgruppe «Lechi» inhaftiert, die des Mordes an Graf Folke Bernadotte verdächtigt wurden. Bernadotte war Vermittler der Vereinten Nationen in Palästina und starb bei einem Attentat am 17. September 1948.

Wir sprangen aus dem Wagen und stellten uns auf, um weitere Befehle entgegenzunehmen. Der Kommandant teilte uns mit, dass einige der Lechi-Mitglieder geflüchtet seien. Wir sollten das Gebiet durchstreifen und sie dingfest machen, notfalls mit Waffengewalt.

«Terroristen hin oder her», sagten wir uns. «Kein Jude schiesst auf einen Juden!» Ostentativ legten wir die Karabiner in den Laster und streikten mit verschränkten Armen. Dem Truppenchef blieb nichts anders übrig, als uns zum Stützpunkt zurückzubringen. Das Ganze hatte zum Glück keine Konsequenzen. Warum dies so war, kann ich auch nicht sagen. Wir waren schliesslich im Krieg und standen unter Kriegsrecht. Mag sein, dass der Kommandant, ohne es uns zu sagen, dem zustimmte und deshalb auf eine Anzeige bei seinen Vorgesetzten verzichtete.

Einige Tage später kam wieder ein etwas zweifelhafter Einsatz, der allerdings in der damaligen Situation nachvollziehbar war. Man brachte uns nach Hadera, wo wir der Militärpolizei helfen mussten, Leute zu suchen, die sich in den umliegenden Wäldern versteckt hatten, um der Wehrpflicht zu entgehen. Ob die Leute aus Faulheit, Idealismus oder einfach Angst nicht zur Armee wollten, spielte keine Rolle. Jeder, der tauglich war, hatte

Dienstplicht. Also taten wir auch die unsere, durchstreiften das Gehölz – mit mässigem Erfolg.

Die Anstrengungen in den verschiedenen Ausbildungsstationen liessen eine Heilung meiner Wade nicht zu. Im Gegenteil, es wurde wieder schlimmer. Die Wunde platzte immer wieder, das Fleisch faulte und stank. Als ich sie im Konzentrationslager eingefangen hatte, war sie vorerst unbedeutend, aber durch den Vitaminmangel, die Unterernährung und harte Arbeit im KZ wurde der Kratzer zu einem grossen Loch, das fast bis zum Knochen reichte. Dass daraus keine tödliche Infektion entstand, war ein kleines Wunder.

Aber auch jetzt fanden die Ärzte kein Medikament, dass die Heilung begünstigte, und befanden, dass tägliche Desinfektion und Verbandwechsel mit der Zeit ihre Wirkung täten, zumal die Blessur nicht lebensbedrohlich sei. Tatsächlich hatten sie am Ende recht, aber es sollte noch einige Jahre dauern, bis ich völlig beschwerdefrei war. In den kurzen Kakihsen waren die Schmerzen noch erträglich gewesen. Aber dann übernahm die israelische Armee den englischen Brauch, Kniehosen in die Stiefel zu stecken und Wickelgamaschen straff darüber zu binden. Durch den Druck auf meine Wunde konnte ich kaum mehr gehen, die Qualen waren teuflisch.

Unsere Truppe hatte gerade einige Kilometer vom Stützpunkt entfernt in einem Zelt Station bezogen, das wir zu Fuss, und eben mit diesen Wickelgamaschen an den Beinen, erreicht hatten. Ich bat meinen Vorgesetzten um eine Arztkonsultation, um so die Befreiung von dieser Pflicht zu erwirken. Mit dem Bus und ohne

Gamaschen kehrte ich zum Stützpunkt zurück und meldete mich beim Arzt. Dieser kannte mein Problem schon seit Längerem und stellte umgehend die nötige Bewilligung aus.

Als ich zum Zelt zurückkam, war niemand mehr da ausser einem Wachposten, der mir ausrichtete, dass meine Kameraden an die Front verlegt worden seien. Er schickte mich nach Tel-Litwinski zurück, wo ich weitere Instruktionen erhalten würde.

Dort angekommen, beorderte man mich zum Stützpunkt Saron, dem heutigen Regierungsviertel von Tel Aviv. Zu meiner Freude wurde ich einer Funkereinheit zugeteilt, was ja meinen technischen Interessen entgegenkam. Allerdings war es schon wieder ein Abschied. Ich musste mich an neue Kameraden, ein neues Leben, ein anderes Lager gewöhnen. Und vor allem an den «Bolero» von Ravel. Jeden Morgen dröhnte das Stück in voller Lautstärke aus den vielen Lautsprechern, die über das ganze Gelände verteilt und an ein Grammophon angeschlossen waren. Schon nach ein paar Tagen hing mir der ewig gleiche Rhythmus aus dem Hals und ich beschloss, bei nächster Gelegenheit dem Lager eine zweite Schallplatte zu besorgen.

Ich erinnerte mich der Worte des Generals, der seinerzeit in Tschechien gesagt hatte, dass Israel disziplinierte Soldaten brauche. Von wegen! In diesem Land schien mir das Wort «Disziplin» eher ein Fremdwort zu sein. Ausser dem Ravel-Geschepper hatte ich eigentlich nichts dagegen.

Die Funkertruppe besass zwei Werkstätten. Die eine war in Pardes Katz und wurde «Netz» genannt, weil dort früher eine Fabrik zur Herstellung von Maschendrahtzaun gestanden hatte.

Die zweite hiess «Diamant», da sie sich in einer ehemaligen Diamantschleiferei befand.

Nach dem morgendlichen Sport, dem Frühstück und anschliessendem Appell wurden wir in diese Werkstätten gebracht. Sehr komfortabel mit einem Bus, den die Armee von einer Buskooperative mitsamt Fahrer beschlagnahmt hatte. Der Fahrer war ein freundlicher Jemenit, der sehr gut Jiddisch sprach und stets eine nach der Kooperative benannte «Egged»-Mütze etwas schief auf dem Kopf trug. Er kannte jeden von uns beim Namen und war stets zu einem Scherz aufgelegt. Als das Fahrzeug später der Kooperative auf deren Insistieren zurückgegeben wurde, war er beinahe etwas traurig, und wir mussten uns wohl oder übel wieder mit den harten Sitzbänken der Ladebrücke eines Lasters für die tägliche Fahrt zu unserer Werkstatt begnügen.

Ich wurde zuerst zum «Diamant» gebracht, wo ich mich beim dortigen Leiter, Naftli Ras, von allen nur «Nafta» genannt, melden musste. Er wollte etwas über meine Vergangenheit im Allgemeinen und die Berufskenntnisse im Besonderen wissen. Stolz präsentierte ich meinen Werkzeugkasten, den ich aus der Wohnung mitgenommen hatte, und dachte, dies sei wohl Beweis genug für meine Fähigkeiten. Nafta lachte schallend und sagte, dass ich das Gerümpel wieder mitnehmen könne. Nachdem ich ihm erzählte, was ich alles schon repariert und gebastelt hatte, war er doch ein wenig beeindruckt. Ich wurde aber der Werkstatt «Netz» zugeteilt. Dort gab es mehrere Abteilungen. Die Elektro- und Generatorenabteilung, dann diejenige, in der Funkgeräte der Typen 19 und 20 sowie Walkie-Talkies Typ 536 repariert wur-

den. Dann gab es auch noch eine Schreinerei. Ich kam zur Senderabteilung, wo Funkgeräte des Typs 348 und BC 610 repariert wurden. Meine Kameraden hiessen Gideon Sartana, Ehud Rubinstein und ein ehemaliger Untergrundkämpfer namens Zwi sowie der Ingenieur Berkowitz. Nicht zu vergessen der Freiwillige, der Südafrikaner Joe, genannt «Crazy Joe». Es waren alles lustige Kumpel und es gäbe seitenweise Episoden zu erzählen über sie. Einige möchte ich hier zum Besten geben.

Crazy Joe war begeistert von englischer Musik, die ständig aus seinem Radio schepperte. Wir hingegen hätten gern mal etwas Hebräisches von einer Platte gehört, die ich besorgt hatte. Aber Joe verteidigte seinen Sender stur und drehte die Lautstärke nur noch mehr auf, als wir aufbegehrten. ‚Na Prosts dachte ich, ‚nach Bolero jetzt auch noch das.‘ Aber wir waren nicht faul und stiegen aufs Dach. Dort trennten wir kurzerhand die Radioantenne vom Kabel, und aus Joes Kiste kam nur noch ein kratzendes Rauschen. Er wollte sich das nicht bieten lassen, kletterte seinerseits aufs Dach und schloss das Kabel wieder an. Es war ein nie endendes Tauziehen, oder sollte ich besser sagen, Kabelziehen?

Ehud war ein Hüne von 1,90 m mit einem buschigen Schnurrbart. Als wir nach Feierabend im Begriff waren, den Lastwagen zu besteigen, packte er mich am Hemd mit den Worten: «Komm, Fliegengewicht, ich helfe dir», hob mich wie eine Feder hoch und stellte mich auf die Ladebrücke. Hatten wir unsere freien Tage, fuhr er oft nach Tel Aviv, um seinen Vater zu besuchen. Ab und

zu lud er mich ein, ihn zu begleiten, was ich gerne annahm. Ehuds Vater war Direktor der Hauptfiliale der Bank Leumi, ein ziemlich hohes Tier also. Als wir sein geräumiges Büro betraten, sass er hinter seinem Schreibtisch, auf dem neben Bergen von Papier eine Glocke stand. Auf seiner Nase thronte eine Hornbrille mit dickem, schwarzem Rand. Seine Erscheinung – er war von ähnlichen Körpermassen wie sein Sohn – und das Büro beeindruckten mich, aber am meisten Spass bereitete mir seine Glocke. Immer, wenn er diese schlug und ein heller Ton erklang, eilte umgehend ein Mitarbeiter herein, dem er ein Dokument übergab mit der Weisung, es jemandem zu überbringen.

Eigentlich sprachen wir nicht viel mit ihm, da er immer beschäftigt war und uns kaum zu beachten schien. Ich wartete gespannt auf seinen nächsten Glockenschlag. In gewisser Weise kam mir die Zeremonie vor wie eine Drehorgel mit Figuren, wo bei bestimmten Tonfolgen immer die Puppen «antanzten».

Als mich Ehud zum Gehen aufforderte, bat ich um «nur noch einen letzten Glockenschlag». Direktor Rubinstein hob seine Brille, sah mich schmunzelnd an, drückte mir einen Umschlag in die Hand und sagte: «Junger Mann, Sie dürfen auch einmal.» Ich war etwas verlegen, fühlte mich ertappt wie ein kleiner Junge. Dann bimmelte ich kräftig die Glocke, streckte dem eintretenden Boten den Umschlag zu, auf dem geschrieben stand, wohin das Dokument befördert werden musste. Beim Abschied stotterte ich ein Dankeschön, dann machten wir uns auf den Weg.

Ein ganz besonderer Mann war Ingenieur Berkowitz. Er stammte aus Bulgarien und war ein eher introvertierter Typ. Trotzdem

oder gerade deswegen arbeitete ich sehr gern mit ihm, denn wenn er etwas sagte, hatte es Hand und Fuss. Von ihm konnte ich sehr viel Interessantes lernen. Einmal erzählte er mir, seine Frau würde endlich aus Zypern einreisen, wo sie sehr lange in einem britischen Internierungslager festgehalten worden sei. Ich erinnerte mich an das Techtelmechtel mit den Briten bei unserem Zwischenhalt mit der Campidolia auf Zypern.

Berkowitz scheute sich, seinen Vorgesetzten um Urlaub zu bitten, damit er seine Frau am Hafen von Haifa abholen konnte. Er hatte Zweifel, dass dieser bewilligt würde. Ich ermutigte ihn, doch einfach dessen Stellvertreter Ischi zu fragen, der sei zugänglicher und würde dem Urlaub mit Sicherheit zustimmen.

So war es denn auch. Bevor Berkowitz abreiste, fragte er mich: «Shlomo, hast du vielleicht ein spannendes Buch, das du mir ausleihen könntest?»

Ich zog die Brauen hoch und erwiderte: «Ein Buch? Wozu brauchst du denn ein Buch? Bestimmt hast du keine Zeit zum Lesen, wenn du deine Frau nach so langer Zeit wiedersiehst.»

Etwas verlegen antwortete er: «Ich weiss nicht, so ohne meine Arbeit, die Kollegen ... Möglicherweise wird mir langweilig im Urlaub.»

Ich konnte zwar seine Bedenken nicht nachvollziehen, brachte ihm aber trotzdem ein Buch, wünschte ihm eine gute Fahrt und möglichst abwechslungsreichen Urlaub.

Dann war da noch der Feldweibel Baschitz, ein deutscher Jude. Sein Job war die Beschaffung von Kraftfahrzeugen, auch leitete er die Reparaturen. «Beschaffung» ist eigentlich ein eher mildes

Wort, denn die meisten Fahrzeuge wurden bei Kampfeinsätzen oder Nacht- und Nebelaktionen im Feindesgebiet erbeutet. Einmal brachte Baschitz Panzerwagen von der ägyptischen Front mit. Sie waren zerbeult von Granaten, schmutzig, und an ihren Wänden klebten verkohlte Leichenteile. Bevor wir die Panzer mit Funkgeräten ausrüsten konnten, mussten sie gereinigt werden. Die Leichenteile mussten wir förmlich abkratzen, eine sehr unappetitliche Aufgabe, die Baschitz mit scharfem Auge kontrollierte.

Er hatte dauernd etwas zu meckern und war deshalb nicht unbedingt beliebt bei den Kameraden. Auch hatte er die Angewohnheit, sich in jede Kleinigkeit einzumischen, regte sich über dieses und jenes auf, in seinem kuriosen deutsch-jiddischen Dialekt, den man «jeckisch» nannte und über den wir uns oft lustig machten. Zum Beispiel erhielt er den Spitznamen «Basch-Witz».

Sein liebstes Kind im Fuhrpark war ein Panzerspähwagen Marke «Humber», der in einem getarnten Lagerraum in Jaffa erbeutet worden war, nachdem dessen «Besitzer» geflohen waren. Er war kakifarben lackiert und mit den besten Funkantennen ausgestattet. Baschitz war bei diesem Wagen besonders erpicht auf peinliche Wartung, was wie immer nicht ohne Nörgeleien ablief. Der Humber war das Fahrzeug von Ischi, dem stellvertretenden Kommandanten.

Am 1. April 1949 war die Gelegenheit gekommen, Baschitz eins auszuwischen. Auch in Israel werden an diesem Tag die Leute ausgiebig aufs Korn genommen, senden die Medien z.B. lustige Falschmeldungen oder veralbern einen die Bekannten.

Wir banden Baschitz den Bären auf, Ischi habe mit dem Humber einen Motorenschaden in der Tel Aviver Kommandatur 8 erlitten und komme nicht weiter. Umgehend machte sich Baschitz auf, um Ischi aus der Patsche zu helfen. Da kein Jeep verfügbar war, nahm er einen Panzer, in dem er bei der Aussentemperatur von 30 Grad ordentlich geschmort wurde.

Kaum war Baschitz abgefahren, riefen wir in der Kommandatur an und gaben die Order, man sollte ihm, sobald er einträfe, mitteilen, Ischi sei mit seinem Fahrzeug zum Polizeiposten in Jaffa abgeschleppt worden.

Ischi fuhr, so schnell es die Kapazität seines Panzers erlaubte, nach Jaffa, wo er mit den Rufen «April, April!» empfangen wurde.

Wir informierten Ischi von dem Scherz. Der lachte, und gemeinsam warteten wir auf die Rückkehr Baschitz von seiner «Odyssee».

Nach zwei Stunden kam er an und kletterte verschwitzt und vor allem stinksauer aus seinem Panzerwagen. Auch wir empfingen ihn mit lauten April-Rufen und Gelächter, worauf sich der Hereingelegte ohne ein weiteres Wort mit grimmigem Blick in sein Quartier verzog.

Da meine Fähigkeiten mittlerweile geschätzt wurden, bekam ich im Verlauf meiner Dienstzeit die verschiedensten Aufgaben zuteilt. Dies war sehr abwechslungsreich. Dazu kam, dass ich zum Offizier befördert wurde. Dies nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass ich das Glück hatte, einem Elektroingenieur namens Arn Tal zu assistieren. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, dass er schlichtweg ein Genie auf seinem Gebiet war. Er

hatte schon damals einige bahnbrechende Erfindungen gemacht und sie patentieren lassen.

Wann immer möglich, schaute ich ihm über die Schulter und löcherte ihn mit Fragen. Dies störte ihn nicht, im Gegenteil, er freute sich über mein Interesse und erklärte mir alles, was ich wissen wollte. Von ihm habe ich enorm viel gelernt.

Für die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Israel und Ägypten, die am 24. Februar 1949 in Rhodos stattfinden sollten, bekam ich den Auftrag, ein grosses Funkgerät zu überprüfen und es transportfertig zu machen. Nachdem alles erledigt war, verpackte ich das Gerät in eine Holzkiste, auf die ich ein Stück Stoff klebte, mit der amtlich wirkenden Aufschrift «Israel Delegation Hotel Rose, Rhodos».

Als das Gerät samt Kiste zurückkam, war der Aufkleber mit offiziellen Stempeln in Englisch, Griechisch und sogar mit einem Siegel versehen. Ich löste den Aufkleber sorgfältig ab und behielt ihn als Souvenir. Obwohl ich ihn sorgsam hütete, wurde er mir gestohlen.

Das Funkgerät musste ich danach für den geplanten Armee-Radiosender umbauen. Ischi war verantwortlich für den Aufbau dieser Radiostation, und ich wurde zu meiner Freude seinem Team zugeteilt. Die Sendeanstalt sollte auf einem Schulgelände in Ramat Gan, das knapp zehn Kilometer ausserhalb Tel Avivs liegt, errichtet werden. Eine Gruppe war zuständig für die Errichtung und Einrichtung des Studios, die zweite, der ich angehörte, sollte die Antenne installieren. Die Röhren dafür beschafften wir vom nahegelegenen Geha-Krankenhaus, wo nicht mehr benötigte Rüstungsgegenstände der Briten eingelagert waren. Um die Röh-

renteile zur langen Antenne zusammenzufügen, mussten Verbindungsstücke, sogenannte Flaschen und Halterungen, verschweisst werden. Ich meldete mich bei Ischi freiwillig für die Arbeit, denn ich hatte bei der Zwangsarbeit für die WUMAG das Schweißen gelernt. Ich bekam den Job. Die Röhren, Zubehörteile und das Spezialwerkzeug wurden in die Schlosserei «Joska» in Tel Aviv transportiert, wo ich meine Arbeit erledigen sollte. Genau gesagt war die Schlosserei auch eine kleine Rüstungsfabrik, in der auch Bomben aller Typen hergestellt wurden. Nachdem das Material vor Ort war, bekam ich einen Arbeitsplatz zugewiesen und erledigte meine Arbeit.

Die lange Antenne sollte an der hinteren Ecke auf dem Areal eines Kindergartens aufgestellt werden, wo ein möglichst guter Empfang gewährleistet war. Ohne die Besitzerin des Kindergartens zu informieren, begann ich, ein metertiefes Loch für das Fundament der Antenne zu graben. Ischi stand daneben und gab mir entsprechende Anweisungen.

Plötzlich erschien eine ältere Frau, die Leiterin des Kindergartens. Sie warf die Hände in die Luft und zeterte. Auf keinen Fall werde sie erlauben, dass auf ihrem Gelände irgendetwas gebaut werde.

Eigentlich hätte Ischi Kriegsrecht geltend machen können, aber gemäss seiner gutmütigen Art verhandelte er mit der Alten und überzeugte sie von der Notwendigkeit dieses Standortes. Er versicherte ihr, dass diese Antenne dem Wohle Israels diene und keineswegs Gefahren berge.

Sein Verhandlungsgeschick hatte Erfolg und so durfte ich meine Arbeit beenden. Während des ganzen Prozesses war die

Leiterin zugegen, wohl um zu kontrollieren, dass alles mit rechten Dingen zugging.

Nachdem der Betonsockel gegossen war, wurde die Antenne angeschleppt und mittels daran befestigter Seile in die Vertikale hochgezogen, um sie im Sockel zu verankern. Von wegen Gefahren: Plötzlich schrie die Alte auf, wir sprangen zur Seite, denn die Antenne stürzte um, bevor sie korrekt verankert war. Es war ein Schreckmoment für alle, aber mit vereinten Kräften gelang es schliesslich. Kerzengerade und stabil ragte die Antenne gen Himmel. Die Radiostation war soweit einsatzbereit.

Für die Aufnahmen diente ein Gerät namens Webcor, das auf der Technik von Stahldraht basierte, denn Magnetband-Tonträger wurden erst in den Fünfzigerjahren erfunden.

Als Erstes zeichnete Ischi Folgendes auf: «Achtung, Achtung, Sie hören den Probesender 4x4 Wawalef!» Dann wurde ein Teil der israelischen Nationalhymne gespielt. Dies war sozusagen das «Signet» des Senders, das täglich mehrmals ausgestrahlt wurde. Später wurde der Militärsender nach Jaffa verlegt und mauserte sich zu einer angesehenen zivilen Rundfunkstation.

Dann war noch die kleine Episode mit dem Sattelschlepper. Wir hatten ihn ebenfalls beim Lagerplatz des Geha-Krankenhauses gesichtet. Er schien geeignet, um ihn mit einem riesigen Verstärker für zwölf Antennen auszurüsten, um daraus einen mobilen Rundfunksender zu machen. Auf dem Dach des Lasters befand sich ein Aufbau, der zuerst abgenommen werden musste, weil dort der Verstärker montiert werden sollte. Als wir den Wagen

starten wollten, um ihn zum Stützpunkt «Reschet» zu fahren, wo die Installation vorgenommen werden sollte, sprang er nicht an. Wir nahmen an, dass sich kein Treibstoff im Tank befand, und prüften dies. Tatsächlich war kein Benzin darin, sondern Zucker. Die Briten hatten ihn eingefüllt in der fiesen Absicht, den Sattelschlepper fahrtauglich zu machen. Also musste erst der Tank in mühevoller Arbeit gereinigt werden, bevor der Lkw seinem Ziel zugeführt werden und unsere Arbeit erledigt werden konnte.

Nachfragen möchte ich noch die Geschichte meiner Wohnverhältnisse, verbunden mit der Einwanderung meines Onkels Ezra. Seit meiner Beförderung lebte ich nicht mehr im Militärstützpunkt, sondern in einer schönen Wohnung in Tel Aviv, in der zuvor englische Offiziere gewohnt hatten. Nun war sie Eigentum der israelischen Armee. Die Möblierung stammte grösstenteils aus einem Lager in Jaffa, das von den Arabern nach ihrer Vertreibung zurückgelassen worden war. Ich war damals noch alleinstehend. Von meinen Vorgesetzten wurde ich stets geachtet und gut behandelt.

Eines Tages rief mich der Kommandant zu sich und sagte: «Shlomo, vielleicht wollen Sie ja auch mal eine Familie gründen. Wir haben grosse leerstehende Wohnungen, die von den Arabern verlassen wurden. Wir schenken Ihnen eine davon.» Er überreichte mir die Eigentumsdokumente, den Schlüssel und gab mir die Adresse.

Ich stammelte ein überraschtes «Dankeschön» und verliess das Büro. Gleich darauf machte ich mich auf, um mein Eigenheim zu besichtigen. Es war tatsächlich eine hübsche, geräumige

Wohnung. Allerdings lag sie einige Kilometer ausserhalb Tel Avivs in einer ziemlich verlassenem Gegend und war schlecht ans öffentliche Verkehrsnetz angebunden. Also wohnte ich weiterhin in meiner bisherigen Bleibe, zumal zurzeit noch keine Frau in Sicht war, mit der ich eine Familie hätte gründen wollen.

So blieb die Wohnung vorerst leer.

Dann bekam ich die Nachricht, dass mein Onkel Ezra, der Bruder meiner Mutter, mit seinen drei Kindern aus Rumänien nach Israel einwandere. Seine zweite Frau war vor Kurzem verstorben. Anfangs lebte er in einem Massenlager in einer Stadt etwa fünfzig Kilometer von Tel Aviv entfernt, wo die Neuankömmlinge Unterkunft fanden, bis sich eine geeignete Wohngelegenheit für sie fand.

Natürlich suche ich ihn baldmöglichst auf, um ihn in der neuen Heimat zu begrüssen. Die Einwanderer wurden im Lager gut betreut und behandelt, trotzdem wartete Ezra wie alle anderen sehnsüchtig auf die Zuteilung einer Wohnung, um sich «richtig» im Land niederzulassen. Unter anderem sprachen wir auch über dieses Thema.

«Weisst du was, Ezra», sagte ich ihm. «Was willst du hier lange warten, bis die etwas für dich finden. Ich habe eine Wohnung für dich, in die du sofort einziehen kannst.»

Er war hochofren, als ich ihm den Schlüssel übergab. Und mir bereitete es grosse Befriedigung, meiner Verwandtschaft helfen zu können. Mit einer herzlichen Umarmung bedankte er sich. Umgehend bezog er mit den Kindern sein erstes Heim in Israel. In Tel Aviv eröffnete er – ganz der Familientradition entsprechend – eine bescheidene Uhrmacherwerkstatt. Allerdings wurde auch ihm mit der Zeit der umständliche Arbeitsweg zu mühsam,

zumal auch die Kinder einen langen Schulweg hatten. Mit meinem Einverständnis verkaufte er die Wohnung zu einem günstigen Preis und mietete sich in Tel Aviv ein.

Als er sich eingerichtet hatte, lud er mich zur «Einweihung» seiner Wohnung zum Essen ein. Die Einrichtung war sehr spärlich, da sein Einkommen noch gering war.

Nach dem Essen wollte er mir den Verkaufserlös übergeben. Ich lehnte strikt ab mit den Worten: «Ezra, ich verdiene als Berufsoffizier ganz ordentlich und bin nicht auf das Geld angewiesen. Die Wohnung habe ich dir geschenkt, und somit gehört auch der Erlös daraus dir. Ich denke, es ist ein gutes Startkapital für dein Geschäft.»

Er war sehr dankbar, waren doch nebst dem Aufbau seiner Firma auch drei Mäuler zu stopfen. Hätten wir die Wohnung aber noch zwanzig Jahre behalten, wäre ihr Wert, vor allem der des Grundstückes, um ein Vielfaches höher gewesen, denn später ist der Ort ein beliebtes Touristenzentrum mit vielen grossen Hotels geworden. Aber dies ist nur eine Randnotiz.

Ich fühlte mich verpflichtet, der Kommandantur diesen Verkauf zu melden, obwohl die Wohnung ja mein Eigentum gewesen war. Man hatte Verständnis für die Gründe. Und noch mehr: Kurz darauf wurde ich wieder zitiert, und ich bekam sogar ein Haus geschenkt, das wesentlich näher bei der Stadt lag. Allerdings war es von einem Bombenangriff stark beschädigt und renovierungsbedürftig. Eigentlich fühlte ich mich in meiner jetzigen Bleibe ganz gut, und so kümmerte ich mich nicht weiter um die Liegenschaft, die ich nur einmal besichtigt hatte.

Man möge mir glauben oder nicht, nach einem Jahr wusste ich nicht einmal mehr, wo das Haus stand, und hatte es beinahe vergessen. Was daraus geworden ist, weiss ich noch heute nicht. Ich hätte es ja auch verkaufen können, aber mir lag nicht viel daran, Geld oder sonstige Werte anzuhäufen. Dies widerspricht der landläufigen Meinung, viele Juden seien raffgierig und geizig. Ich hoffe, hiermit dieses Vorurteil etwas entkräftet zu haben. Vielleicht gründet meine Einstellung zum Materiellen auch ein wenig auf die Erfahrungen aus dem KZ. Ich habe dort erkannt, dass ein geschenktes Leben, Liebe und Achtung voreinander die höchsten Werte sind. Zugegeben, als ich später Geschäftsmann war, verdiente ich sehr gut. Die grösste Freude bereitete mir dieser Geldsegen, weil ich dadurch in der Lage war, meinen drei Kindern eine Wohnung zu schenken.

Zivilleben

Im Jahr 1955, nach sieben Jahren Dienst in der israelischen Armee, hatte ich meine Wehrpflicht natürlich längst erfüllt. Obwohl ich viel Spannendes erlebt hatte, war ich von meiner Persönlichkeit her eher ein Pazifist und kein Soldat und Kämpfer. Deshalb drängte es mich, endlich ins zivile Berufsleben einzusteigen. Ich hatte mittlerweile auch geheiratet, und aus dieser Ehe gingen drei Kinder und später sechs Enkelkinder hervor. Man möge mir an der Stelle verzeihen, dass ich in diesem Buch die Jahre meiner Ehe in Israel, die in einer Scheidung endete, aussen vor lasse. Möglicherweise hatte ich einfach zu übereilt geheiratet und war viel zu schnell dreifacher Vater geworden. Vielleicht wollte ich damals einfach möglichst schnell eine Familie gründen und eigene Kinder haben, sodass ich den Verlust meiner Mutter und meiner Geschwister überwinden könne. Jedenfalls bin ich im Rückblick dennoch glücklich, drei gesunde Kinder gezeugt zu haben.

Nachzutragen ist noch, dass mein Vater im Jahr 1954 ebenfalls nach Israel einwanderte. Er kam per Schiff im Hafen von Haifa an, hatte aus zweiter Ehe zwei Kinder und liess sich in Be'er Scheva in Südisrael nieder, wo er, der Familientradition gemäss, mit einem Kollegen polnischer Herkunft ein Uhrmachersgeschäft gründete. Zusammen mieteten sie ein renovierungsbedürftiges Lokal, das bald ordentlich florierte.

Obwohl unser Verhältnis nicht immer das beste gewesen ist, holte ich ihn am Hafen ab und besuchte ihn und seine Familie später auch ab und zu in Beer Scheva. Als ich das erste Mal in seiner Werkstatt vorbeischaute, waren auch ein paar seiner Freunde anwesend, alle wie er strenggläubige orthodoxe Juden, was mir nicht unbedingt behagte. Ich trug noch die Uniform und sprach mit dem einem Polen Jiddisch. Als mein Vater mich als seinen Sohn vorstellte, glaubten sie das nicht. Sie sagten: «Wie sollte das dein Sohn sein, der spricht ja Jiddisch.»

Lapidar antwortete er: «Shlomo ist eben ziemlich sprachgewandt.»

Einmal besuchte mich Vater an meinem späteren Arbeitsort bei der Firma ELCO. Er sah mit Staunen, wie gross die Firma war und welch hochrangigen Job ich innehatte. Er stand neben mir im Büro, als ein Telex hereinkam.

Er fragte: «Was ist denn das?»

Ich antwortete: «Das ist eine Nachricht, die soeben aus Deutschland hereingekommen ist.»

Er war aufgeregt, als ob gerade ein Weltwunder geschehen wäre. «Wo hast du das nur gelernt?», fragte er.

Seine Unwissenheit war für mich ein Schock. Was war denn schon dabei, ein Stück Papier vom Gerät abzutrennen?

Im Gegensatz zu ihm war es für mich selbstverständlich, mir Wissen anzueignen, wenn es vonnöten war. Ein Beispiel: Ich war in einer bekannten Elektrofirma in Frankreich eingeladen, um zu lernen, wie Magnetspulen funktionieren. Ich habe diese auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt, immer und im-

mer wieder, bis ich alles verstanden hatte. Obwohl ich eigentlich «nur» Handel mit Elektrogeräten betrieb, musste ich ja meinen Kunden erklären, was ich verkaufen wollte. Ich konnte ja nicht einfach hingehen und zum Beispiel sagen: ‚Das ist eine Glühbirne, aber mehr weiss ich nicht darüber.‘ Ich wollte erklären können, was ich verkaufe, denn dies ist eines der Geheimnisse des Erfolges. Ich musste auch für den Export und Import wissen, mit welcher Zollnummer die Ware zu deklarieren war.

Nun habe ich etwas vorgegriffen, muss aber noch einmal zurückgehen in die Phase meiner Armeezugehörigkeit.

Nach reiflicher Überlegung beschloss ich, meinen Dienst als Berufsoffizier zu quittieren. Erst teilte ich das meinen Untergebenen mit. Sie konnten anfangs meinen Entschluss nicht verstehen und bedauerten ihn auch sehr. Denn ich hatte sie immer wie meinesgleichen und nicht als Untergebene behandelt. Unser Verhältnis war sehr gut, und jeder von ihnen wäre für mich durchs Feuer gegangen. Dann meldete ich mich bei Oberst Jeshajahu Levi, dem Oberkommandierenden über alle Werkstätten, und teilte ihm meinen Entschluss ebenfalls mit. Kurz und bündig sagte ich: «Jeshajahu, ich verlasse die Armee.»

Er fiel aus allen Wolken und fragte: «Ja, weshalb denn um Himmels willen?»

Ich antwortete: «Seit meiner Ankunft in Israel habe ich nur in der Armee gedient. Das Zivilleben in Israel ist mir fremd, nun möchte ich auch das endlich kennenlernen. Ich brauche eine Veränderung.»

Aber Levi wollte mich nicht so ohne Weiteres gehenlassen. Er sagte: «Shlomo, ich möchte dir ein ganz besonderes Angebot

machen: Du wirst in die USA reisen als Einkäufer von Elektrogeräten, das ist doch mehr als reizvoll!»

Ich erklärte ihm, dass mein Entschluss feststehe, Amerika hin oder her, denn ich hätte den dringenden Wunsch, endlich selbstständig zu sein.

Scheinbar schätzte der Oberst mich und meine Fähigkeiten sehr, denn er versuchte mit allen Mitteln, mich zu diesem Job zu überreden. Die Diskussion ging lange weiter, aber ich blieb hartnäckig.

«Jeshajahu», sagte ich: «Ich habe mir alles reiflich überlegt, mein Entschluss ist unumstösslich.»

«Nun denn», sagte er, «dann möchte ich deinem Glück nicht im Wege stehen.»

Wir verabschiedeten uns, und als ich sein Büro verliess, war ich voller Tatendrang und gespannt auf diesen neuen Lebensabschnitt.

Schon bald fand ich in einer Zeitung ein Stellenangebot der Firma ELCO, die Schweissgeräte und Transformatoren herstellte. Es war eine Lizenzfirma der Schweizer Unternehmung Oerlikon Bührle mit etwa Tausend Mitarbeitern. Ihr Sitz war in Ramat Gan, wo ich später auch wohnte. Ich verfasste ein kurzes Bewerbungsschreiben und gab auch die Telefonnummer meines Befehlshabers Oberst Levi an, der übrigens später israelischer Botschafter wurde.

Zwei Tage später stand ein Bote vor meiner Tür, überreichte mir eine Visitenkarte, auf deren Rückseite vermerkt war: «Herr Shlomo, Sie sind hiermit eingestellt, wir erwarten Sie morgen um sieben Uhr in der Fabrik.»

Scheinbar hatte mir Levi ein ausgezeichnetes Zeugnis ausgestellt.

Dank meiner profunden Kenntnisse in den verschiedensten Elektro- und Elektronikgebieten wurde ich als Handelsreisender für den Import der Firma eingestellt. Ich arbeitete mich empor bis zum Chefeinkäufer von ELCO. Ich genoss grosses Vertrauen beim Generaldirektor. Es gab auch Bestechungsversuche von Firmen, denen ich aber hartnäckig widerstand. Natürlich berichtete ich meinem Vorgesetzten über diese Vorfälle. Meiner Ehrlichkeit halber wurde mir dann auch noch die Kreditorenabteilung unterstellt und ich bekam auch weitere Aufgaben zugeteilt. Ich denke, ich darf mit Fug und Recht sagen, dass ich am Ende seine rechte Hand war.

Nach fünf Jahren stieg der Sohn des Direktors in die Firma ein, eben von seinem Studium aus den USA zurückgekehrt. Wenn wir Querelen hatten, stand der Chef meist auf meiner Seite, und der Sohn musste sich seine Sporen erst noch verdienen.

Mittlerweile hatte ich eine Menge Erfahrungen gesammelt und ein gutes Beziehungsnetz zu vielen Firmen aufgebaut. Zudem verfügte ich über umfassende Branchenkenntnisse. Somit war der Grundstein für mein eigenes Geschäft gelegt, und ich kündigte bei ELCO. Natürlich wurde das von der Firma sehr bedauert, was mich aber am meisten erstaunte, waren die Abschiedsworte des Sohnes: «Shlomo», sagte er, «wir hatten zwar ab und zu das Heu nicht auf der gleichen Bühne. Trotzdem bedaure ich deinen Abgang. Du warst ganz einfach einer der Besten in diesem Laden.»

So gründete ich mein eigenes Unternehmen mit Namen «S. Graber» und betreute über die Jahre vierzehn internationale Konzerne, für die ich gegen Provision den Ein- und Verkauf in Israel tätigte. Dabei lernte ich viele interessante und auch einflussreiche Menschen kennen. Ein Grossteil meiner Auftraggeber waren Schweizer Firmen. Deshalb lag es nahe, dass ich Mitglied der Schweizer Handelskammer wurde.

Aber ich hatte auch eine starke Bindung zu Israel. Weshalb das so war, dokumentiert die folgende kleine Episode: Als ich bereits als selbstständiger Handelsvertreter arbeitete, war ich in Basel eingeladen von einer Fabrikationsfirma, deren Vertretung ich in Israel übernommen hatte. Der Inhaber der Fabrik kam mit seiner Frau und wir sassen in einem Restaurant beim Essen.

Der Mann fragte mich: «Herr Graber, was bedeutet Ihnen Israel?»

Ich antwortete: «In Israel habe ich gesehen, dass sich die Leute frei fühlen, ungeachtet dessen, welcher Gesellschaftsschicht sie angehören. Und das ist auch mir so ergangen. Es ist für mich in gewisser Weise das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, so wie es die USA für die amerikanischen Einwanderer seinerzeit waren. Ich kann meinen Beruf frei wählen und mich weiterentwickeln. Es ist ein neues Land, ein Land, das offen ist für alles.»

Aber ich begann, eine ganz besondere Affinität zur Schweiz zu entwickeln, reiste auch in viele andere Länder, vorab in West- und Osteuropa oder nach Russland, wo ich die Produkte meiner Auftraggeber anbot und erfolgreich vermarktete. Meine Geschäftstaktik war im Grunde einfach. Erst gehst du hin, plauderst

ein bisschen, machst ein paar Witze – was ja auch meinem Wesen entspricht – und erst dann geht's ans Geschäft. Zudem war ich stets darauf bedacht, niemandem etwas aufzuschwatzen, was ihm nicht dienlich war. Denn früher oder später hätten die Kunden eine solche «Staubsaugervertreter-Taktik» bemerkt und die gute Geschäftsbeziehung wäre geplatzt.

Oft geschah es, dass ein Geschäftspartner bei meinem Besuch sagte: «Shlomo, erzähl' erst mal einen deiner Witze, bevor wir ans Geschäftliche gehen!»

Ich war aber nicht nur Geschäftsmann, nach wie vor interessierte ich mich für die schönen Künste und auch deren Schöpfer. An dieser Stelle möchte ich erzählen, wie ich einige grosse Künstler kennengelernt habe.

Ursprung für eine Episode war ein Mann namens Weizmann, mit dem ich geschäftlich und ab und zu auch privat freundschaftlichen Kontakt pflegte.

Eines Tages besuchte ich mit meiner derzeitigen Frau einen Boheme-Klub in Jaffa, wo viele prominente Künstler und solche, die es sein wollten, verkehrten. Er gehörte einem Musikerpaar. Der Mann hiess Ilca, hatte im Krieg ein Bein verloren und trug eine Prothese. Sein besonderes Merkmal aber war der ausladende Schnurrbart, den er gerne zwirbelte. Seine Partnerin hiess Aviva. Die beiden waren äusserst populär in Israel. Ilca sang einen wunderschönen Bass und Aviva begleitete ihn mit ihrer sonoren Stimme. Ab und zu begleitete er Aviva mit Flötenspiel. Seine Flöte war etwas Besonderes. Ilca hatte das Instrument selbst gebaut. Niemand ausser ihm war in der Lage, ihr auch nur einen Ton zu entlocken. Wenn er sie aber spielte, klang es beinahe wie

Engelsmusik. Die beiden hatten mehrere Schallplatten produziert, auch in meiner Sammlung befanden sich einige davon.

Wir sassen an einem Tisch, tranken Fruchtsaft und plauderten mit dem Musikerpaar. Dann ging die Tür auf und Weizmann betrat das Lokal. Er war in Begleitung einer Dame, die ich sofort erkannte. Es war die berühmte israelische Pianistin Pnina Salzman, die viele Musikpreise gewann.

Weizmann erblickte mich, steuerte auf unseren Tisch zu und begrüßte uns herzlich. Dann sagte er: «Darf ich euch meine Freundin vorstellen, Pnina Salzman.»

Ich reichte ihr die Hand und schmolz fast vor Ehrfurcht. «Es ist nicht notwendig, Sie vorzustellen, Frau Salzman», flötete ich. «Ich bin ein grosser Bewunderer von Ihnen, und ich denke, jedermann hier weiss, wer Sie sind.»

Sie lachte und erwiderte: «Und Sie sind Shlomo Graber, mein Freund hat schon oft von Ihnen gesprochen.»

Ich kann kaum beschreiben, welche Ehre es für mich war, die grosse Diva an unserem Tisch zu haben und mit ihr zu plaudern. Sie bot uns sogar das Du an und hatte keinerlei Starallüren.

Aber das war noch nicht alles. Wieder ging die Tür auf. Der begnadete polnische Pianist Sir Artur Rubinstein trat ein. Er braucht wohl nicht näher vorgestellt zu werden, fast jeder kennt diesen Namen. Was viele allerdings nicht wissen: Auch er war jüdischer Herkunft. Wie sich herausstellte, war er mit Pnina befreundet. Er setzte sich zu unserer Runde, und ich wurde ihm vorgestellt. Erst sprachen wir auf Englisch. Plötzlich fragte er: «Sprechen Sie Jiddisch?» Ich bejahte, und so setzten wir unser Gespräch in diesem tausend Jahre alten Idiom fort.

Ich erzählte von meiner Leidenszeit in den Konzentrationslagern. Dies erregte ein so starkes Mitgefühl bei ihm, dass er die ganze Zeit meine Hand hielt. Ich bin kein Autogrammjäger, aber wenn man die virtuose Hand eines solchen Mannes in der seinen spürt, ist das schon etwas ganz Besonderes. Rubinstein wollte meine ganze Geschichte ausführlich hören. Nach einer Weile kam der Kellner und sagte zu Rubinstein: «Verzeihen Sie, Sie haben einen Tisch zum Dinner reserviert, soll ich anrichten?» Rubinstein scheuchte ihn mit einer ärgerlichen Handbewegung weg. Er hatte mir so gebannt zugehört, dass er seine Reservation gänzlich vergessen hatte.

Dies war ein grossartiger Abend für mich, der mir stets in guter Erinnerung bleibt.

Schon kurz darauf machte ich mit einer weiteren berühmten Persönlichkeit Bekanntschaft. Diesmal war es kein Zufall. Ich wusste, dass der Maler Marc Chagall in Tel Aviv weilte und sich zurzeit in der Knesset aufhielt. Er gilt in Israel noch heute als der wichtigste jüdische Maler, der je gelebt hat. Ich wollte ihn unbedingt kennenlernen. Also nahm ich all meinen Mut zusammen und betrat das Knessetgebäude, wo ich den Mann auch bald in der Wandelhalle fand. Er sah eigentlich weniger wie ein Maler aus, sondern eher wie ein Komiker. Eine gewisse Ähnlichkeit mit Charles Chaplin ist ihm nicht abzusprechen. So ist es nicht verwunderlich, dass er ab und zu auch ein humoristisches Werk schuf. Zum Beispiel malte er ein jüdisches Bonmot, das lautet: «Die Kuh auf dem Dach», was in etwa besagt, dass sich jemand in einer misslichen Lage befindet. Und er gab dem Werk auch diesen Namen. Das Bild ging um die ganze Welt und zierte im

Jahr 1959 sogar das Titelblatt des deutschen Magazins «Der Spiegel».

Ich wagte es, auf ihn zuzugehen und ihn anzusprechen. Höflich stellte ich mich vor und drückte meine Bewunderung für sein Schaffen aus.

Er war tatsächlich sehr humorvoll und offen. Ganz ungezwungen sprachen und lachten wir eine Weile zusammen, bis er sich mit den Worten verabschiedete: «Leider muss ich zu einer Sitzung, Herr Graber. Ich freue mich, Sie kennengelernt zu haben, und hoffe, es ergibt sich wieder einmal die Gelegenheit zu einem Schwatz.»

Auch mit ihm habe ich Jiddisch gesprochen. Beglückt verliess ich die Knesset.

Meiner ersten Geschäftsreise nach Deutschland im Jahr 1973 möchte ich auch einen Abschnitt widmen. Denn es war für mich nicht ganz einfach, zum ersten Mal nach dem Holocaust den Boden des Landes, das mir und Millionen anderen Juden so viel Leid zugefügt hat, zu betreten. Natürlich war das mittlerweile schon 28 Jahre her und die Bundesrepublik Deutschland längst eine friedfertige Demokratie. Rein intellektuell hegte ich keinen Groll mehr gegen dieses Volk, und vor allem nicht gegen die jüngere Generation, die ja keinerlei Schuld an den Verbrechen der Nazis trug. Trotzdem hatte sich ein Dorn in meine Seele gebohrt. Deshalb war meine Einreise begleitet von gemischten Gefühlen.

Der Grund für meinen Besuch war die Hannovermesse, wo grossflächig die neuesten Elektro- und Elektronikprodukte von internationalen Herstellern und Vertreibern vorgestellt wurden.

Ob ich wollte oder nicht, der Besuch dieser Messe war Pflicht für jeden Handelsvertreter in unserer Branche.

In München musste ich umsteigen, um nach Hannover weiterzufliegen. Bei der Passkontrolle standen Menschen aus aller Herren Länder in der Kolonne. Der Beamte liess alle vor mir Stehenden nach kurzer Einsicht in ihren Pass durch. Aber meinen israelischen Pass schaute er sehr genau an und schnarrte: «Warten Sie einen Moment. Diesen Pass muss ich überprüfen.» In jedem anderen Land der Welt hätte ich dies, ohne zu murren, akzeptiert – aber nicht hier! Unbändige Wut packte mich, und ohne lange über mögliche Konsequenzen nachzudenken, streckte ich meinen Kopf in den Schalter und riss dem Beamten lautstark protestierend meinen Pass aus der Hand. Dieser war erst einmal so verduzt, dass er kein Wort über seine Lippen brachte, aber als plötzlich einige der hinter mir anstehenden Deutschen, die wohl mitbekommen hatten, dass ich aus Israel kam, zu rufen begannen: «Herrgott, lassen Sie den Mann doch durch!», winkte mich der Beamte durch. Dieses Erlebnis hat mir mächtig Eindruck gemacht, und wohl auch dem Beamten.

Im Hannoveraner Flughafen angekommen, wollte ich das Amt für Tourismus aufsuchen, das sich um die Unterkünfte für die Gäste kümmerte. Damals war es üblich, in Privatwohnungen zu übernachten. Bereits hier hatte ich einen kleinen Schock. Einige Polizisten kreuzten meinen Weg. Wahrscheinlich empfand nur ich es so, aber ihre moosgrünen Uniformen schienen mir denen der Nazizeit so ähnlich, dass mich sogleich eine leichte Panikattacke erfasste. Natürlich wurde ich nicht behelligt, aber ich dachte bei mir: , Wieso können die nicht etwas Moderneres, viel-

leicht sogar ganz in Weiss, anziehen? Muss denn immer noch alles so militärisch sein?’

Auf dem Weg zum Amt für Tourismus traf ich zufällig einen israelischen Bekannten, der schon mehrmals die Messe besucht hatte, und kam mit ihm ins Gespräch. Er sagte, dass er jeweils bei Heidi, einer Freundin, übernachtete, die Hebräisch spräche und am liebsten Israelis beherberge. Bestimmt hätte sie noch ein Bett für mich frei. Dies war mir mehr als recht. Umgehend suchten wir Heidi auf. Sie war sehr freundlich und wir plauderten eine Weile. Ihr Hebräisch war tatsächlich perfekt, obwohl sie ja Deutsche war. Ich fragte mich, wo und weshalb sie unsere Sprache gelernt hatte.

Dann zeigte sie mir mein Zimmer und sagte: «Ich habe heute Abend einige Israelis zum Nachtessen eingeladen, wenn du Lust hast, kannst du gerne dabei sein.»

Mit Freude sagte ich zu.

Vorerst aber war es Zeit, zur Eröffnungszereemonie der Messe zu fahren. Gemeinsam machte ich mich mit meinem Kollegen auf den Weg dorthin.

Bei der Zeremonie erlebte ich dann den zweiten Schock. Zum Auftakt der Eröffnung spielte eine Kapelle auf. Auch hier wieder: Obschon es nur eine ganz normale Kapelle mit Männern in Uniform war, die da spielte, empfand ich dies als äusserst störend, ja gar bedrohlich. Natürlich war keine Bedrohung da, ich konnte es auch nicht rational begründen. Möglicherweise liess diese Kapelle eine alte und tief verwurzelte Furcht wieder in mir aufsteigen und erinnerte mich, ohne dass ich es gewollt hätte, wieder an die makaberen Konzerte, die ich in den Konzentrationslagern hatte mitanhören müssen. Ich versuchte mit aller Kraft

ruhig zu bleiben und mir nichts anmerken zu lassen. Und trotzdem war ich nahe daran, aus der Messehalle zu flüchten, und fragte mich, ob es ein Fehler gewesen sei, überhaupt hierherzukommen. Aber die Aussicht auf das bevorstehende Essen mit Landsleuten half mir, die endlos scheinende Zeremonie und die langweiligen Reden zu überstehen.

Nach der Eröffnung suchte ich den Stand der Firma der Gebrüder Linder auf, deren Vertretung ich in meinem Mandanten-Portefeuille hatte. Dort war auch meine Kontaktstelle für Kunden, die mich sprechen wollten. Zufällig war gerade der amerikanische Firmenvertreter, auch ein Jude, anwesend, und wir führten ein angeregtes Gespräch. Insgesamt traf ich einige sehr interessante Leute und sah auch viele Neuigkeiten.

Ich schlenderte durch die Hallen und kam mit einem sehr netten und humorvollen Elsässer in Kontakt. Unter anderem erzählte ich ihm auch von meinen Erlebnissen während des Krieges. Dann kam ein Mann namens Klein dazu, dessen Körpergröße seinem Namen alle Ehre machte. Viel mehr Ehre war aber nicht dabei. Klein arbeitete, wie ich auch, für die Firma «Gebr. Linder». Als er hörte, wie wir über die Nazizeit sprachen, nahm er den Mund ziemlich voll und sagte: «Was soll denn das dumme Gerede? Es war nicht alles schlecht zu jener Zeit.»

Ich glaubte, meinen Ohren nicht zu trauen, und erwiderte wütend: «Wissen Sie was, *Herr Klein*, ich bin das erste Mal seit Kriegsende in Deutschland und schon begegne ich einem wie *Ihnen*. Ich rate Ihnen: Wenn Sie mich auf der Strasse sehen, wechseln Sie besser gleich die Seite, sonst rück' ich Ihnen auf die Pelle.» Mit grimmigem Blick verliess er den Stand des Elsässers.

Aber das Ganze sollte ein Nachspiel haben. Der Elsässer trug das Gehörte den Inhabern der Firma, den Linders, zu. Diese zitierten besagten Klein sofort zu sich und erklärten ihm kurz und bündig, dass er umgehend den Hut nehmen könne, weil für Rassisten bei ihnen kein Platz sei. Als ich davon erfuhr, erfüllte mich dies mit grosser Genugtuung.

Als wir, nach der Messe, während der Dämmerung in Heidis Wohnung traten, stieg uns der Duft von frisch gebackenem Brot, Hummus (Kichererbsenmus) und gebratenem Lamm in die Nase. Heidi beherrschte scheinbar nicht nur unsere Sprache, sondern auch die Zubereitung israelischer Spezialitäten.

Sie kam auf uns zu, wischte die Hände an der Schürze ab und begrüßte uns mit den Worten: «Macht es euch im Wohnzimmer bequem und öffnet bitte den Gästen, ich bin am Herd beschäftigt.»

Damit verschwand sie in die Küche und wir begaben uns in die Stube, wo der lange Tisch bereits gedeckt war. Bald trudelten die Besucher ein.

Heidi hatte ein wahres Festmahl zubereitet. Nach dem Essen sangen wir hebräische Lieder, die Unbill des Nachmittages auf der Messe war vergessen. Es wurde viel geredet, gelacht, Erlebnisse und Erfahrungen wurden ausgetauscht bis in die späte Nacht.

Als Heidi einmal in die Küche verschwand, um Getränke zu holen, folgte ich ihr und sagte: «Heidi, ich möchte nicht unhöflich sein, aber darf ich dich fragen, wo du so gut Hebräisch sprechen und israelisch kochen gelernt hast?»

Sie bat mich, auf einem Schemel Platz zu nehmen und setzte sich neben mich.

«Nun», begann sie, «das hat mit einem unschönen Erlebnis aus meiner Jugendzeit zu tun. Als ich zu Hause einmal eine Schublade herausziehen wollte, klemmte diese. Ich zog mit einem kräftigen Ruck daran, sodass die Schublade aus der Führung rutschte und zu Boden fiel. Der Inhalt lag verstreut auf dem Parkett. Beim Einräumen entdeckte ich einige Fotos, auf denen mein Vater in einer SS-Uniform zu sehen war. Ich erschrak zutiefst und konnte nicht glauben, was ich sah. Sofort eilte ich zu Mutter in die Küche, hielt ihr die Fotos hin und fragte: ‚Ist es tatsächlich wahr, dass *mein* Vater, *dein* Ehemann, bei der SS gedient hat?‘ Sie zögerte und antwortete schliesslich: ‚Ja, Heidi, es ist wahr‘, und fügte stotternd an: ‚Weisst du, Kind, das waren andere Zeiten damals, dein Vater .. .‘ Ich fiel ihr ins Wort: ‚Hat er es freiwillig getan? Es wurde doch niemand dazu gezwungen. Sag es mir!‘ Mutter senkte den Kopf, nickte und sagte kaum hörbar: ‚Ja, er tat es aus freien Stücken/»

Heidi seufzte. «Ich habe mich furchtbar geschämt für meinen Vater, habe mich sogar schuldig gefühlt. Es widerte mich an, meinem Vater unter die Augen zu treten. Also habe ich meine Sachen gepackt und bin nach Israel gereist, um Überlebende des Holocaust zu finden und vielleicht einen kleinen Teil der Sünden meines Vaters wieder gutmachen zu können. So lernte ich Hebräisch, die Lieder, die Kochrezepte und Traditionen deines Landes. Ich fand viele Freunde und bin viel länger geblieben, als ich eigentlich vorhatte. Für einige Jahre arbeitete ich in einem Reisebüro, bis ich wieder nach Deutschland zurückkehrte.»

Dann lachte sie und sagte: «So, genug der alten Geschichten, lass uns zu den anderen gehen, die warten auf ihren Fruchtsaft.»

Ich war berührt von ihrer Erzählung und empfand ebenso grossen Respekt wie Zuneigung zu dieser sensiblen Frau.

Ich lag noch lange wach im Bett und dachte über das Gehörte nach.

Bei einer meiner späteren Reisen nach Hannover besuchte ich Heidi. Sie war sehr erfreut darüber, aber mir schien, sie sei nicht mehr so fröhlich wie einst. Es war, als läge ein Schatten in ihren Augen. Den Grund dafür erfuhr ich bald. Sie berichtete, dass man bei ihr Brustkrebs diagnostiziert habe.

Ich wusste nicht recht, wie ich darauf reagieren sollte.

Sie bemerkte dies und munterte mich auf mit den Worten: «Nun, ich bin ja nicht die Einzige, die daran leidet, und in vielen Fällen ist der Krebs heilbar, oder zumindest kann man noch sehr lange damit leben.

Einen Monat danach bekam ich von ihrem Mann eine Karte mit schwarzem Rand zugeschickt. Es war Heidis Todesanzeige.

Obwohl wir uns nicht sehr gut gekannt hatten, trauere ich noch heute um sie.

Der Bildhauer

Man schrieb das Jahr 1987. Der Kommunismus war noch immer eine staatstragende Ideologie und Ungarn noch Teil des Ostblocks. Ich weiss nicht mehr, welcher Monat es war, als mich eine Geschäftsreise zum wiederholten Mal ein paar Tage nach Budapest führte. Ich wollte auch dieses Mal, wie ich es immer tat, wenn ich in Budapest war, im Hotel Royal, meinem Stammhotel, nächtigen.

Aber das Hotel befand sich just zu dem Zeitpunkt in einer Totalrenovation, weswegen ich mich für das Hotel Astoria entschied. Ich kam spät abends an und es regnete in Strömen. Da ich sehr müde war, ging ich gleich zu Bett, um am nächsten Morgen fit für meine geschäftlichen Termine zu sein.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr sass ich im schon ziemlich gut besetzten Frühstückssaal und trank meinen ersten Kaffee. Es war ein riesiger Saal, der mich mit seiner enorm hohen Decke, den überdimensional pompösen Kronleuchtern und den dicken Teppichen eher an einen Ballsaal als an den Frühstücksraum eines Hotels erinnerte. Rund um mich herum sass fast ausschliesslich Russen. Die meisten in Anzug und manche sogar in Uniform. Ich vermutete, dass es hohe Vertreter der sowjetischen Regierung und der Armee waren. Zudem hatten diese Männer offensichtlich kaum Manieren, denn sie waren laut und ungehobelt und zudem extrem arrogant und unhöflich zu dem ungarischen Personal, wie ich unschwer feststellen konnte.

Plötzlich wurde es ganz still in dem Saal, und wie auf ein geheimes Kommando drehten die Russen an den Tischen neben und vor mir ihre Köpfe in Richtung der fast drei Meter hohen Doppelflügeltür am Eingang.

Etwas neugierig schaute ich nun auch zum Eingang ... Und einen kurzen Augenblick dachte ich, wie wohl auch die Russen, ich sei einer Halluzination erlegen: Dort am Eingang stand eine gross gewachsene Frau, deren Anmut und Schönheit keinen Vergleich mit einer Diva zu scheuen brauchte. Die Frau war genau unter dem Türrahmen stehen geblieben und liess ihren Blick, mit einer Mischung aus unglaublicher Selbstsicherheit, aber auch einem gewissen Hochmut durch den Raum schweifen. Ich wählte mich einen Augenblick lang in einem alten Hollywoodfilm mit Greta Garbo. Was die Szene jedoch unreal erscheinen liess, war die Tatsache, dass diese Frau, die wie eine Filmgöttin aussah, in einem langen, seidenen Morgenrock dort stand!

Jetzt setzte sie sich mit anmutigen Schritten in Bewegung und schien einen wohl noch freien Tisch irgendwo hinter mir anzu- steuern. Die Russen schienen derweil aus ihrer Schockstarre wieder erwacht zu sein und versuchten, die Frau mit primitiven Worten und grölenden Sprüchen dazu zu bewegen, dass sie sich doch zu ihnen gesellen solle. Die Frau tat mir irgendwie leid, diesem Gepöbel der Russen ausgesetzt zu sein, und schon wollte ich in einer Regung von Mitgefühl, naja, ehrlich gesagt, auch von Faszination für diese Schönheit, aufstehen und sie an meinen Tisch bitten.

Doch sie hatte meine Hilfe nicht nötig, denn plötzlich blieb sie mitten im Saal stehen, drehte sich auf dem Absatz um und ging

zurück zu einem der Tische, von dem aus die daran sitzenden Russen sie am lautesten und am primitivsten angebaggert hatten. Welche Worte diese Frau genau benutzte, als sie am Tisch der Russen ein paar kurze, aber schneidend klingende Sätze sagte, konnte ich nicht verstehen. Was ich jedoch sehen konnte, war, dass sie, während sie sprach, so etwas wie einen Ausweis aus der Tasche ihres Morgenrocks gezückt hatte und diesen den Rülpeln am Tisch unter die Nase hielt. Als sie sich danach umdrehte und direkt auf meinen Tisch zusteuerte, waren die Russen, manche mit hochrotem Kopf, verstummt und beugten ihre Köpfe ohne weitere Worte über die Teller.

Bevor ich mir Gedanken über das Geschehene machen konnte, stand die Frau vor meinem Tisch und fragte: «Sie sehen aus wie ein Gentleman. Darf ich mich zu Ihnen setzen?»

Dann setzte sie sich, ohne meine Antwort abzuwarten, an meinen Tisch und bestellte sich einen Kaffee – sonst nichts.

Der Blick ihrer blauen Augen, die leicht mandelförmig aussahen wie die eines Tigers, schien mich regelrecht zu durchbohren. Sie hatte rötlich schimmernde Haare, hohe Wangenknochen und, erstaunlicherweise, sinnliche, wenn auch schmale Lippen.

Als der Kaffee vor ihr auf dem Tisch stand, nippte sie kurz daran, dann griff sie mit einer unnachahmlich eleganten Bewegung in die Innentasche ihres Morgenrocks, fischte ein schmales Päckchen Zigaretten heraus, zupfte mit den langen schmalen Fingern eine ebenso geformte Zigarette heraus, um diese dann mit

einem golden glänzenden Feuerzeug, das sie ebenfalls aus der Innentasche des Morgenmantels hervorzauberte, anzustecken.

Ob es mich wohl störte, dass sie an meinem Tisch rauchte, schien sie nicht zu interessieren. Während sie genüsslich rauchte, schien ihr Blick sich jedes Detail meines Gesichts einprägen zu wollen – so intensiv, aber auch wortlos, schaute sie mich an.

Ohne Vorwarnung sagte sie plötzlich und in fast akzentfreiem Ungarisch: «Ich kannte ihren Bruder.»

Im ersten Moment war ich so baff, dass ich kein Wort herausbrachte. Erst dachte ich, sie würde mich veralbern wollen, was jedoch so ganz und gar nicht zu ihrem ernsthaften Wesen passen würde, schoss es mir durch den Kopf. Nachdem ich mich wieder gefangen hatte, schüttelte ich langsam meinen Kopf und antwortete: «Das kann nicht sein, Madame.»

Ihre Augen zogen sich ganz kurz zu schmalen Schlitzen zusammen – Widerspruch schien sie nicht gewohnt zu sein. Dann entgegnete sie mit einem leicht schärferen Tonfall: «Selbstverständlich kannte ich Ihren Bruder. Sie sehen ihm zum Verwechseln ähnlich!»

Nun begann mir die Sache zu bunt zu werden: Diese Frau war schätzungsweise Mitte dreissig, wenn nicht jünger, und konnte keinen meiner Brüder, die ich alle verloren hatte, kennen. Dennoch wollte ich nicht unhöflich sein und antwortete mit ruhiger Stimme: «Madame, alle meine Brüder sind längst tot ...» Ich atmete kurz durch, auch nach all den Jahren steckte mir immer noch ein Kloss im Hals, wenn ich daran dachte, und fuhr fort, «... ermordet in Auschwitz.»

Einen Moment lang schienen die Luftmoleküle, die sich zwischen ihr und mir befanden, still zu stehen – genauso wie die Zeit.

Plötzlich stand sie abrupt auf, steckte die halb angerauchte und noch immer glimmende Zigarette achtlos in die noch halb volle Tasse Kaffee und sagte: «Ich erwarte Sie um 20 Uhr in meiner Suite. Fünfter Stock, Nummer 201.»

Dann drehte sie sich, ohne ein weiteres Wort zu sagen, um und rauschte mit demselben eleganten Gang, mit dem sie hereingekommen war, durch den Saal und entschwand dann durch die riesige Doppelflügeltür.

Als ich am selben Abend um acht vor der Suite 201 im fünften Stock stand, zögerte ich und war mir nicht mehr so sicher, ob ich die Klingel neben der Tür betätigen sollte. Die Frau hatte sich sehr seltsam verhalten. Vielleicht ist sie eine Verrücktes schoss es mir durch den Kopf und ich beschloss, nicht zu klingeln und umzukehren. Im gleichen Moment, und bevor ich meinen Entschluss in die Tat umsetzen konnte, wurde die Tür zur Suite schwungvoll von innen geöffnet – und da stand sie: Noch atemberaubender als heute Morgen sah sie aus! Das hautenge, schwarze Seidenkleid, das sie umhüllte, gab mehr preis, als es verbarg.

Wortlos trat sie einen Schritt zur Seite. Ich trat ein. Sie schloss die Tür hinter uns.

Etwas verunsichert stand ich mitten in der riesigen Suite und wusste nicht so recht, wie ich mich verhalten sollte – sie schien es jedoch umso besser zu wissen, schritt mit ihren unendlich langen Beinen an mir vorbei an einen grossen Tisch, der an der gegenüberliegenden Wand der Suite stand, drehte sich dann zu mir

um und sagte: «Kommen Sie her! Das hier ist also wirklich nicht Ihr Bruder?»

Ich schritt zu ihr und jetzt erst sah ich, dass drei grosse Fotos auf dem Tisch lagen. Alle drei Fotos, Schwarz-Weiss-Bilder, zeigten einen Mann, der mir in der Tat verblüffend ähnlich war. Selbst ich hatte im ersten Augenblick gedacht, es seien Bilder von mir, die da lagen.

Doch das auf den Fotos war weder ich noch mein Bruder, also antwortete ich erneut dasselbe, was ich ihr schon am Morgen gesagt hatte: dass alle meine Brüder in Auschwitz ermordet worden waren – da sei ich mir leider ganz sicher.

Sie schaute mich an und nickte.

«Wer ist der Mann?», fragte ich.

«Ein Bildhauer. Ungar», sie trat einen Schritt auf mich zu.

«Er war ein grosser Künstler.»

Sie stand jetzt so nahe bei mir, dass ich ihren Atem spüren konnte.

«Er war, wie auch Sie selbst, in Auschwitz ... hat es wie Sie auch überlebt.»

Alles, was ich zustande brachte, war ein stammelndes «Ah ... ach ... so».

«Wollen Sie wissen, warum der Mann überlebte?», ihre Stimme klang auf einmal ganz anders – sehr sinnlich.

Ich nickte.

«Er musste in Ihrem Alter gewesen sein, als man ihn nach Auschwitz brachte», begann sie, einen weiteren kleinen Schritt auf mich zugehend, sodass sich unsere Körper beinahe berührten, zu erzählen: «Eines Tages wurde er in das Büro eines der kommandierenden SS-Offiziere gerufen. Als er das Büro betrat,

sass der SS-Offizier hinter seinem Schreibtisch und deutete auf einen schwarzen Steinquader, der auf einem kleineren Tisch neben dem Schreibtisch stand. Neben dem Quader lagen ein Hammer und ein Meissel.

Er habe gehört, dass der junge Mann ein begnadeter Künstler und Bildhauer sei, sprach der SS-Offizier.

Der verdatterte Angesprochene antwortete, dass er die Bildhauerei bloss zum Zeitvertreib mache.

Der SS-Offizier nahm seine Mütze von seinem Kopf, ohne vom Schreibtisch aufzustehen, legte sie auf den Tisch, dann zog er seine Pistole aus dem Halfter und legte diese genau neben seine Mütze auch auf die Tischplatte. Er habe eine Stunde Zeit, ein Porträt von ihm, dem SS-Offizier, aus dem Steinquader zu hauen. Dann deutete er auf seine Mütze auf dem Schreibtisch und sagte: ‚Wenn sie passt, wirst du leben ... wenn nicht.. .‘, er deutete auf die Pistole neben der Mütze.»

Ihre Augen schienen noch intensiver zu leuchten als zuvor, ihr Atem vermischte sich mit dem meinen – ich war dermassen fasziniert von dieser Geschichte, dass ich im ersten Moment gar nicht begriffen hatte, dass sie nicht weitergesprochen hatte.

«Der Junge hat es also geschafft, eine Büste des SS-Offiziers aus dem Quader zu hauen?», es war mehr eine Feststellung denn eine Frage meinerseits.

«Ja», antwortete sie. «Und nicht nur das: Auch die Mütze passte perfekt auf die angefertigte Büste.»

«Eine ganz unglaubliche Geschichte ist das», sagte ich.

«Das wahrlich Unglaubliche habe ich Ihnen noch gar nicht erzählt.» Ich schaute sie fragend an und sie fuhr fort: «Der SS-Offizier kannte keine Skrupel. Nachdem der junge Mann die Büste

angefertigt hatte, stand der SS-Offizier auf, nahm seine Waffe vom Tisch auf und richtete sie gegen die Brust des jungen Mannes und sagte verächtlich: ‚Ihr Juden tut doch wahrlich alles, um euer geliebtes Leben zu retten.‘ Der junge Bildhauer stand ganz ruhig vor dem Lauf der Pistole und antwortete ohne die geringste Furcht in seiner Stimme: ‚Nein, Herr Sturmbannführer, nicht weil ich mein Leben liebe, habe ich es getan ... sondern weil ich die Kunst liebe.‘«

Als sie mir die Geschichte des jungen Bildhauers zu Ende erzählt hatte, war sie wortlos ins Schlafzimmer gegangen – und ich hinterher.

Wer die Frau genau war, weiss ich bis heute nicht. Vielleicht eine hohe sowjetische Beamtin? Möglicherweise gar eine Vertreterin des sowjetischen Aussenministeriums? Vielleicht sogar eine Agentin des Geheimdienstes?

Jedenfalls habe ich sie nach diesem einen Abend nie wieder getroffen – aber die Geschichte des jungen Bildhauers ist mir bis heute unvergessen geblieben.

Myrtha

In Basel, wo ich geschäftlich sehr oft zu tun hatte und von dort aus auch bequem ins benachbarte Ausland fahren konnte, logierte ich stets im «Hotel Viktoria». Nebst der zentralen Lage gefielen mir die Stadt und die Schweiz überhaupt sehr gut. Im «Viktoria» war ich während siebzehn Jahren Stammgast. Ich war dort wohlbekannt. Zum Beispiel wusste man, dass ich den Kaffee in Deutschland oder Frankreich nicht besonders mochte, sondern einen Schweizer Café crème schätzte. So begrüßte mich der Mann an der Rezeption jeweils schon bei meinem Eintreten mit einem fröhlichen «Ah, der Shlomo Graber ist da – wollen Sie einen Café crème?».

Gegenüber des Hotels befand sich ein Geschäft für Unterhaltungselektronik namens «Radio und Fernsehen Hürlimann». Ich betrat den Laden, um mich etwas umzusehen und vielleicht einen Einkauf zu tätigen.

Eine schlanke, elegante Dame kam mir entgegen und begrüßte mich wie einen alten Bekannten. Unumwunden sagte sie: «Herr Professor, ich muss Ihnen leider mitteilen, dass mein Mann vor einem halben Jahr gestorben ist.»

Ich war perplex. Weshalb sprach mich diese Frau mit Professor an und warum erzählte sie mir derart persönliche Dinge? Ich vermutete sofort, dass hier eine Verwechslung vorlag, wollte diese aber nicht auflösen, denn ich war interessiert, diese charmante Frau näher kennenzulernen. Also sagte ich nur: «Oh, das tut mir leid», und fügte an: «Hätten Sie Zeit für einen Kaffee?»

Sie antwortete: «Sehr gerne, Herr Professor, wir treffen uns in fünf Minuten im Café Bachmann gleich um die Ecke. Ich werde nur schnell meine Verkäuferin informieren und mich etwas zu rechtmachen.»

Ich verliess den Laden und ging ins besagte Café.

Als die Frau das Lokal betrat, kam sie mit einem Lachen auf mich zu und setzte sich. Dann sagte sie: «Entschuldigen Sie, ich habe Sie mit jemandem verwechselt, der Ihnen sehr ähnlich sieht.»

Ich lachte zurück und sagte, dass ich so etwas vermutet hätte, und klärte sie auf: «Mein Name ist Shlomo Graber, ich komme aus Tel Aviv, bin als Handelsreisender in der Elektrobranche tätig und deshalb in der Schweiz. Trinken Sie trotzdem einen Kaffee mit mir?»

«Wenn ich nun schon da bin, gerne», antwortete sie, streckte mir die Hand entgegen und stellte sich als Myrtha Hürlimann vor.

Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich, dass ihr Mann an Krebs gelitten und sie mich für den Professor gehalten habe, der ihn eine Zeit lang behandelt hatte. Dieser Professor habe sie oft eingeladen, mit ihr ein Wochenende zu verbringen. Sie habe aber abgelehnt mit der Begründung, dass sie nicht vom Krankenbett ihres Mannes weiche, solange er noch lebe. Nun aber sei sie erfreut gewesen, den vermeintlichen Professor wiederzusehen.

Ich hing an ihren Lippen, bewunderte ihr schönes Gesicht, nahm einen Schluck Kaffee und sagte: «Verwechslung hin oder her, darf ich Sie heute zum Abendessen einladen?»

«Nun ... ja, warum nicht?», antwortete sie.

Dies war der Anfang unserer Beziehung, und ich erinnere mich sogar noch genau daran, welcher Tag es war: der 25. Februar 1988. Es kam mir vor wie eine Art Fügung, denn kurz zuvor hatte ich mich von meiner Frau in Israel scheiden lassen.

Bis zu meiner Abreise gingen Myrtha und ich jeden Tag zusammen essen und verbrachten anregende Stunden. Ich hatte sie sofort ins Herz geschlossen und glaube, ihr ging es nicht anders, obwohl ich kein Professor war.

Zurück in Tel Aviv rief ich Myrtha jeden Tag an. Meine Arbeitskollegen hänselten mich und sagten jeweils: «Achtung, Frau Hunziker, der Israeli ruft schon wieder an.»

So ging das monatelang. Meistens rief ich Myrtha an, ab und zu erhielt ich einen Anruf von ihr. So läutete im Juni das Telefon und sie war am Apparat. Sie klagte, dass sie einen Flug nach Mallorca gebucht habe. Leider habe sich aber ihr ältester Sohn im Militärdienst den Fuss gebrochen und liege im Spital. So müsse sie ihre Ferien wohl oder übel verschieben. Ich roch Lunte und sagte geradeheraus: «Weisst du was, Myrtha: Sag den Flug nach Mallorca ab, schau nach deinem Sohn, und wenn alles im Lot ist, machst du Ferien bei mir in Tel Aviv.»

Ihre Antwort kam rasch: «Shlomo, das ist eine gute Idee, ich werde dich besuchen.»

Zwei Wochen später holte ich sie am Flughafen ab, überglücklich, sie wiederzusehen.

Myrtha war sehr überrascht, als ich ihr die Stadt zeigte. Sie erklärte, dass sie sich dieses Land und die Leute ganz anders vor-

gestellt habe. Ihr verstorbener Mann sei schon hier gewesen und habe erzählt, dass in Israel alles streng religiös organisiert sei. Nun finde sie geschäftiges Treiben, Fröhlichkeit und Grossstadtatmosphäre vor, so wie in europäischen Grossstädten.

Ich mietete ihr ein Zimmer in einem Hotel und wir verabredeten uns am Abend zum Essen. Ich hätte sie zwar gerne zu mir eingeladen, aber ich wagte diesen Schritt noch nicht, denn ich war ja nicht sicher, ob sie nur meine Freundschaft suchte.

Anderntags zeigte ich ihr mein Büro. Sie staunte. Denn ich hatte, inspiriert durch meine vielen Geschäftsreisen quer durch Europa, meinen Arbeitsraum entsprechend eingerichtet. Myrtha wähnte sich beinahe in Basel. Da war nichts Orientalisches auszumachen. Auf dem Fensterbrett standen Blumentöpfe mit Geranien, Vasen mit Tulpen. Die Wände zierten moderne Gemälde europäischer Künstler, auch ein Abdruck eines van Gogh war dabei. Religiöse Bilder hatte ich nie gemocht, ausser in Synagogen. Gegenüber des Schreibtisches aus hellem Zedernholz befanden sich eine schwarze, lederne Polstergruppe und ein gläserner Salontisch, der Teppich darunter in einem dezenten Beige gehalten. Eigentlich war ich schon damals ein halber Westeuropäer oder, wenn man will, auch Schweizer. Bei meinen zahlreichen Aufenthalten in der Schweiz hatten mir die Bundesfeiertage am 1. August, zu denen ich von Geschäftsfreunden eingeladen wurde, immer viel Freude bereitet. «Ein Volk von einig Brüdern ...», hier sah ich auch eine schöne Parallele zum israelischen Volk. Kurz, ich hatte eine ähnliche Mentalität wie die Schweizer, vielleicht

etwas offener aufgrund meiner internationalen Tätigkeit und ungewöhnlich vielen Erlebnissen.

Das hintere Zimmer war der Arbeitsraum meines Schwiegersohnes Ilan. Er war der Mann meiner Tochter Judith und lebte mit seinen zwei kleinen Mädchen Michal und Noah bei mir. Myrtha kannte er bereits von einer Reise nach Basel, auf die er mich begleitet hatte. Als er ihre Stimme hörte, trat er in mein Büro. Wir plauderten eine Weile angeregt und tranken Kaffee, bevor sich Ilan wieder an seine Arbeit machte. Dann verabschiedete sich Myrtha und wir verabredeten uns für den Abend, denn ich hatte noch zu arbeiten.

Kaum war sie gegangen, schaute Ilan wieder herein und sagte mit einem Augenzwinkern: «Na, Myrtha ist ja sehr liebrend...»

Mit breitem Grinsen antwortete ich: «Ich weiss.»

So ging das ein Jahr lang. Mal besuchte ich Myrtha in Basel, mal kam sie nach Tel Aviv. Es war vorerst eine Fernbeziehung.

Als sie wieder einmal in Israel weilte, lud ich sie zu uns nach Hause ein. Als Myrtha das Haus betrat, fragte meine Enkelin Michal: «Wer ist denn die Frau?»

Ilan antwortete trocken: «Das ist Myrtha, sie ist geschäftlich hier.»

„Gut geschwindelt“, dachte ich und schmunzelte in mich hinein. Es schien mir noch zu früh, als dass alle wissen sollten, in welchem Verhältnis ich zu Myrtha stand.

Ich hatte gerade einen neuen Citroën gekauft, und wir wollten einen Ausflug machen. Ich sagte: «Myrtha, möchtest du den Wagen fahren?»

Sie jauchzte, setzte sich ans Steuer und wir fuhren los. Sie freute sich wie ein kleines Kind und fragte: «Du, Shlomo, darf man in Israel auch hupen?»

Ich lachte schallend und drückte auf die Hupe. Sie tat es mir gleich, und so fuhren wir unter lautem Gehupe aus der Stadt ins Blaue. Ihr fröhliches, offenes Wesen hatte mich schon seit Anbeginn unserer Bekanntschaft fasziniert. Von da an fuhren wir bei ihren Aufhalten in Israel kreuz und quer durchs Land, ich stellte sie meinen Freunden und Verwandten vor, und alle fanden sie äusserst sympathisch. Erstaunlicherweise gab es nie Fragen oder Probleme bezüglich der Religion. Weder bei ihr noch bei mir oder unserer Familie.

Wir kannten uns mittlerweile schon sehr gut, waren miteinander vertraut und es war wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis ... ich mich entschloss, in die Schweiz auszuwandern. Am 18. Februar 1989 kam ich mit Sack und Pack in Basel an. Ich hatte vierzig Jahre in Israel gelebt und hatte zweiundsechzig Lenze auf dem Buckel. Nun war der Zeitpunkt gekommen, meine Heimat zu verlassen und *noch einmal* ein neues Leben zu beginnen. Nach dem Holocaust, dem Dienst in der Armee und meiner Zeit als Handelsreisender in Israel könnte man sagen, «mein viertes Leben». Sehr viel hatte ich nicht aus Israel mitgenommen. In einem Koffer hatte ich die Kleider verstaut, ein zweiter war vollgestopft mit Büchern, die mir wichtig waren. Zwei, drei Statuetten waren auch dabei und ein Gemälde, das ich kurz nach dem Krieg mit Wasserfarbe angefertigt hatte. Ich hatte in dieser Zeit auch eine Serie von Bleistiftzeichnungen gemacht, die leider verloren gin-

gen. Danach malte ich lange Zeit nicht mehr, dennoch war der Wunsch danach stets in meinem Hinterkopf. Meine Ex-Frau war immer dagegen gewesen, dass ich diesem «Hobby» nachging, und sagte, das sei doch nur eine snobistische Attitüde. Wie ich dann, auch dank Myrtha, doch zum Kunstmaler wurde, möchte ich hier kurz darstellen.

Eigentlich lag das Künstlerische schon immer in meinem Blut. Mein Grossvater, meine Mutter und auch mein jüngerer Bruder Bernhard, der in Auschwitz vergast wurde, gingen schon der Malerei nach.

War es eine Vorahnung oder einfach aus einer Laune heraus, ich weiss es nicht. Jedenfalls kaufte ich mir, kurz bevor ich Myrtha kennenlernte, einen Malkasten aus Holz mit dem Ansinnen, nun endlich ernsthaft mit dem Malen zu beginnen. Dennoch fand ich nie den richtigen Zeitpunkt und auch die Motivation fehlte – mein Beruf füllte mich ja noch stark aus. In der Hoffnung, irgendwann einmal den nötigen Kick zu bekommen, schleppte ich den Kasten auf all meinen Reisen mit. Als ich in Myrthas Wohnung meinen Malkasten auspackte, fragte sie: «Oh, du malst?» Ich zeigte ihr das Wasserfarbenbild, das ich 1947 gemacht hatte. Es gefiel ihr sehr gut und sie befand, dass ich dieses Talent unbedingt fördern sollte. Also begann ich, ab und zu eine Bleistiftkarikatur zu zeichnen, wenn mir irgendwo ein interessantes Gesicht begegnete. Den Malkasten rührte ich aber noch immer nicht an.

An einem lauen Frühlingsabend im Jahr 1995 assen Myrtha und ich in einem Restaurant. An einem Nebentisch sassen ein älterer Herr und eine junge Frau.

Myrtha stiess mich an und flüsterte: «Du, der Alte da, der hat eine gute Ausstrahlung, das wäre doch ein Motiv zum Zeichnen.»

Zwischen zwei Bissen antwortete ich: «Woher soll ich denn das Papier nehmen?»

Myrtha schmunzelte und zog aus ihrer Handtasche ein Blatt Büttenpapier und Bleistifte verschiedener Härte. Sie lächelte schelmisch und sagte: «Da, nun hast du keine Ausrede mehr.»

Ich schob den Teller beiseite und bearbeitete das Papier mit dem Stift. Plötzlich kramte auch die junge Frau ein Blatt Papier hervor und begann ebenfalls zu zeichnen. «Nun schau dir das an», sagte ich zu Myrtha, «die zeichnet scheinbar auch ihren Tischnachbarn.»

Als ich gerade den letzten Strich führte, kam die Frau auf uns zu. Sie hielt mir ihre Zeichnung unter die Nase und fragte: «Wie finden Sie es?» Ich war verblüfft. Die Ähnlichkeit war sehr gross. Aber sie hatte nicht ihr Gegenüber porträtiert, sondern – mich. Ich gratulierte zum gelungenen Werk und zeigte ihr meines.

«Na, das ist ja eine richtige Zeichnerbude hier», lachte sie und wir lachten mit. Wir setzten uns zusammen und plauderten. Der ältere Herr, dem ich mein Bild schenkte, war der Onkel von Erika, wie die talentierte junge Frau hiess.

Etwa einen Monat später begegnete ich Erika zufällig in der Basler Innenstadt. Wir begrüsst uns herzlich und kamen sofort wieder auf die Malerei zu sprechen. Sie fragte mich, ob ich Lust hätte, professionell mit Farben zu malen. Ich erwiderte, dass ich eigentlich schon lange mit dem Gedanken spiele, aber bisher die

Motivation noch nie so richtig gefunden hätte. Erika berichtete, dass sie ein Atelier ganz in der Nähe besäße und zurzeit ein bekannter Künstler bei ihr zu Besuch sei, der in ihrem Atelier einen Kurs gebe. Sie habe bereits Anmeldungen von zehn Personen.

«Warum nicht?», sagte ich.

Sie gab mir die Adresse und den Termin.

Am vereinbarten Tag ging ich in Erikas Atelier, meinen Malkasten unter dem Arm. Erika stellte mich dem Kursleiter vor, und nach und nach trudelten auch die anderen Schüler ein. Genauer gesagt, Schülerinnen. Zehn Frauen und ich, naja, auch nicht schlecht, einmal der Hahn im Korb zu sein.

Meinen Malkasten brauchte ich allerdings nicht, denn wir pinselten mit Acrylfarben. Es war mein erstes Acrylbild, Hunderte sollten folgen. Dieses erste wollte ich nie verkaufen. So hängt es noch heute bei uns an der Wand.

Am Ende des Kurses begutachteten wir gegenseitig unsere Gemälde. Ich fand, dass mein Erstlingswerk ganz passabel gelungen sei und, die Offenheit sei mir verzeihen, die «Werke» der anderen ziemlich dilettantisch, um nicht zu sagen scheusslich, geworden waren. Nichtsdestotrotz organisierte Erika einen kleinen Malwettbewerb. Alle Teilnehmer sollten einige Bilder anfertigen, die sie dann im Rahmen einer Ausstellung präsentieren wollte. Nun hatte ich Blut geleckt. Umgehend kaufte ich Acrylfarben, Pinsel, ein paar blütenweisse Leinwände und richtete in einem kleinen Zimmer unserer Wohnung mein Atelier ein. Ich legte eine Leinwand auf ein Tischchen und malte, was mir gerade in den Sinn kam, vor allem Abstraktes. Ich plante nicht, sondern

liess mich einfach von meiner Inspiration leiten. Ich malte mit Leidenschaft und Herzblut.

Myrtha war begeistert von dem Bild, fand aber, dass zu einem richtigen Maler auch eine Staffelei gehöre, und besorgte mir eine. Nach ein paar Versuchen fand ich jedoch heraus, dass mir das «horizontale» Malen besser von der Hand ging. Dieser unorthodoxen Malweise bin ich bis heute treu geblieben. Die Staffelei steht ungebraucht in einer Ecke des Raumes.

Dann war es soweit. Im August fand die Ausstellung statt. Die zehn Teilnehmerinnen hatten lediglich drei bis fünf Bilder geschaffen, während ich dreissig anschleppte. So kam es, dass im Erdgeschoss von Erikas Atelier die Werke aller Ausstellerinnen aufgehängt wurden und meine mangels Platz den ganzen ersten Stock in Anspruch nahmen.

„Da habe ich mir selbst ein Ei gelegt“, dachte ich. Wem sollte schon einfallen, sich ins Obergeschoss zu verirren, es war ja nicht einmal irgendwo angeschrieben, dass dort auch noch etwas zu sehen war.

Die Gäste drängten in grosser Zahl in das Atelier, verköstigten sich mit Häppchen und Getränken und betrachteten die Bilder. Aber Myrtha war nicht faul. Sie lockte die Leute in den oberen Stock. Ich stand etwas verlegen in einer Ecke und harrete der Reaktionen der Leute. Ich kann es nicht anders sagen: Ich hatte einen Riesenerfolg. Die Begeisterung für meine Werke war erschlagend, die Bilder verkauften sich wie warme Semmeln.

So kam es, dass ich im fortgeschrittenen Alter von zweiundsechzig Jahren das entdeckte, was ich heute beinahe als Berufung empfinde: die Malerei.

Am 25. Januar 1996, ein halbes Jahr nach dieser Ausstellung, fand meine erste eigene Vernissage in einer Galerie im Herzen Basels statt. Die Laudatio, die Myrtha auf «Baseldytsch» hielt, war so ergreifend, dass ich sie nie mehr vergessen werde. Und auch das zahlreiche Publikum belohnte sie mit frenetischem Applaus. Es war ein voller Erfolg, auch was die Verkäufe betraf.

Nun aber zurück ins Jahr 1989. Myrtha wohnte in einer sehr geräumigen Wohnung, wo nach dem Tod ihres Mannes und dem Wegzug ihrer Kinder genug Platz für uns beide war, später dann, wie erwähnt, auch für mein Atelier. Allerdings war die Einrichtung immer noch dieselbe wie zu Lebzeiten ihres Mannes.

Dies wollten wir ändern, denn nun begann für uns beide ein neues Leben. Im Verlauf der Zeit krepelten wir die ganze Einrichtung um, später war von den Wänden kaum mehr etwas zu sehen, da meine Gemälde dicht an dicht in allen Zimmern hingen.

Gleich am Tag nach meiner Ankunft sagte ich zu Myrtha: «Heute gehen wir nach Allschwil.» Sie sah mich fragend an, aber ich verriet ihr den Zweck unserer Fahrt nicht. In Allschwil angekommen, bat ich um eine Unterredung mit dem Direktor einer Bank, den ich gut kannte, weil ich dort bereits seit Jahren ein Konto hatte.

Ich sagte zu ihm: «Herr Direktor, das ist meine zukünftige Lebenspartnerin. Stellen Sie bitte eine Kreditkarte für sie auf den Namen Myrtha Hunziker aus, mit unlimitiertem Bezugsrecht aus meinem Konto.»

Myrtha war sehr erstaunt über mein Vertrauen. Aber wir konnten uns nun immerhin schon ein Jahr. Wie sollte ich der Frau, die ich liebe, nicht vertrauen können?

Zu Anfang lebte ich einige Zeit als Tourist in Basel. Dann erkundigte ich mich bei der israelischen Botschaft in der Schweiz, deren Botschafter ich gut kannte, über eine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung und gab mehrere Kontaktadressen von Kunden und meinem ehemaligen Arbeitgeber als Referenz an. Der Botschafter leitete mein Anliegen an die Schweizer Behörden weiter.

Nur einige Tage später bekam ich einen Anruf des Chefs der Grenzpolizei, der sagte: «Hier spricht Barni von der Grenzpolizei. Herr Graber, ich möchte gerne einen Termin mit Ihnen vereinbaren, hätten Sie einmal Zeit?»

Ich hatte und fuhr gleich am folgenden Vormittag zu ihm. Als ich sein Büro betrat, bat er mich, Platz zu nehmen. Ohne grosse Worte übereichte er mir ein Papier und sagte: «Hier ist Ihre Aufenthaltsbewilligung B.»

Ich war sehr glücklich darüber, wie schnell das gegangen war. Ich plauderte noch ein wenig mit dem sympathischen Mann, bevor ich mich verabschiedete. Er sagte noch, dass ich mich jederzeit bei ihm melden könne, wenn ich administrative Fragen hätte. Diese Option nutzte ich bei späteren Gelegenheiten gern, und es entwickelte sich eine Freundschaft. Ab und zu rief er mich ohne besonderen Grund an und sagte: «Shlomo, hättest du Zeit für einen Kaffee, ich schätze es, mit dir zu plaudern.» Bei einer solchen Gelegenheit teilte er mir Folgendes mit: «Weisst du, Shlomo, ich bin kein Mann, der sich bei den Leuten einschmeichelt, aber eine so makellose Akte mit so vielen exzellenten Referenzen wie deine habe ich noch nie in Händen gehabt.»

Es dauerte nicht lange, bis ich dann auch die Bewilligung C bekam, und das bedeutete die unbefristete Niederlassungsbewil-

ligung im Land. Üblicherweise wird diese einem Antragsteller erst nach ein paar Jahren erteilt, ich erhielt sie bereits nach drei Monaten.

Ich arbeitete noch einige Jahre weiter als Handelsvertreter und kam viel in der Welt herum. Oft begleitete mich Myrtha, sei es nach Paris oder London. Dies waren immer romantische und erlebnisreiche Reisen. Aber sie unterstützte mich auch bei der Arbeit und war mit der Zeit sogar in der Lage, Kunden allein zu besuchen.

Dann stellte ich meine Tätigkeit als Handelsreisender ein und ging meiner Berufung als Maler nach. Eine Rente aus der Schweizer AHV habe ich übrigens nie bezogen, obwohl ich in diese schon zu Beginn meines Aufenthaltes in Basel pflichtbewusst einbezahlt hatte. Nach einem Jahr schickte man mir das Geld zurück mit der Begründung, dass ich schon zu alt sei für einen Rentenbezug, und entband mich von der Zahlungspflicht. Da ich ein ansehnliches finanzielles Polster hatte und sich meine Bilder gut verkauften, stellte dies kein Problem für uns dar.

Myrthas Elektrogeschäft, das sie von ihrem Gatten übernommen hatte, befand sich allerdings seit Längerem in einer Krise. Es war die Zeit, in der die Discountläden wie Pilze aus dem Boden schossen und durch ihre Preispolitik viele kleine Geschäfte schliessen mussten. Myrthas Laden war aufgrund der nachlässigen Geschäftsführung ihres Mannes seit Jahren überschuldet. Schliesslich war der Konkurs unabwendbar, der Laden wurde von einer Discountkette übernommen.

Eigentlich hätte Myrtha nicht mehr zu arbeiten brauchen, denn wir hatten genug zum Leben. Doch sie ist eine aktive Frau und

wollte auch nicht komplett von mir abhängig sein. So nahm sie eine Stelle bei der Migros in Allschwil an, wo sie am Aufbau der M-Studios wie Fitnessparks und Kursschulen beteiligt war. Ich liess es mir nicht nehmen, sie jeden Tag dorthin zu fahren und abends wieder abzuholen. Ihre Kollegen schüttelten ab und zu den Kopf und sagten: «Was für ein verliebter Kerl.» Und einige der weiblichen Angestellten waren wohl auch etwas neidisch darauf, dass ihre eigenen Freunde und Männer nicht dasselbe taten.

Mit dreiundsechzig Jahren ging Myrtha in Rente. Doch sie wollte nicht untätig herumsitzen und war noch voller Tatendrang. So eröffneten wir im Jahr 2005 die Gemälde-, Kunst- und Schmuckgalerie «Spalantor» in der malerischen Strasse der Spalenvorstadt – mitten im Herzen Basels.

Obwohl ich alle Investitionen berappte, bestand ich darauf, dass sie Alleininhaberin des Geschäftes sei. Ich wollte nicht, dass sie im Falle meines Todes in eine ähnliche Misere geraten würde wie nach dem Hinscheiden ihres Mannes, denn das Haus, das sie einst besaßen, ging in die Konkursmasse des Geschäftes. Aber dies ist Myrthas Geschichte und soll hier nicht ausführlicher beschrieben werden.

Die Galerie ist nur wenige Gehminuten von unserer Wohnung entfernt. Ich kann dort meine Bilder ausstellen, und wenn gerade keine Kundschaft im Laden ist, zieht Myrtha Glasperlen auf Silchfaden, woraus zauberhafte Hals- und Armbänder entstehen. Dazu haben wir ein ansehnliches Angebot an Kunstgegenständen und Schmuck.

Seit rund fünfundzwanzig Jahren leben Myrtha und ich nun zusammen. Und erst vor Kurzem wurde ich auch auf dem Papier ein «waschechter» Basler. Das Einbürgerungsdokument hängt, hübsch gerahmt, an einem Ehrenplatz in unserer Wohnung.

Jeden Tag bin ich mit Myrtha in der Galerie, und jeden Tag mache ich ihr mindestens ein Kompliment. Nicht aus Pflicht oder Schmeichelei, sondern weil ich sie liebe und jeden Tag etwas Neues, Schönes an ihr entdecke.

Am 13. Juli 2015 werde ich 89 Jahre alt und fühle mich fit und glücklich wie nie zuvor.

Epilog

Wenn ich Stellung beziehen müsste zur Lage der Welt, dann folgendermassen: Aus meiner Sicht ist der Kapitalismus heute schlimmer als der Kommunismus. Das Profitdenken ist die oberste Maxime, die Menschlichkeit bleibt weitgehend auf der Strecke. Dies gilt für alle Gesellschaften, unabhängig von deren Religion oder Hautfarbe. In Tat und Wahrheit haben wir keine wirkliche Demokratie, denn die Schere zwischen Arm und Reich klafft immer weiter auseinander. Der Mensch ist kein Mensch mehr, sondern ein Werkzeug derer, die an der politischen oder wirtschaftlichen Macht sind. Ich finde, alle sollten gleich behandelt werden. Natürlich haben wir einiges erreicht im Laufe der Zeit. Die Gleichberechtigung der Frau, die Freiheit zu reisen, wohin wir wollen. Die Farbigen haben ihre Rechte weitgehend erhalten, wie zum Beispiel in Südafrika, und auch der Präsident der USA ist ein Afroamerikaner, was vor zwanzig Jahren noch unvorstellbar gewesen wäre. Die Fahrenden, vorab in Ungarn, haben ebenfalls mehr Akzeptanz bei der Bevölkerung und politische Rechte erhalten, und auch der Antisemitismus ist weitgehend eliminiert. Trotzdem gibt es immer noch und wieder zunehmend Extremisten, die all diesen Fortschritt zerstören wollen, denken wir nur an den Terrorismus.

Trotz dieser Fortschritte müssen in vielen Ländern die Leute unter Bedingungen und zu Löhnen arbeiten, die menschenunwürdig sind, die Kinderarbeit ist noch gang und gäbe. Offen gestanden habe ich Angst, dass es eines Tages zu einer Revolution

gegen den Kapitalismus kommt. Es kann nicht sein, dass ein minimaler Prozentsatz der Bevölkerung Milliarden hortet, während in der Welt noch alle paar Sekunden ein Kind an Hunger stirbt. Ich verstehe nicht, was die Reichen zu ihrer Gier antreibt, immer noch reicher zu werden. Vielleicht ist es ja aufgrund der Macht, die ihnen das Geld verleiht. Und diese Macht ist gefährlich, das hat uns die Geschichte gelehrt. Das ist für mich eines der aktuellen Hauptprobleme. Der Mammon ist der Fluch unserer Zeit. Irgendwann muss dieser Zustand gestoppt werden, sonst gibt es nie Frieden auf der Welt und eine Katastrophe ist vorprogrammiert.

Der Wohlstand muss gerecht verteilt und die Armut mit allen Mitteln bekämpft werden. Dies gilt nicht nur für Drittweltländer, arme östliche Staaten oder Haiti und so fort. Nein, auch hier in der Schweiz, von der ja gesagt wird, dass es das Land ist, wo Milch und Honig fliessen, habe ich schon beobachtet, wie arme Rentner oder sogenannte «Penner» die Abfallcontainer nach etwas Essbarem oder sonst wie Brauchbarem durchgewühlt haben. Dies, obwohl hier vermutlich das beste politische und demokratische System besteht. Es gibt sieben Bundesräte und das Referendumsrecht, eine grosse Parteienvielfalt und so weiter. Aber dies nützt alles nichts ohne Menschlichkeit. Das ist für mich der Punkt. Jeder Einzelne sollte, ungeachtet seiner Religion oder seines Einkommens, Nächstenliebe praktizieren. Mir scheint manchmal, der Überlebenskampf sei weltweit brutaler und unmenschlicher geworden als früher. Der technische Fortschritt bringt uns keine Erleichterung, sondern zunehmend Orientierungslosigkeit und – im Falle des Internets vor allem bei vielen

jungen Leuten – eine gewisse Art der gesellschaftlichen Verein-
samung.

Meiner Ansicht nach kann man einige Parallelen zwischen dem Holocaust und dem Kapitalismus sehen.

Die Unterdrückung und Vernichtung der Juden hatte ja nur einen Zweck: Es musste ein innerer Feind gefunden werden, um die Macht Hitlers und seiner Schergen zu festigen. Dies war nicht nur in Deutschland der Fall, viele Diktaturen haben das so gemacht. Denken wir nur an die Roma in Ungarn, die Schwarzen in Südafrika. Es gäbe noch viel Beispiele, die Jahrtausende zurückliegen. Natürlich war der Holocaust etwas sehr Schlimmes, und deshalb sollte es für die ganze Welt eine Lehre sein. Aber ist es das? Die Ausländerfeindlichkeit zum Beispiel hat zugenommen, rassistische und terroristische Gruppierungen schüren Hass und scheuen sich nicht davor, Kinder zu ermorden. Hier sehe ich einen enormen Gefahrenherd für die Menschheit. Sehr oft sind diese Gruppierungen aus Armut und Verzweiflung entstanden, und deshalb trägt der Kapitalismus den Löwenanteil an der Schuld dieser Entwicklung. Ich meine, es sollte, ganz konkret, eine Obergrenze des Reichtums geben. Jeder, dessen Kapital höher ist als diese Grenze, sollte den Überschuss abgeben müssen und die Mittel zugunsten der Armutsbekämpfung eingesetzt werden. Ich möchte das mit einer Metapher verdeutlichen: Ein Bauer, der gute Ernte macht, sollte eine Ecke seines Ackers nicht abernten, sondern den Armen überlassen. Oder Obst, das von den Bäumen fällt, müsste für die Hungernden liegengelassen werden. So steht es auch in der Thora geschrieben. Solche Massnahmen

und Gesetze müssten weltweit von den Regierungen eingeführt und durchgesetzt werden. Nur so wäre es möglich, Gewalt, Kriege und Armut nachhaltig zu eliminieren.

Im Rückblick auf mein Leben habe ich ein gespaltenes Verhältnis zu den Religionen: Es ist doch so, dass durch sie viele Kriege entfacht wurden, obwohl alle nicht müde werden, Frieden und Nächstenliebe zu proklamieren.

Ich sehe es so: In ihrem ursprünglichen Sinn sind die Religionen in Ordnung. Wenn jemand einen ehrlichen Glauben hat, ist er auch nicht gewalttätig. Auch gewisse Bräuche und Traditionen haben bestimmt einen Sinn, sie geben den Menschen ein Gefühl des Zusammenhaltes. Aber sobald sich eine Religion zur allein gültigen hochschwingen will und alle anderen verachtet, ja bekämpft, dann hat das für mich nichts mehr mit dem Glauben zu tun, dann geht es nur noch um versteckte Machtgelüste. Also dasselbe Motiv, das den Kapitalismus zu dem werden liess, was er heute ist.

Ich persönlich habe nach meinen Erlebnissen den Glauben an einen gerechten Gott verloren. Das will nicht heissen, dass ich Atheist bin. Aus den genannten Gründen bin ich gewissen religiösen Traditionen treu geblieben, auch wenn ich sie nicht sehr häufig zelebriere. Aber wer weiss denn schon, ob es tatsächlich einen Himmel oder eine Hölle gibt? Für mich ist nicht relevant, was nachher ist, sondern wie wir uns in unserem Leben verhalten.

Was man den Religionen aber zugutehalten muss, ist die Tatsache, dass sich einige von ihnen vermischt haben und so neue, auch friedliche Kulturen entstanden sind.

Wer fragt denn nach der Religion, wenn er arabisch, chinesisches oder türkisch essen geht, was ja heute in der ganzen Welt verbreitet und beliebt ist.

Aber *glauben* bedeutet auch immer, *nicht zu wissen*, und deshalb darf und kann es nicht sein, dass gewisse Gruppierungen der Menschheit ihren Glauben unter brutalster Gewaltanwendung oktroyieren wollen.

Auch der Terrorismus entsteht ja mehrheitlich aus fanatischem Glauben, und auch hier spielt es keine Rolle, ob jemand Muslim, Christ oder, auch wenn ich dieser Religion angehöre, Jude ist. Alles Extreme, Gewalttätige und Fanatische lehne ich aus vollem Herzen ab. Wenn eine Gruppierung eine Moschee in Brand setzt, besteht kein Unterschied zur Kristallnacht, als die Deutschen unsere Synagogen niedergebrannt haben.

Wenn wir auf die Geschichte zurückblicken, können wir feststellen, dass alle Diktaturen früher oder später zugrunde gehen. Aber leider sind aus den alten oft neue, ebenso schlechte hervorgegangen.

Wenn ich den jungen Leuten heute einen Ratschlag geben müsste, dann wäre es folgender: Ob jung oder alt, der Mensch sollte weniger egoistisch sein. Per se ist ja jeder sich selbst der Nächste, das liegt in unserer Natur und wird sich wohl kaum ändern. Aber ich möchte hier ein Beispiel zwischen gesundem und krankem Egoismus geben: Wenn zwei Freunde in der Wüste sind, und nur einer hat eine Wasserflasche dabei, dann sollte er sie mit seinem Freund teilen und ihn nicht verdursten lassen.

Im Weiteren müsste auch Ehrlichkeit gegenüber den Mitmenschen wieder vermehrt eine Tugend werden. Wenn wir sehen, wie viel Korruption noch in unserer Welt besteht, stimmt mich

das traurig. Sie ist im Grossen wie im Kleinen eine der übelsten Formen der Unehrllichkeit.

Und wenn heute irgendein Mensch fragen würde: «Shlomo Graber, wie muss ich mein Leben leben, damit ich so glücklich werde wie du?»

Dann wäre meine Antwort: «Er sollte eine gute Frau finden, wie es Myrtha ist.» Aber Spass beiseite. Erstens: Sei nicht abergläubisch, das ist Blödsinn. Zweitens: Sei zufrieden mit dem, was du hast. Wenn du zufrieden bist, wirst du dich automatisch und mühelos verbessern. Aber hüte dich vor krankhaftem Ehrgeiz. Denn wenn du nur immer höher und höher steigen willst, dann ist der Absturz umso schmerzhafter, und er wird mit Bestimmtheit kommen, denn du hast deine Grenzen längst überschritten.

*

Mutters Traum einer grossen und kinderreichen Familie, ihr Traum, dass sie und wir alle dereinst glücklich im gelobten Land Israel unser Leben verbringen würden – dieser Traum endete am Selektionsposten von Auschwitz.

Alles, was von ihr, ihren Kindern und ihren Träumen übrigblieb, war Rauch aus den Schornsteinen dieser Todesmaschine und ein wenig Asche in den Krematorien, die von den Mörderbanden der SS als Dünger verwendet oder achtlos in den Fluss gekippt wurde.

Was ich dir, Mutter, und auch meinen drei kleinen Brüdern und meiner kleinen Schwester heute, siebzig Jahre später, an dieser Stelle noch sagen möchte: «Mutter! Zu meinem Leidwesen habt ihr kein Grab mit Grabstein, das ich aufsuchen könnte. Es

bedrückt mich bis heute, dass ihr damals bei der Selektion in Auschwitz, in dem grossen Durcheinander, von mir getrennt wurdet, mir fortgerissen wurdet, ohne dass ich auch nur ein Wort des Abschieds hätte sagen können. Ich sehe immer noch dich und die Kinder, die sich an dich klammerten, in der Angst, dich im Gewimmel zu verlieren. Ihr entferntet euch, und ich blickte euch nach, bis ihr meiner Sicht entschwandet. Damals wusste ich nicht, dass es euer letzter Weg sein sollte. Mutter! Leider konnte ich dir keine Trauerrede halten und dir meine Liebe damit ausdrücken. Ich habe dich über alles geliebt. Du warst für mich nicht bloss eine Mutter, sondern noch sehr viel mehr. Ich würde bereitwillig mehrere Jahre meines Lebens dafür hingeben, dich und meine Geschwister ein einziges Mal nur, wenn auch bloss für eine Sekunde oder einen Wimpernschlag lang, sehen zu dürfen. Ja, ich wäre bereit, alles dafür zu geben!

Ich erschauere, wann immer ich an euren letzten Weg und die Qualen denke, die ihr bei eurem Eintreten in die Gaskammern durchgemacht habt. Ich bekomme eine Gänsehaut und möchte, selbst heute noch, nach all den Jahren, weinen bei diesem Gedanken. So hoffe ich mit aller Inbrunst, die ich aufbringen kann, dass ihr irgendwo da oben seid und meine Worte hört. Ich hoffe, dass euer junger Tod nicht umsonst gewesen sei – ich hoffe, dass die Menschheit etwas gelernt hat aus den Schrecken von damals ... auch wenn ich dann und wann daran zweifle.

Grossvater! Dir möchte ich ganz am Schluss dieses Buchs danken. Danken dafür, dass du mir schon als dreijährigem Dreikäsehoch, durch die Metapher der Risse, die wie beginnender Hass

seien und die man daher nicht vergrössern, sondern reparieren sollte, das vielleicht Wichtigste überhaupt beigebracht hast, was ein Mensch in seinem Leben lernen kann.

Das Leben scheint mir kurz zu sein. Ich habe dennoch grosse Veränderungen mitgemacht. Mein Leben stelle ich mir wie einen Bogen vor, der von meiner damaligen Welt bis zur heutigen Generation reicht. Ich kann deshalb auf ein sehr erfülltes Leben zurückschauen.

Trotz allem, was man mir angetan hat, empfinde ich keinerlei Hass mehr, denn Hass frisst die Seele auf. Obwohl es heute noch so viel davon gibt, habe ich die unerschütterliche Zuversicht, dass wir eines Tages, irgendwann, in einer besseren Welt leben werden ...

... denn Liebe ist stärker als Hass.

Nachwort

Im Mai 2005, kurz vor dem Ende meiner Amtszeit als Oberbürgermeister der Stadt Görlitz, lernte ich Shlomo Graber kennen. Er kam in unsere Stadt, um des 60. Jahrestages zu gedenken, an dem der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen war. Dieser Tag war für ihn ein wahrhaftiger Tag der Befreiung, ein Tag des Endes unbeschreiblicher Qualen, Erniedrigungen und Leiden, die er in unserer Stadt erfahren hatte. Ich war sehr gespannt auf diese Begegnung mit dem wahrscheinlich letzten Überlebenden der Aussenstelle Görlitz des Konzentrationslagers Gross-Rosen. Mich überraschten die Offenheit und Freundlichkeit Shlomo Grabers, der nicht hasserfüllt und geprägt von Ablehnung und Verachtung für die heute hier Lebenden in die Stadt zurückkehrte, in der er die schrecklichste Zeit seines Lebens hatte verbringen müssen. Ich lernte viel mehr einen freundlichen und klugen Herrn kennen, offen und herzlich, der über die furchtbaren Leiden, die er und sein Vater und Hunderte Mithäftlinge in Görlitz erfahren hatten, sprechen und berichten konnte. Das beeindruckte mich vom ersten Moment unserer Begegnung an sehr, und so kamen wir uns schnell menschlich näher. Es entstand eine Verbindung, die bis heute hält und über die ich sehr glücklich und für die ich dankbar bin. Damals schenkte mir Shlomo Graber ein kleines Ölbild, das lange in der Amtsstube des Oberbürgermeisters hing und heute seinen Platz in den Städtischen Kunstsammlungen hat. Es zeigt die rauchenden Schloten von Verbren-

nungsöfen und erinnert auf eindrucksvolle Weise an das Erleben dieses Mannes, der 77 Familienangehörige in den finsternen Jahren des Faschismus verloren hat.

Anlässlich dieses 60. Jahrestages hatte Frau Bloss, eine Lehrerin des Frédéric-Joliot-Curie-Gymnasiums in Görlitz, mit Schülern ein Projekt entwickelt und durchgeführt. Zusammen mit ihren Schülern lief sie den Weg des Todesmarsches der Häftlinge von Görlitz nach Rennersdorf und zurück im Gedenken an die damaligen Ereignisse. Mit Shlomo Graber verabschiedeten wir die Schüler an einem 1959 errichteten Gedenkstein auf einer kleinen Anhöhe in unmittelbarer Nähe des KZ «Biesnitzer Grund» in Görlitz. Am folgenden Tag empfingen wir sie in Rennersdorf. Shlomo Graber war sehr bewegt, auch diesen Ort des Leidens wiederzusehen und schliesslich auf dem dortigen Friedhof am Grab der Leidensgefährten zu stehen, die während des Aufenthaltes im Februar und März 1945 dort ungekommen waren.

Inzwischen sind schon wieder zehn Jahre vergangen. Shlomo Graber war im vergangenen Jahr wiederum in Görlitz, wo er vor Schülern zweier Schulen in der ehemaligen Synagoge eindrucksvoll über die unfassbaren Leiden berichtete, die er in unserer Stadt erlebt hat. Welche Kraft und welche innere Stärke mögen wohl dazu gehören, über erlittene Unmenschlichkeit und Bestialität ohne den Schrei nach Vergeltung und ohne Hass auf die Nachfolgenden am Ort des Geschehens zu berichten? Shlomo Graber hat mich tief beeindruckt so wie alle jungen Zuhörer in der Synagoge, die seinem Vortrag stumm und atemlos lauschten. Und mir bleibt der Dank an ihn, der diese Kraft und diesen Mut

hat, der Vergangenes aufzuarbeiten hilft, der authentisch das berichten kann, was heute gelegentlich verleugnet oder verdrängt wird. Das aber darf nie geschehen. Wir sind als die Nachfolgenden zwar nicht die Täter gewesen, aber auch wir haben Verantwortung in Bezug auf das Erbe dieser schrecklichen Zeit. Unsere Verpflichtung ist es, dafür zu sorgen, dass sie nicht vergessen wird und dass sie sich nie wiederholen kann.

Ich danke Dir, verehrter Shlomo, für Deine Grösse und dafür, dass wir uns begegnet sind.

Prof. Dr.-Ing. Rolf Karbaum
Oberbürgermeister a. D.
Görlitz im Januar 2015

*Meine Mutter
Anna Silber †**



*Ich (vorne) mit
meiner Cousine
und meinen
Cousins (1929)*



* Die mit einem Kreuz markierten Namen bezeichnen Personen, die während des Holocaust ums Leben gekommen sind.



*Mein Großvater Itzhak
(aus meiner Erinnerung
gezeichnet, 1954)*



*Großvaters zweite Frau
Chaja, genannt „Mime“, †*



*Links: die beiden
gemeinsamen Töchter,
Sosa und Drese †*



*Tante Malka, Mutters
jüngere Schwester †*



Shlomo (1933)



Meine Familie mütterlicherseits † (rechts außen sitzend meine Mutter mit meinem jüngsten Bruder Levy auf den Knien)



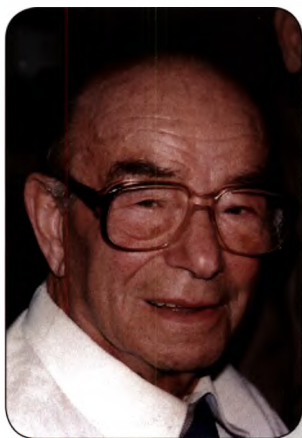
*Mein Onkel Baruch mütterlicherseits
mit seiner Familie †*



Ich (hinten), mein Bruder Bernard † (links), meine Schwester Lili † (rechts) und mein Bruder Izhak † (Mitte) – 1939



In Gedenken des Holocaust. Für jede Million Ermordeter einen Waggon. Unten rechts meine Häftlingsnummer.



Dr. Kinros, der „Lagerarzt“



*Miriam (mit Kreuz) mit mir (hinten) auf dem
Schiff nach Israel (1948)*

Unten: Eines meiner ersten Bilder (1948)





Shlomo (1947)



*Als Rekrut in Israel – mit
dem Holzgewehr (1948)*



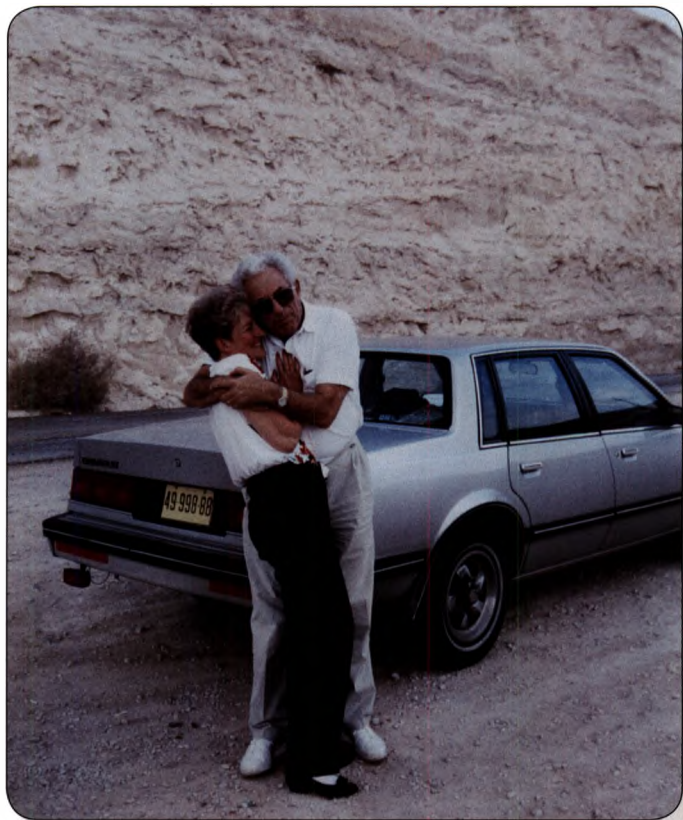
*Mein Vater Mozes mit
seiner zweiten Frau Rachel
(1948)*



Mit meinen drei Kindern in Israel. Von links: meine Söhne Rami und Hanan und meine Tochter Judit (1960)



*Meine sechs Enkelkinder in Israel
(von links sitzend: Noah, Michal, Liran.
Stehend v. links: Idan, Nir und Roi)*



*Meine letzte große Liebe: Myrtha –
bis heute und darüber hinaus*



Mein erstes Bild als richtiger Maler (1995)



1999



2000



Heute 13 Juli das erste
ich mal in der Gabel
zu diesem Datum
habe ich dieses
Bild gemacht
Bast 13 Juli das
Helmut

Helmut
13. Juli 2001

Helmut

Zu meinem 75. Geburtstag 2001



Das größte Bild, das ich je gemalt habe (2007)





*Mit meiner Frau Myrtha in unserer Galerie
in der Spalenvorstadt in Basel (2015)*



Shlomo – 2015